



Auf Erfolgskurs seit 1984.

Egolf Immobilien vereint sieben starke Unternehmen unter einem Dach, die Hand in Hand Wohn-, Büro-, Gewerbeimmobilien und Areale entwickeln, realisieren, kaufen, verkaufen, vermieten und verwalten. Aktuell kümmert sich das 20-köpfige Team um 1835 verschiedene Objekte – im Zürcher Oberland, im Grossraum Zürich und in der Innerschweiz.



Blick hinter die
Kulissen – Film ab!



Die Geschichte von Egolf Immobilien geht zurück bis ins Jahr 1984. Seitdem entwickelt, realisiert, kauft, verkauft, vermietet und verwaltet die Immobiliengruppe erfolgreich Liegenschaften und Areale im Eigenmandat.

1984 wurde die erste Frau in den Bundesrat gewählt, Michael Jackson landete mit «Thriller» seinen grössten Hit, Apple lieferte den allerersten Macintosh aus – und die Egolf Immobilien Gruppe wurde gegründet. Heute vereint sie sieben unabhängige Unternehmen unter einem Dach, die dieselben Werte und ein gemeinsames Qualitätsverständnis teilen. Hand in Hand entwickeln und realisieren sie aussergewöhnliche Projekte im Eigenmandat und verfügen über hohe Kompetenz und Erfahrung in sämtlichen Immobilienfragen bis hin zu Verkauf, Vermietung und Verwaltung.

1835 Objekte, 400'256 Quadratmeter

Das gesamte Immobilienportfolio, welches das 20-köpfige Team aktuell verwaltet, umfasst 1835 verschiedene Objekte und eine Gesamtfläche von 400'256 m². Wohnliegenschaften machen rund 80 Prozent aus – die restlichen 20 Prozent sind Gewerbeliegenschaften sowie Areale mit unterschiedlichster Nutzung. Die vielfältigen Objekte befinden sich in der Stadt und im Grossraum Zürich, im Zürcher Ober- und Unterland sowie auch in der Innerschweiz von Zug bis Luzern.

Aktuelle Neubauprojekte

In der Stadt Zürich, im hippen Kreis 4, entsteht ein grosser Neubau mit Mietwohnungen, Gewerbe- und Ladenflächen. Mitten im Stadtzentrum von Wetzikon werden drei Liegenschaften durch einen markanten Neubau ersetzt, der mit seinen öffentlichen Begegnungsplätzen das ganze Stadt-Quartier bereichern wird. Exklusives Wohnen verspricht die Überbauung Richti-Park in Richterswil. Eingebettet in eine wunderschöne Parkanlage mit Blick auf den Zürichsee bietet sie ab Anfang 2021 60 grosszügige Eigentumswohnungen.

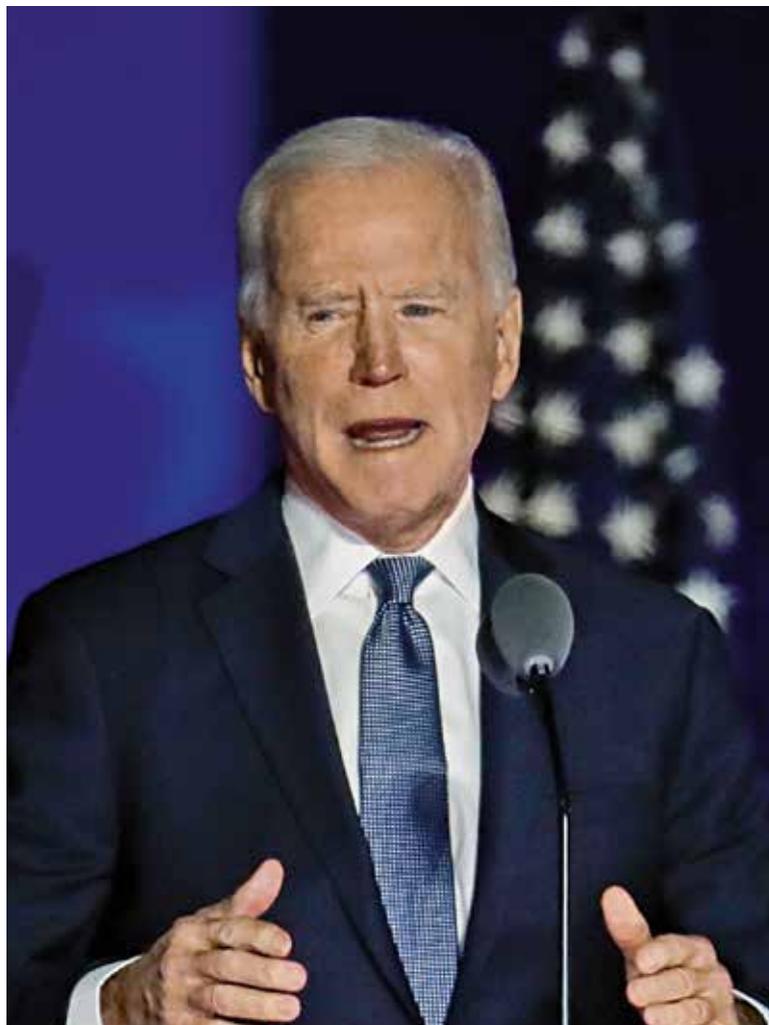
Als Investoren sind wir laufend an spannenden Immobilien, Grundstücken und Arealen interessiert. Sie planen einen Verkauf? Mirco Egolf freut sich, bei einem unverbindlichen Gespräch mehr zu erfahren.

T 043 488 18 88, mirco.egolf@egolf-immobilien.ch

Darius Rochebin, Emily Ratajkowski, Wolfgang Reitzle, Granit Xhaka

Nummer 45 – 6. November 2020 – 88. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Trumps letztes Gefecht

Machtkrieg ums Weisse Haus. Grosse Spezialausgabe zu den US-Wahlen.
*Urs Gehriger, Tom Holland, Edward Lucas, Felix E. Müller, Roger Kimball,
Shelby Steele, Kurt W. Zimmermann u. v. a. m.*

«Kultureller Selbstmord»

Islamkritikerin Ayaan Hirsi Ali über die Terrorserie in Europa. *Urs Gehriger*

Lügen für den guten Zweck

Anti-Konzern-Kampagne mit dreisten Fälschungen. *Alex Baur*

Das Glück des Lesens
Verleger Michael Krüger
über das Lebenselixier
Literatur

Alaska's Best!

Dank nachhaltigem Fischerei-Management kann der Alaska-Wildlachs weiterhin in seinem natürlichen Lebensraum aufwachsen. Deshalb ist der Erhalt der verschiedenen Wildlachs-Arten in Alaska gewährleistet.

Als Bezugsquelle vor Ort garantiert uns die renommierte Schweizer Lachs-Räucherei Trapper's Creek Smoking Company eine feine und exakte Verarbeitung nach den strengen KSA-Regeln.



www.alaska-wildlachs.ch

Trump, im Felde unbesiegt

Es war, es ist eine Sternstunde der Demokratie, superspannend, überraschend, unberechenbar wie das Leben. Medien und Meinungsforscher lagen kolossal daneben, erneut. Es gab keine blaue Welle. Trump war viel stärker als erwartet. Trotz Corona strömten die Wähler in Rekordzahl an die Urnen. Millionen stimmten brieflich ab. Der Couvert-Tsunami verlängerte die Auszählung und peitschte die Nerven hoch. Amerika streitet leidenschaftlich über seine politische Zukunft. Das ist Demokratie, grossartig, aufwühlend, inspirierend.

Voreilig erklärte sich Präsident Trump noch in der Wahlnacht zum Sieger. Sein grimmig bizarrer Auftritt wirkte eher wie das Eingeständnis einer Niederlage. Vielleicht ist es psychologisch zu deuten. Trump muss gewinnen. Für Verlierer hat er nur Verachtung übrig. Deshalb trägt er die Wahl jetzt mit einem Betrugsvorwurf vor die Gerichte. Dort scheinen die Chancen für ihn grösser als im Ozean der noch nicht ausgezählten Wahl-Couverts. Ausserdem ist einer, der wegen «Bschiss» die Wahl dann doch verliert, nicht selber schuld. So bleibt Trump, der Instinktpokerspieler, im Felde unbesiegt.

Europa rümpft die Nase. Voller Mitleid beugen sich die Journalisten über den Patienten USA. Die Situation sei «explosiv», «bestürzend», ein «Zündeln». Trump wird in den Medien bereits mit Lukaschenko gleichgesetzt. Ach was. erinnert man sich noch an den deutschen Wahlverlierer Schröder, der Kanzlerin Merkel vor laufender Kamera wie auf Drogen den Sieg ausreden wollte? Doch Trump ist nicht Sozialdemokrat, und die Verachtung der Journalisten für den unkonventionellen Nichtpolitiker im Weissen Haus kennt keine Grenzen.

Trump zimmert die Dolchstosslegende eines Wahlbetrugs, um sich von der Möglichkeit einer Niederlage abzulenken. Die Europäer reden verächtlich über Trump, um sich vom Berg ihrer ungelösten Probleme abzulenken. Die EU bröckelt. Der Brexit ist ungelöst. Im Osten brodelt der Unmut gegen Brüssel. Die von der EU geförderte Migrationspolitik offener Grenzen droht Europa in ein Flüchtlingslager für Terroristen zu ver-

wandeln. Der Euro ist auf der Intensivstation. Doch statt sich selbst zu hinterfragen, schwelgen Europas Eliten lieber im bequemen Feindbild Trump.

Dahinter steckt mehr als nur Geschmack und Stil. Es geht um Politik. Trump ist das Gegenteil der EU. Er steht für Nationalstaat, Patriotismus, konservative Werte, Flaggen, starkes Militär, tiefe Steuern, wenig Regulierung, Männlichkeit, Freiheit, freie Rede und das Recht auf Waffentragen. Trump setzt auf Marktwirtschaft statt Staatswirtschaft. Vom Pariser Klimaabkommen hält er nichts. Niemals würde er die US-Industrie durch Windräder und Sonnenzellen ruinieren. Trump gehört zu den raren Politikern der Rechten, die sich von der Linken nicht herumstossen lassen. Er schlägt zurück.

Die Linken verachten Trump, weil sie sich durch ihn bedroht fühlen. Dies zu Recht. Deshalb haben sie alles versucht, um ihn nach der Wahl aus seinem Amt zu putschen. Das FBI hörte sein Wahlkampfteam ab, machte richtig-

gehend Jagd auf seine Mitarbeiter. Sie wollten ihm Sexaffären in Moskau und Landesverrat mit dem Kreml anhängen. Als sich alles in Luft auflöste, dachten sich die Demokraten ein Amtsenthebungsverfahren aus. Trump überlebte erneut. Der gleissende Hass seiner Gegner ist auch ein Ausfluss der Enttäuschung darüber, dass dieser Präsident noch immer steht.

Trump ist ein Fighter, ein Kämpfer. Seine Bereitschaft, sich unbeliebt zu machen, verdient schon fast Bewunderung. Handkehrum muss man berücksichtigen, dass kein anderer US-Präsident der jüngeren Geschichte brutaler und unfairer angegriffen wurde. Es mag stimmen, dass er unter den Narzissten des Showgeschäfts seine eigene Liga anführt. Aber Trump ist eben Amerikaner, «larger than life», vermutlich weniger geeignet, sich in einem Quartierverein oder in einem Bundesrat einzuordnen, als wie zuletzt im Wahlkampf Tag für Tag, Abend für Abend, Woche für Woche mehrmals vor bis zu 50 000 Zuschauern als Redner und Motivator zu brillieren.

Die zwanghafte Trump-Kritik in weiten Teilen unserer Öffentlichkeit hat etwas Beelendendes. Es gibt die freudlose Konvention, Trump einen Idioten finden zu müssen, sich obsessiv mit seinen tatsächlichen und angeblichen Persönlichkeitsdefiziten zu befassen. Das ist doch kindisch. Spielt es eine Rolle, ob ich den Klempner, der erfolgreich meine Toilette repariert, einen angenehmen Menschen finde? Hauptsache, der Klempner macht seinen Job. Hauptsache, der US-Präsident macht, was er vor der Wahl versprochen hat.

Fraglos hat Trump geliefert im Sinne seiner Politik. Das bestreitet niemand, am wenigsten das Lager seiner Gegner. Noch seine Corona-Bilanz ist besser als die des Bundesrats. Warum hat es dann trotzdem nicht für einen lockeren Sieg gereicht? Seine grösste Stärke ist vielleicht auch seine grösste Schwäche: Trumps Ego ist so riesig, dass man dahinter die Vereinigten Staaten nicht mehr sieht. Wer zu oft *ich* sagt, dem nehmen die Leute irgendwann nicht mehr ab, dass es ihm eigentlich um *sie* geht. R. K.

Unsere einzige Schwäche: es gibt nur 33 Betten.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Grosses Spezial zu den US-Wahlen, mit Berichten, Analysen und Meinungen von zahlreichen namhaften Autoren aus der ganzen Welt



Roger Kimball.



Felix E. Müller.



Hansrudolf Kamer.



Edward Lucas.



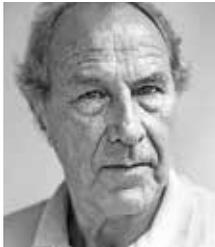
Shelby Steele.



David Dorn.



Ayaan Hirsi Ali.



Michael Krüger.



Pia Reinacher.



Peter Hartmann.



Christophe Vorlet.



Peter Rothenbühler.

Das wichtigste Ziel der *Weltwoche* ist es, die Intelligenz ihrer Leserinnen und Leser anzusprechen.

Für diese Spezialausgabe zu den US-Wahlen haben wir eine ganze Palette prominenter Stimmen gewinnen können: Aus den USA berichten neben *Weltwoche*-Auslandchef Urs Gehrigler der konservative amerikanische Star-Intellektuelle, Kunstkritiker, Publizist und Bestseller-Autor Roger Kimball. Wieder dabei ist Edward Lucas, unseren Lesern bestens vertraut, einer der klügsten britischen Journalisten.

Besonders herzlich begrüssen wir unseren früheren Kollegen, den ehemaligen Amerika-korrespondenten und Chefredaktor der *Weltwoche*, Felix E. Müller, der auch als Gründer und Chef der *NZZ am Sonntag* höchst erfolgreich wirkte. Er schreibt aus persönlicher Sicht und grosser Erfahrung den «Blick in die Zeit» zu den US-Wahlen.

Weiter geht es mit Shelby Steele, einem führenden Intellektuellen der USA, Buchautor, Filmemacher, Spezialist in Rassenfragen – aber anders, als diese Themen üblicherweise in den Medien verhandelt werden. Unsere Kollegin Christine Brinck, die Autorin mit dem genialen US-Netzwerk, konnte den Vielgefragten für die *Weltwoche* interviewen.

Beat Gygi unterhielt sich mit dem in Harvard und am MIT ausgebildeten Wirtschaftswissenschaftler David Dorn, heute Uni Zürich,

über die Auswirkungen der Wahl. Hansrudolf Kamer, Grandseigneur der Aussenpolitik, ist mit seinen Analysen präsent, ebenso wie Ed McMullen, der US-Botschafter in Bern und Trump-Vertraute, den Florian Schwab durch den fiebrigen Wahltag begleiten durfte.

Doch auch andere Themen beschäftigen in dieser Ausgabe. Europa stellt sich die Frage, inwieweit islamistische Mörder derzeit den *way of life* auf unserem Kontinent angreifen und in Frage stellen. Fürchterliche Terroranschläge erschüttern Frankreich und Österreich. Urs Gehrigler sprach dazu mit Ayaan Hirsi Ali, die sich seit Jahren mit diesem verstörenden Phänomen beschäftigt, sicher eine der relevantesten Kommentatorinnen zum Thema.

Speziell hervorheben möchten wir auch das grosse Gespräch von unserer Literaturspezialistin Pia Reinacher mit dem grossen deutschen Verleger Michael Krüger, der einen sechsten Sinn für gute Literatur haben soll und auf jeden Fall den Hanser-Verlag zu höchstem Erfolg und Ansehen gebracht hat. Krüger spricht über gute Bücher, den Wert der Literatur und Überleben in Zeiten von Corona. Aus diesem Grund haben wir den Literaturteil für diese Ausgabe sogar ausgebaut.

Wir haben noch weitere exzellente Nachrichten für Sie: Als neuen Kolumnisten begrüssen wir Peter Rothenbühler, eine lebende Legende der schweizerischen Medienszene.

Rothenbühler startete als eines der grössten Talente seiner Generation bei Ringier. Sein Meisterstück war die Neuerfindung der *Schweizer Illustrierten*, die er nicht nur brillant, sondern auch mit kommerziellem Gross-Erfolg führte.

Rothenbühler setzte weitere Akzente in der Romandie als Chef von *Le Matin* und Direktionsmitglied bei Edipresse. Vor Jahren wirkte Rothenbühler schon einmal als Kolumnist bei der *Weltwoche* – wir freuen uns sehr, dass dieser elegante Autor und weltläufige Grenzgänger zwischen den Sprachregionen unser Blatt wieder veredeln wird. Neben seiner Kolumne wird er auch als Autor tätig, in dieser Ausgabe mit einem Stück über den derzeit dubios angeprangerten Westschweizer Fernsehstar Darius Rochebin.

Jahrzehntelang prägten Peter Hartmann und Illustrator Christophe Vorlet die Rubrik «Im Auge», Kleinod der Kolumnistik und sprachliche Visitenkarte dieser Zeitung. Leider musste Illustrator Vorlet aus gesundheitlichen Gründen aufhören, etwas früher als befürchtet. Das zwingt uns, dieses Kolumnen-Gemeinschaftswerk statt Ende Jahr mit dieser Ausgabe zu beenden. Von Herzen danken wir Peter Hartmann und Christophe Vorlet für ihre so herausragende Brillanz, und wir freuen uns, dass Kollege Hartmann weiterhin als Autor exzellenter Artikel in Erscheinung treten wird.

Ihre Weltwoche

T+ TISSOT

POWERED BY NATURE
CRAFTED FOR YOU



 **TOUCH** 
CONNECT SOLAR

DIESE WOCHE

- 5 Editorial
- 6 Intern
- 10 Eilmeldung Terror in Wien
- 11 Peter Rothenbühler
Lieber Gianni Infantino
- 12 Tagebuch Roger Kimball
- 12 Bern Bundeshaus
Auf den Hund gekommen
- 13 Blick in die Zeit
- 14 **Spezial: Wahlen in den USA**
Autoren, Analysen, Meinungen
- 30 Warum es keinen Lockdown braucht
Gegen die Corona-Panikmacherei
- 31 Christoph Mörgeli
Aushängeschild mit Preisschild
- 32 Wie stärken ich mein Immunsystem?
Arzt und Komiker Fabian Unteregger
weiss Antworten
- 33 Peter Bodenmann
Es sind die Särge, *stupid*
- 34 Genial verwirrend
Model Emily Ratajkowski
- 36 Sie kommen, um zu töten
Der Attentäter von Nizza
- 37 Katharina Fontana
Die Schneggs greifen durch
- 38 «Ein Sehnsuchtsland
wäre die Schweiz»
Topmanager Wolfgang Reitzle
- 42 Zu weiss, zu dünn, zu reich
Kritik an *Vogue*-Chefin Anna Wintour
- 43 Eine Frage der Moral
- 44 Lügen für den guten Zweck
Die Kampagne der Hilfswerke
- 46 Das zweite Leben des Martin Bäümle
Comeback nach dem Herzinfarkt
- 47 Kurt W. Zimmermann
Entzauberung von Facebook und Twitter
- 48 Armee auf der Intensivstation
Irrweg unter Armeechef Thomas Süssli



Alles zu den US-Wahlen: ab Seite 14



Lügenkampagne der Hilfswerke. Seite 44

- 49 Brief aus Gstaad
Taki Theodoracopulos
- 50 «Das ist kultureller Selbstmord»
Menschenrechtlerin Ayaan Hirsi Ali
- 52 An der Hand der französischen Mutter
Axa Schweiz schwächt die Branche
- 54 Fertigmacher-Journalismus
Jagd auf TV-Ikone Darius Rochebin
- 56 Henryk M. Broder
Schlacht aller Schlachten

- 58 Leserbrief
- 59 Nachruf Sean Connery
- 60 Beat Gygi
Messen ohne Rücksicht auf Verluste

LITERATUR UND KUNST

- 61 Ikone der Woche Jackson Pollock
- 62 «Das Glück des Lesens» Michael Krüger
- 66 Bücher der Woche
- 69 Die Sprache Herbeizitiert
- 70 Ausstellung «Der erschöpfte Mann»
- 72 Film «Wildland»
- 73 Klassik Ivo Pogorelich
- 74 Pop Kiiara
- 75 Theater Molière
- 75 Jazz Keith Jarrett

LEBEN HEUTE

- 76 Wunderbare Welt
- 76 Unten durch
- 77 Fast verliebt
- 78 Sehnsuchtsorte
- 79 Lebensläufe
- 79 Thiel
- 80 Essen
- 80 Wein
- 81 Auto
- 81 Objekt der Woche
- 82 Zeitzeichen
- 82 Fragen Sie Dr. M.
- 83 Drink mit ... Pedro Schmidt
- 84 Granit Xhaka «Und am Schluss
sind wir wieder Brüder»
- 86 Tamara Wernli
«Humor schafft Distanz»

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

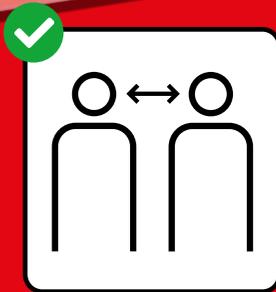
**SO SCHÜTZEN
WIR UNS.**

STOP CORONA

Aktualisiert am 28.10.2020



Weniger Menschen treffen.



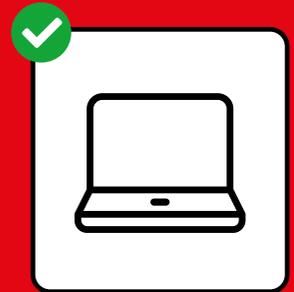
Abstand halten.



Maske tragen, wenn Abstandhalten nicht möglich ist.



Maskenpflicht in öffentlich zugänglichen Einrichtungen und Innenräumen sowie im öffentlichen Verkehr.



Wenn möglich im Homeoffice arbeiten.



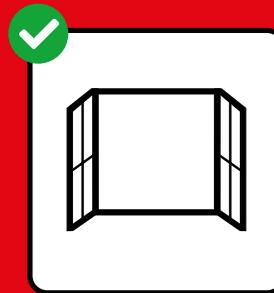
Gründlich Hände waschen.



In Taschentuch oder Armbeuge husten und niesen.



Hände schütteln vermeiden.



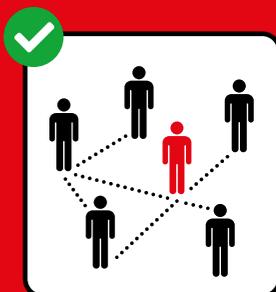
Mehrmals täglich lüften.



Veranstaltungen:
Privat: max. 10 Pers.
Öffentlich: max. 50 Pers.



Bei Symptomen sofort testen lassen und zu Hause bleiben.



Zur Rückverfolgung immer vollständige Kontaktdaten angeben.



Um Infektionsketten zu stoppen: SwissCovid App downloaden und aktivieren.



Bei positivem Test: Isolation. Bei Kontakt mit positiv getesteter Person: Quarantäne.



Nur nach telefonischer Anmeldung in Arztpraxis oder Notfallstation.

www.bag-coronavirus.ch

Regeln können kantonal abweichen



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Swiss Confederation

Bundesamt für Gesundheit BAG
Office fédéral de la santé publique OFSP
Ufficio federale della sanità pubblica UFSP
Uffizi federal da sanadad publica UFSP



SwissCovid App
Download

Erholungsheim für Terroristen

Ein Terroranschlag mitten in Wien fordert vier Tote und 22 Schwerverletzte.

Österreichs Hauptstadt nimmt's mit erstaunlicher Gelassenheit. Und, wie immer, nicht so genau.

Michael Fleischhacker

Es war ein ungewöhnlich milder Novemberabend. Tausende Wiener wollten am Vorabend des zweiten Corona-Lockdowns noch einmal ausgehen, die Innenstadt war sehr belebt. Der zwanzigjährige Kujtim F. nutzte die Gelegenheit: Mit einer Langwaffe, sehr viel Munition und einer Sprengstoffgürtel-Attrappe ausgerüstet, zog er durch die Innenstadt und tötete auf seinem Weg, der am Sitz der jüdischen Kultusgemeinde in der Seitentengasse begann, vier Zivilisten. Zwei- und zwanzig Menschen, darunter ein Polizist, wurden teils schwer verletzt. Er selbst wurde, kaum zehn Minuten nachdem der erste Notruf eingegangen war, von der Polizei erschossen.

Vorzeitig aus der Haft entlassen

Es folgte eine lange Nacht des Bangens. Zunächst hiess es, mehrere weitere Attentäter befänden sich auf der Flucht; in den frühen Morgenstunden wurde klar, dass der Todeschütze F. an diesem Abend allein agiert, aber wohl logistische Unterstützung bei der Vorbereitung gehabt haben dürfte. Im Zuge von Hausdurchsuchungen wurden vierzehn Personen festgesetzt und in Untersuchungshaft genommen. Die Terrormiliz Islamischer Staat (IS) reklamierte den Anschlag für sich, die Echtheit des Bekennerschreibens ist noch nicht erwiesen. Kujtim F. war im April 2019 zu 22 Monaten Haft verurteilt worden, weil er sich dem IS hatte anschliessen wollen. Allerdings wurde er bereits nach sieben Monaten vorzeitig entlassen.

Bundeskanzler Sebastian Kurz kritisierte daraufhin zwar die Justiz, eine grössere Debatte entspann sich daraus zunächst jedoch nicht. Überhaupt zeichneten sich die Reaktionen sowohl des Bundeskanzlers als auch des für seinen martialischen Sprachgebrauch bekannten Innenministers Karl Nehammer durch Besonnenheit und Milde aus. Es sei jetzt nicht der Zeitpunkt, mit dem Finger aufeinander zu zeigen, erklärte Nehammer am Abend nach dem Anschlag. Auch die FPÖ, die sonst keine Gelegenheit auslässt, die Aktivitäten muslimischer Extremisten als Folge der verfehlten

Migrationspolitik der letzten Jahrzehnte zu geisseln, verhielt sich auffällig ruhig.

So bleiben viele Fragen offen, sowohl was den konkreten Tathergang als auch die notwendigen Vorbereitungshandlungen betrifft. Nach wie vor ist von sechs unterschiedlichen Tatorten in der Wiener Innenstadt die Rede, die aber ein einzelner Attentäter unmöglich in weniger als zehn Minuten aufgesucht haben kann. Es müsste also entweder weitere Täter oder weniger Tatorte gegeben haben. Vor allem aber: Wie kann es sein, dass ein Dschihadist nach der Verbüssung von nicht einmal einem Drittel seiner Strafe entlassen wird, um dann einen Anschlag zu verüben? Die *Süddeutsche Zeitung* berichtete am Tag nach dem Anschlag, dass F. kurz vor der Tat in die Slowakei gereist sei, um dort Munition zu kaufen, und dass die österreichischen Behörden von den Slowaken darüber informiert worden seien.

Damit ist der Elefant angesprochen, der den Raum der österreichischen Sicherheitspolitik dominiert: das Bundesamt für Verfassungsschutz und Terrorismusbekämpfung (BVT). Der österreichische Verfassungsschutz ist seit eineinhalb Jahren ein Spielball der Parteipolitik. In die internationalen Schlagzeilen kam er, als nach dem Amtsantritt des FPÖ-Innenministers Herbert Kickl im Auftrag der Wirtschafts- und Korruptionsstaatsanwaltschaft eine Hausdurchsuchung im BVT durchgeführt wurde. Teile des

sensiblen Materials, das dabei beschlagnahmt wurde, kamen im Zuge der Akteneinsicht durch Anwälte und einen parlamentarischen Untersuchungsausschuss an die Öffentlichkeit. Das Vertrauen der europäischen Partnerdienste, durch regelmässige Informationsabflüsse auch in Richtung Moskau ohnehin eingeschränkt, war endgültig dahin.

«Schleich di»

Zu einer lückenlosen Aufarbeitung des BVT-Skandals ist es nie gekommen, auch die angekündigten Reformen lassen auf sich warten. Nach wie vor ist das BVT personell, organisatorisch und technisch in einem beklagenswerten Zustand, die konsequente Überwachung von Gefährdungen schlicht nicht möglich.

Der schlampige Umgang mit dem Verfassungsschutz indes scheint mit der österreichischen Mentalität im Umgang mit der Terrorgefahr und auch sonst so gut wie allem zu korrespondieren. Noch in der Nacht des Wiener Anschlags wurde in den sozialen Medien über ein Video berichtet, in dem ein Wiener dem schiessend durch die Strassen laufenden Attentäter nachgerufen haben soll: «Schleich di, du Oaschloch.» Man war sich einig, dass genau dies die Art von lässiger Resilienz sei, für die man Wien einfach lieben müsse. Tags darauf zierte der Spruch sogar die Titelseite der linken Berliner *Tageszeitung*.

Das Problem ist nur, dass es das Video, auf dem dieser Satz gesagt wird, offensichtlich nicht gibt. Es existiert nur eines, auf dem jemand dem Schützen «Oaschloch, motherfucker» nachruft. Irgendjemand muss sich wohl gedacht haben, dass «Schleich di, du Oaschloch» mehr nach Wien klingt. Man hat mit dieser Art der schlampigen Resilienz immer gut gelebt, es ist ja nie etwas passiert. Wien galt eher als Ruheort für Terroristen, nicht als Tatort. Bis zu diesem Montag.



Michael Fleischhacker ist ehemaliger Chefredaktor der Presse, TV-Moderator und freier Publizist.

Lieber Gianni Infantino

Ich verstehe Ihre Kommunikationsstrategie nicht. Lange haben Sie nichts gesagt, als eiliger Übervater des Fussballs zugeschaut, wie ein negativer Infoteppich über das Strafverfahren wegen ominöser Treffen mit Bundesanwalt Lauber gelegt wurde. Vor knapp zwei Wochen dann gleich eine Lawine: Interviews in Blick-TV, AZ Medien, NZZ, Schweizer Fernsehen und so weiter, alle als «exklusiv» angekündigt, aber mit fast gleichem Inhalt. Item.

Das Publikum wunderte sich: Der kann ja reden, ist zugänglich. Der neue Mann aus dem Wallis, den viele für «Sepp Blatter bis» hielten, der den Laden im Selbstbedienungsmodus weiterführt, schenkt klaren Wein ein. Und überzeugt! Kommt glaubwürdig rüber: Sie selbst wüssten nicht, welcher Vergehen Sie beschuldigt würden, seien sich keines Fehlers bewusst. Wären ja blöd, sich nur die geringste Mauschelei zu leisten. Fifa-intern hätten Sie aufgeräumt,



«Schauen Sie dabei dem Gegenüber in die Augen»: Fifa-Chef Infantino.

die Finanzflüsse transparent gemacht. Und so weiter. Gut.

Über die Form der Interviews lässt sich diskutieren. Bei «Gredig direkt» (SRF) haben Sie stets nach rechts unten geschaut, als hätten Sie den Schlüsselbund verloren. Man denkt, der verbirgt etwas. Dass es langweilig anfang und

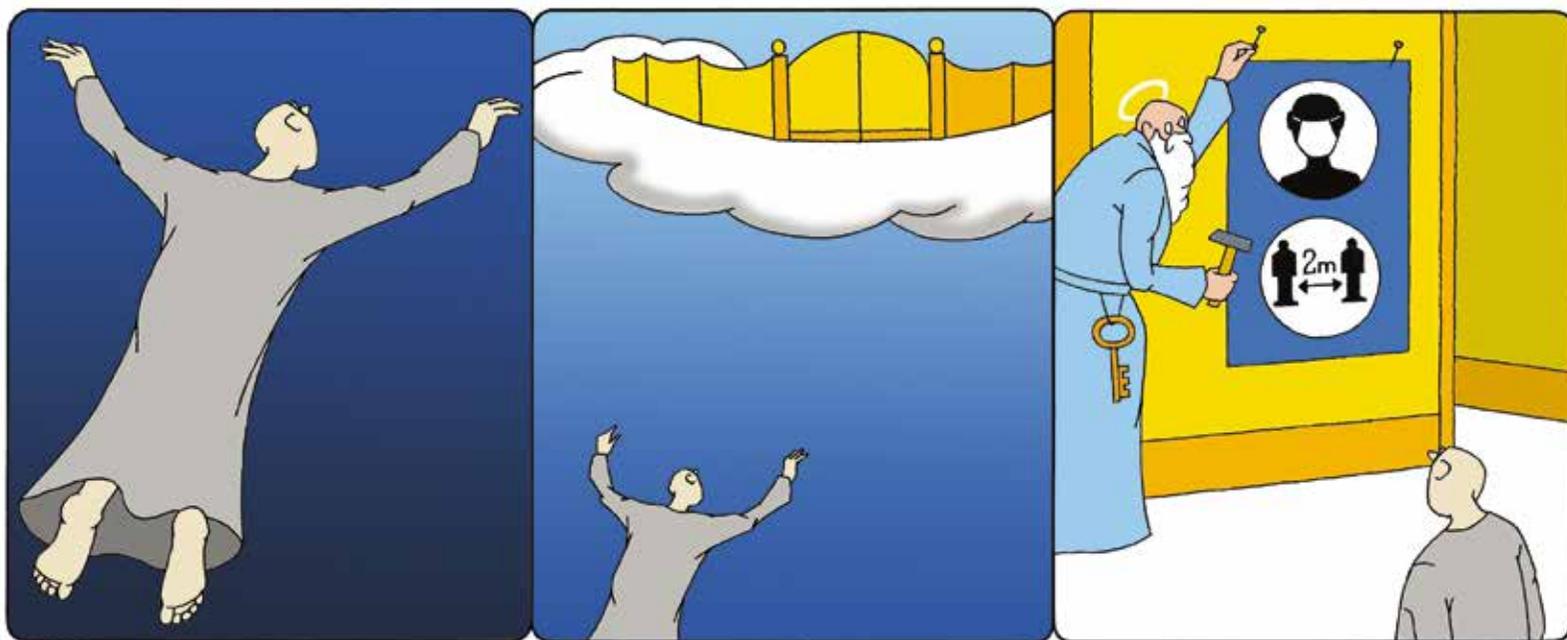
heisse Fragen erst am Schluss kamen, geht nicht auf Ihr Konto. So ist Gredig.

Nur einen Fehler haben Sie eingestanden, nicht den kleinsten: in der Kommunikation noch schwach gewesen zu sein. Leider ist aber Kommunikation Chefsache, die fließen muss, und zwar regelmässig, gerade bei einem Haus mit Skandalvergangenheit. Hier ist Nachhilfeunterricht angesagt. Es muss ja nicht gleich ein trumpsches Twitter-Gewitter sein. Einfach ein *bitzeli* mehr.

Man erfuhr kürzlich nur, dass Sie Covid-19-positiv seien. Endlich eine positive Nachricht aus der Fifa, haben Zyniker gewitzelt. Aber was sagt der Fifa-Boss zur unsicheren Zukunft vieler Fussballer? Was will er für die vielen Klubs am Abgrund tun? Reden Sie weiter! Schauen Sie dabei dem Gegenüber in die Augen. Direkt.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



Auf den Hund gekommen

Hilfswerke rühren die Tränendrüse bei der Konzernverantwortung. Die Wirtschaft kontert mit einem dilettantisch gezeichneten Bernhardinerhund. Wer hat denn das verbochen?

Ein trauriges kleines Indianermädchen mit Schnudernase vor einer peruanischen Mine. Dazu der Spruch: «Kind vergiftet. Rohstoffkonzern haftet.» Die Botschaft der Initianten der Konzernverantwortungsinitiative lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Dass das Kind irreführend vor die Mine montiert ist – eigentlich wurde es in Peru vor einem Sportplatz fotografiert, wie die NZZ kürzlich enthüllte –, tut aus Sicht der Initianten nichts zur Sache. Hauptsache, es macht Eindruck.

Dem traurigen Indianermädchen setzen die Gegner der Initiative den Bernhardinerhund Barry entgegen, der sich in den Schwanz beisst. Dazu der Spruch: «Helfen ja, aber doch nicht so!» Mehr-Ebenen-Kommunikation für Fortgeschrittene. Wenn man alle in dem Sujet angedeuteten Puzzleteile richtig zusammensetzt, entsteht daraus ein schlüssiges Argument: Es gibt weltweit zu viele Menschenrechtsverletzungen und Armut. Dagegen soll die Schweiz etwas tun. Die Initiative, über die wir am 29. November abstimmen, behindert sie aber genau in diesem Anliegen.

«Ich bin mir nicht sicher, dass die Leute das verstehen», sagt ein bekannter Kampagnen-Dirigent gegenüber der *Weltwoche*. Das Sujet sei «weder schön noch überzeugend». Man erkenne ja kaum, dass es einen Bernhardiner darstelle. Und der Chef eines Grossunternehmens, das durch die Initiative betroffen wäre, gibt sich entsetzt über die Zaghaflichkeit der Botschaft. Ein bürgerlicher Spitzenpolitiker bezeichnet die Kampagne als «verkachelt» – die Argumentation zu kompliziert, die Bildsprache dafür fast provozierend einfältig.

Unklare Symbolik

Die zitierten Stilkritiker möchten aber nicht mit ihrem Namen hinstehen. Sie lehnen die Initiative ab und wollen die Aufgabe der Kampagnenleitung nicht noch schwieriger machen, als sie ohnehin schon ist. Eine Ausnahme ist David Schärer, Mitgründer der Werbeagentur Rod Kommunikation und *Weltwoche*-Kolumnist. Er sagt, die Kampagne komme ihm «unausgegoren» vor. Das fange schon bei der



So, wie man es nicht machen muss, für Fortgeschrittene.

unklaren Symbolik an: «Die Redensart, wonach sich ein Tier in den Schwanz beisst, beschreibt eine paradoxe Situation ohne klaren Anfang und Ende.» Gemeint sei aber vermutlich eher, dass sich die Schweiz durch die Annahme der Initiative schade. «Wenn man auf plakative Bildsymbolik setzt, dann muss sie auch sitzen.» Zudem erscheint Schärer die Illustration unfertig. «Es scheint, als habe man einfach eine erste Grobsskizze verwendet.»

Es gibt aber auch positive Stimmen: Eine Firmenvertreterin bemerkt, dass die Stärke des Hundemotivs in seiner Harmlosigkeit liege. Es bringe Leute zum Nachdenken, die dem harten politischen Schlagabtausch wenig abgewinnen könnten, und wecke Sympathien, beispielsweise in der weiblichen Bevölkerung.

Wie kam es zu dem Sujet, an dem sich die Geister scheiden? Der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse orchestriert die Nein-Kampagne mit straff angezogenen Zügeln. Die Strategie und grosse Teile der Umsetzung werden im eigenen Haus ersonnen. Auf externe Dienstleister greift man nur sehr begrenzt für Einzelaufträge zurück.

Für ihre Nein-Kampagne haben die Economiesuisse-Verantwortlichen eine ausgeklügelte Strategie entwickelt, die verschiedene Gruppen

unterschiedlich ansprechen soll. Die kleinen und mittleren Unternehmen mit der Botschaft, auch sie seien betroffen. An die rechten Staats-skeptiker und Sozialismus-Gegner gelangt man mit einer Kreatur, halb Wolf und halb Fuchs, die die Bösartigkeit der Initiative verdeutlichen soll: «Utopischer, teurer Kontrollwahn» und «linke Träumerei, die nicht umsetzbar ist». Und so weiter. In den vielen, nach Bevölkerungsgruppe ausdifferenzierten Argumenten ist Barry der kleinste gemeinsame Nenner – der Botschafter für die Zauderer, die finden, es gebe ein Problem, und die sich den Kopf über die beste Lösung zerbrechen.

Hoffen auf das Ständemehr

Damit findet in der Kampagne seine Fortsetzung, was im Parlament begann. Hier führten die Initiativgegner aus den Wirtschaftsverbänden einen Eiertanz auf: Gibt es überhaupt Handlungsbedarf? Braucht es einen Gegenvorschlag zur Initiative? Direkt oder indirekt, und wie soll er aussehen? Die Antworten der Wirtschaft auf diese Fragen waren diffus und wechselnd. Am Schluss stand ein indirekter Gegenvorschlag, der den Grundakkord für das Bernhardiner-Sujet setzte: ein Nein mit ellenlangem Aber für Fortgeschrittene.

Wäre es besser, wie die Gegenseite auf eine einheitliche und klare Botschaft zu setzen? Ja, findet ein Wirtschaftslobbyist mit jahrelanger Erfahrung. Die meisten Stimmbürger stellten vor allem die Frage, ob das von der Initiative behauptete Problem real sei. Der hilfsbereite Bernhardiner («Helfen ja») sende das Signal aus: «Es besteht Handlungsbedarf.» Und wer zum Schluss komme, dass etwas getan werden müsse, stimme dann eher für die Initiative.

Das gelte besonders für jene Stimmbürger, die das Nein-Lager brauche, um die Konzernverantwortungsinitiative zu bodigen: den Bauern im Kanton Schwyz und den Schreiner aus Appenzell Innerrhoden. Denn gemäss eigenem Bekunden setzt Economiesuisse vor allem auf das Ständemehr. Was bedeutet, dass man viele ländliche Deutschschweizer Kantone von einem Nein überzeugen müsste.

BLICK IN DIE ZEIT

Felix E. Müller



Als Joe Biden kurz nach Mitternacht vor seine Anhänger trat und erklärte, er sei zuversichtlich, am Ende als Gewinner der Präsidentschaftswahlen dazustehen, da wusste man: Jetzt beginnen die Trickserien um den Wahlausgang. Der Demokrat wollte verhindern, dass sich Trump ungehindert zum Sieger erklären würde, was dieser dann später dennoch tat. So kommt es jetzt wohl zum Worst Case – einer sich lange hinziehenden Auseinandersetzung um das Wahlergebnis, die, so Trumps Ziel, vom Supreme Court beendet werden soll. Das Fundament dafür hat er mit seinen Dauerattacken gegen die Briefwahl schon lange gelegt.

Wer auf welchem Weg am Ende ins Weisse Haus einziehen wird, weiss im Moment niemand. Etwas steht allerdings schon fest: Donald Trump hat unser Amerikabild endgültig verändert. Der Atlantik ist breiter und tiefer geworden. Vor 75 Jahren war es anders: Da ging die Schweiz Deutschland-bezogen in den Zweiten Weltkrieg und kam Amerika-freundlich daraus heraus. Was sie in diesem Land sah, fasste Ronald Reagan 1989 in seiner Abschiedsrede an die Nation in die Vision der «Shining City on a Hill»: «In my mind it was a tall, proud city built on rocks stronger than oceans, windswept, God-blessed, and teeming with people of all kinds living in harmony and peace; a city with free ports that hummed with commerce and creativity. And if there had to be city walls, the walls had doors and the doors were open to anyone with the will and the heart to get there.»

Auch mich faszinierte diese «Shining City», seit mir das Musical «Hair» ein ganz neues Lebensgefühl vermittelte, New Age und Flower-Power. Ich studierte am Bryn

Mawr College in Philadelphia, einem kleinen Juwel geisteswissenschaftlicher Freiheit und intellektueller Kreativität. In der Neuen Welt öffneten sich neue Dimensionen, das Leben schien offener, vielversprechender, reicher. Als Korrespondent kehrte ich zurück. Ein Höhepunkt waren da meine Begegnungen mit Paul Nitze, dem Altmeister der Abrüstungsdiplomatie, der 1989 mit dem Fall der Berliner Mauer plötzlich arbeitslos geworden war. Ich vermute, er langweilte sich, weshalb ich einige Male in seinem riesigen Büro im legendären 7. Stock des State Department sass. Dort erzählte er, wie er 1945 das kriegsversehrte Europa besucht hatte und danach mit beteiligt gewesen war am Aufbau einer Nachkriegsordnung, die dem Westen Frieden und Freiheit und Wohlstand brachte. Ein letztes Mal überkam mich dieses Amerika-Gefühl, als meine Frau und ich im Football-Stadium der Ohio State University sassen, wo unsere Tochter vor 107 000 Zuschauern und zu den Klängen der US-Nationalhymne in die Hall of Fame der Universitätssportler aufgenommen wurde, hatte sie dort doch im Uni-Team Landhockey gespielt. Ein grosses Land!

Als John F. Kennedy 1963 ermordet wurde, taufte viele Mütter in den hintersten Walliser Tälern ihre Mädchen auf den Namen Jacqueline, aus Bewunderung für dessen Witwe. Wer in der Zürcher Wirtschaft Karriere machen wollte, musste der American Chamber of Commerce angehören. Wessen Ziel es war, als Anwalt in der grossen Liga mitzuspielen, der brauchte einen amerikanischen LL.M.-Abschluss. Für die Schweiz waren die USA ganz wichtig, weil sie wirtschaftlich auf offene Märkte und eine liberale Handelsordnung angewiesen ist. Zudem entband der Blick über

den Atlantik auch von der staatsbürgerlichen Pflicht, sich mit den Minderheiten im eigenen Land beschäftigen zu müssen, mit den Welschen oder den Tessinern.

«A Shining City on a Hill»: Donald Trump hat nie in diesen Kategorien gedacht. Mit Idealismus muss man ihm so wenig kommen wie mit Visionen. Politik ist für ihn eine Art Pokerspiel: Der eine gewinnt, der andere ist ein Loser. «America first» meint nur, dass die USA besser Poker spielen sollten als die anderen. Diese waren dann Verlierer, erfüllt von all den Gefühlen, die Verlierer jeweils gegenüber den Gewinnern erfüllen. Bewunderung entsteht daraus nicht.

Wollen heute Schweizer Studenten noch an einer amerikanischen Universität studieren? Nein, das Interesse daran hat enorm abgenommen. Was der Politologe Joseph Nye «Soft Power» genannt hat, eine Führungsrolle dank der gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Attraktivität, haben die Vereinigten Staaten weitgehend verspielt. Und es ist beileibe nicht nur die Rechte, die daran Mitschuld trägt, auch die Linke mit ihren Denkvorschriften und Denkverboten motiviert nicht unbedingt zu einem Studienaufenthalt in den USA. Wo einst Kennedy und Reagan, Leute wie Paul Nitze oder Martin Luther King Inspiration und Vorbild für Millionen waren, ist jetzt ein Vakuum entstanden. In dieses sickern nun andere oder anderes ein, schwedische Klima-Teenager etwa oder allerlei Extremisten. Und den Machthabern in Peking fällt es leichter, ihren Einfluss in der Welt systematisch auszubauen. Werden Schweizer Anwälte bald einmal chinesisches Recht studieren?

Wie trostlos! November hienieden.

Trumps letztes Gefecht

Wann schieben sie Joe Biden über die Ziellinie? Kommt Kamala Harris? Trump zückt die Justiz-Waffe und trifft einen Punkt. Unterwegs in der Fieberkurve eines verrückten Wahlkampfes.

Urs Gehriger

Washington, D. C.

So eine Wahl hat das Land seit der Gründung durch George Washington noch nie gesehen. Das Epizentrum der Weltpolitik erinnert an Bagdad zu Kriegszeiten. Betonblockaden. Verwaiste Strassen. Die Hotels haben den Betrieb auf das Nötigste heruntergefahren. Einsame Rezeptionisten halten die Stellung. Washington, D. C., ist eine Geisterstadt. Das Weisse Haus ist eingeeigelt.

«Sir, was wollen Sie hier?»

Wie hier bereiten sich zahlreiche Städte quer durchs Land auf einen Sturm vor. Es entbehrt nicht der Ironie, dass es allesamt von Demokraten regierte Städte sind. Nicht gegen Trump-Rollkommandos verbarrikadieren sie sich, sondern gegen den linken Mob, der im Falle eines Wahlsiegs Trumps mit Gewalt und Zerstörung droht.

Wahltag. Blauer Himmel, so weit das Auge reicht. Versöhnlich erhebt sich die Sonne über dem Land. Draussen auf dem Land in Pennsylvania, dem umkämpften «Swing State», zieren Halloween-Kürbisse die Veranden. Der Tankstellenwart verabschiedet sich mit «God bless you». Die Stimmung an diesem historischen Wahltag erinnert an den melancholischen Johnny-Cash-Klassiker: «And Lord, it took me back to something that I'd lost/Somewhere, somehow along the way».

Im benachbarten Bundesstaat Delaware bereitet sich das Team Biden auf den grossen Abend vor. Auf dem Parkplatz des Chase Center am Christina River beim Hauptstädtchen Wilmington bauen Wahlhelfer mit Ameiseneifer eine Bühne auf mit opulentem US-Flaggen-Wald, auf der Joe Biden in der Nacht den Wahlsieg verkünden soll.

Zehn Autominuten entfernt, in einem gediegenen Vorort Wilmingtons, steht eine Polizeistreife mit Blaulicht quer über der Strasse. «Sir, was wollen Sie hier?», fragt der Beamte in gestärkter Uniform. «Etwas herum-schauen», erwidere ich. Hier, in dem Anwesen an der 1209 Barley Mill Road mit grosszügigem Umschwung und Baumbestand, hat Biden sei-

nen Wahlkampf verbracht, besser gesagt im Kellergeschoss des Anwesens, sicher geschützt vor Coronaviren und vor seinen legendär-peinlichen Verbal-Entgleisungen.

Zur Stunde ist der Hausherr ausgeschwärmt. Er besucht das Grab seines früh verstorbenen Lieblingssohnes Beau Biden, begleitet von einem Medientross. Mitten im Städtchen Wilmington finden sich Spuren seines anderen Sohnes, Hunter. An der verriegelten Glastür von 21a Trolley Square klebt ein Plakat. «Es waren schöne zehn Jahre, in denen ich Teil dieser wunderbaren Nachbarschaft sein durfte. Ich danke Euch für alles! Lebt wohl!»

Es sind die Worte des Computer-Reparateurs John Paul Mac Isaac. Hunter Biden hatte ihm im Mai 2019 seinen defekten Laptop zur Reparatur angeliefert – und nie abgeholt. Auf der Harddisk fand Mac Isaac Tausende E-Mails und

Bidens Liste der Aussetzer ist lang. Beunruhigend. In den Startlöchern steht Kamala Harris.

Dokumente, die Hunters korrupte Geschäfte mit internationalen Firmen in der Ukraine, Russland und China offenlegen. Und die darauf hinweisen, dass auch Hunters Vater, der damalige Vizepräsident Joe Biden, entgegen seinen Behauptungen, von den Millionen-Deals Kenntnis hatte. Somit wäre Biden als neuer US-Präsident erpressbar.

Als die *New York Post* die Mails kurz vor der Wahl veröffentlichte, boykottierte das gesamte Medienkorps die Recherche. Egal, was die Bidens alles auf dem Kerbholz haben – die Wahrheit wird dem hehren Ziel der Vertreibung Donald Trumps geopfert.

Kantersieg in Florida

Dieselben Medien, die sich einer Biden-Omer-tà unterwarfen, sind es, die den Demokraten einen haushohen Sieg voraussagten. Und wie vor vier Jahren liegen sie auch diesmal spektakulär daneben. Denn wieder hat er zugeschlagen, der «versteckte Trump-Wähler».

Dass es ihn überhaupt gibt, zeugt davon, dass einiges faul ist in den Vereinigten Staaten.

«Ist dies ein freies Land, wenn man Angst haben muss, seine Meinung in der Öffentlichkeit zu äussern?», fragt Tucker Carlson, unter jungen Amerikanern der populärste Talkmaster der Nation, während der Wahlnacht auf Fox News. Tags zuvor hatte ich Carlson (den ich 2017 für die *Weltwoche* interviewte) angefragt, ob wir uns nach der Wahl treffen könnten. «Verdammt! Ich würde gerne», schrieb er mir in einer SMS. «Aber wir sind weggezogen. Mussten unser Haus in D. C. verkaufen und umziehen. Zu viele Drohungen. Verdammt traurig, aber so ist Amerika im Moment.»

Trumps Kantersieg in Florida (3,4 Prozent Vorsprung auf Biden) am frühen Wahlabend versetzt den Demokraten einen Schock. Er raubt Biden die Hoffnung auf einen Erdrutschsieg. Steve Bannon, der als Wahlkampfleiter vor vier Jahren mit Trump ins Weisse Haus einzog, jubiliert. «Wir holen das Ding», sagt er mir auf einer Dachterrasse gegenüber dem Kapitol. In einem geheizten Plastikzelt strahlt er seinen «War Room»-Podcast in die Nation aus, die nun viertelstündlich einen neuen Fieberschub erfährt.

Der Trend ist beachtlich. Trumps Basis ist aus Teflon, und sie wächst. Sie besteht nicht bloss aus wütenden weissen Männern. Er legt an Stimmen zu bei schwarzen Frauen und Männern, bei Latinos (siehe S. 23). Damit zerbröselst das mit Furor propagierte Narrativ der Medien, wonach Trump ein Rassist sei.

Je länger die Nacht dauert, desto mehr verflüchtigt sich im Trump-Camp die Siegestimmung. Zuerst sah alles aus wie 2016. Dann fiel plötzlich Arizona an die Demokraten. Jetzt läuft man in Pennsylvania auf Grund. Es gibt Probleme mit den Wahlzetteln.

Im Weissen Haus sei die Stimmung «angespannt, aber zuversichtlich», sagt eine Bekannte am Telefon, die als Ehrengast geladen ist. Um 2.30 Uhr in der Früh tritt Trump vor die Medien. Seine Mimik verrät trotzige Gereiztheit. Weg ist die Coolness des Wahlkämpfers Trump. Obwohl ihm – ebenso wie Biden – noch



Merkwürdige Bündel: Präsident Trump erklärt sich zum Sieger und kritisiert den Wahlprozess.

viele Stimmen zum Sieg fehlen, erklärt der Präsident: «Offen gesagt, wir haben diese Wahl gewonnen.»

Für die Volksseele im geteilten Land ist das Patt das schlimmste aller Ergebnisse. Nun beginnt der Krieg der Juristen. Es ist ein Krieg, auf den sich die Demokraten lange vorbereitet haben. Im September bereits richtete das Team Biden einen juristischen *war room* ein mit Anwälten aus dem ganzen Land. Das Kommando hat Marc Elias, der 2016 Hillary Clintons Generalberater war.

Das juristische Fingerhakeln liefert Stoff für neue Feindschaften, möglicherweise Gewalt. «In zwei Monaten haben wir Bürgerkrieg. Sie werden sehen», meint ein ehemaliger Hollywood-Drehbuchautor mit roter Trump-Mütze abgeklärt, der sich müde lächelnd als «Joe» ausgibt.

Inspektionen und Nachzählungen

Nach kurzem Schlaf: Ernüchterung. Jetzt fällt ein Bundesstaat nach dem andern in Bidens Schoss. Er nähert sich bis auf wenige Punkte der 270-Stimmen-Schallmauer des Sieges. Trump muss jetzt alle vier noch unentschiedenen Bundesstaaten gewinnen, will er das schier Unmögliche erzwingen.

Die Zahl der Zweifler wachse stündlich, ist aus dem Umkreis des Präsidenten zu vernehmen. Erste Republikaner wenden sich von ihm ab. Trumps «Siegesrede» sei ein dreister, undemokratischer Streich gewesen, meinen viele. Ist Trump letztlich einfach ein schlech-

ter Verlierer? Kann er überhaupt eine Niederlage eingestehen?

Meldungen häufen sich, dass in verschiedenen Swing States ganze Bündel von Wahlzetteln auf mysteriöse Weise aufgetaucht seien. Auch in bereits entschiedenen Staaten wie Wisconsin oder Arizona. Das Wort «Wahlfälschung» kursiert. Trump scharft jetzt ein Aufgebot der Entschlossenen um sich und zieht in sein letztes Gefecht. An allen offenen Fronten verlangt der Präsident Inspektionen und Nachzählungen.

Wieder legt sich die Nacht über Washington. Vor dem Hotellift stellt sich ein Mittzwanziger neben mich, komplett in Schwarz gekleidet. Er ist einer der paar Mitbewohner im «Hamilton»-Hotel und direkt neben meinem Zimmer einquartiert. Er koordiniere eine Gruppe von «Black Lives Matter»-Aktivisten und sei auf dem Weg zum Weissen Haus. «Trump wird die Stadt verlassen», sagt er mit lässiger Gewissheit. «Geht er nicht von selbst, werden wir dafür sorgen.»

Präsidentin Kamala Harris?

Zurück im Zimmer. Der vermutlich fiebrigste, verrückteste Wahlkampf aller Zeiten geht in einen juristischen Kleinkrieg über, Häuserkampf. Ich zappe durch die Sender. Wann werden sie den fragilen Joe Biden über die Ziellinie schieben? Der Mann ist noch nicht gewählt, und bereits beginnt die Diskussion, ob er sein Amt überhaupt werde ausführen können. Die Liste seiner Aussetzer ist beunruhigend lang.

In den Startlöchern steht Vizekandidatin Kamala Harris. Sie begann als «knallharte» Staatsanwältin, buchtete einst 1500 Menschen wegen Marihuana-Missbrauchs ein. Später marschierte sie, immer in Tuchfühlung mit dem Zeitgeist, nach links. Heute ist sie die Senatorin mit dem nachweislich linken Abstimmungsverhalten. Trotzdem preisen sie die Medien als «pragmatische Liberale». Wäre sie die eigentliche Präsidentin?

Auf CNN sind sie enttäuscht. Ein Meinungsmacher aus dem Demokratencamp betrauert, dass die Amerikaner dem blauen Lager keinen «moralischen Sieg» beschert und Trump nicht deutlicher zum Teufel gejagt hätten. Da geht die moralische Belehrung, Beschimpfung des US-Wählers schon wieder los. Auf den konservativen Sendern schäumen sie über angeblichen Wahlbetrug. Tatsächlich scheinen aus dem Nebel irgendwelcher Counties immer wieder Tausende von Briefstimmen für Biden aufzupoppen.

Dolchstosslegenden? Oder hat Trump nicht Recht, wenn er anprangert, dass einzelne demokratisch regierte Staaten in letzter Sekunde noch die Regeln abgeändert haben zum Briefwahlverfahren? Schummrig ist es auf jeden Fall.

Müde schalte ich ab. Was für ein Wahlkampf zwischen einem unermüdlich tourenden Rockstar-Präsidenten und einem Fast-Sieger, der sich in seinen Keller verkroch, von den Meinungsforschern hochgestemmt wurde, um dann irgendwie hauchdünn vorne zu bleiben. Oder nicht? Noch ist vieles offen.

Bidens brillante Strategie

Die Pandemie bot Joe Biden die perfekte Chance, abzutauchen. Präsident Trump hatte Mühe, sein politisches Jiu-Jitsu gegen einen unsichtbaren Gegner anzuwenden.

Freddy Gray



Wer braucht Energie oder Enthusiasmus? Joe Biden.

Sie erklären mich für tot. Wissen Sie was? Ich bin nicht tot. Ich werde nicht sterben.» Das sagte Joe Biden im Januar im Gespräch mit den für die Meinungsseiten der *New York Times* verantwortlichen Redaktoren. «Jeder stirbt», erwiderte eine Redaktorin und demonstrierte damit jene geistige Unabhängigkeit, die das Markenzeichen der Zeitung ist. «Politisch werde ich nicht sterben», fügte Biden hinzu.

Nun ja, Biden hatte wohl recht. Politisch ist er nicht tot. Vorausgesetzt, er stirbt nicht körperlich, dürfte er am 20. Januar der 46. Präsident der Vereinigten Staaten sein. Nicht schlecht für einen 78-Jährigen aus Scranton, Pennsylvania, mit einer lebenslangen Sprechstörung und einer beängstigenden Neigung, zu vergessen, wo er gerade ist.

Es wurde gesagt, Biden sei zu alt und zu senil, um das politische Wettersystem namens Donald J. Trump zu schlagen. Er hat sie alle widerlegt. Er selbst wurde als Fossil, sein Wahlkampf als «Zombie-Unternehmen» bezeichnet. Und

doch hat sich in diesem Jahr der Pandemie und Krise erwiesen, dass ein Zombie-Kandidat genau das ist, was die Amerikaner mehrheitlich wollten. Das ist der Stand bei Redaktionsschluss am Donnerstagmorgen.

Gefühl der Erleichterung

Die Amerikaner sind nicht mehr so optimistisch wie früher. Mittlerweile bevorzugen sie Politiker, die pessimistisch daherkommen. Vor vier Jahren gewann Donald Trump die Wahlen, nachdem er seinen Landsleuten zugerufen hatte, dass «der amerikanische Traum ausgeträumt» sei.

In diesem Jahr präsentierte sich Trump als der optimistische Kandidat. «Habt keine Angst vor Covid», erklärte er nach seiner eigenen Affäre mit dem Virus. «Lasst euch nicht das Leben vermiesen.»

Joe Biden dagegen versprach den Wählern einen «dunklen Winter» mit vielen Toten und der Aussicht auf weitere Lockdowns. Offenbar zogen Amerikaner die düstere Botschaft vor.

Freie Menschen scheinen die Vorstellung, nicht frei zu sein, im Moment durchaus attraktiv zu finden.

Bidens ganze Kandidatur war ermüdend negativ. Sein Wahlkampf hatte überhaupt nichts Kämpferisches. Die Strategie war offensichtlich: die Öffentlichkeit meiden und die Wahl zu einem Referendum über Trump machen, der von seinen Fans zwar geliebt wird, beim amerikanischen Wahlvolk insgesamt aber nie richtig ankam.

Das war brilliant, denn mit seinem «nuklearen» Ego konnte der Präsident nicht anders, als zu jeder Zeit die Aufmerksamkeit aller Amerikaner zu beanspruchen. Trumps grosses Geschick war sein politisches Jiu-Jitsu: die Stärke seiner Gegner gegen sie verwenden. Allerdings hatte er Mühe, mit einem älteren Herrn fertig zu werden, der die öffentliche Auseinandersetzung scheute.

Die Pandemie bot Biden die perfekte Chance, sich unsichtbar zu machen. Die Auftritte, die er absolvierte, waren überschaubar und absolut

virensicher. Er vermied Pressekonferenzen und wurde eigentlich nie mit kritischen Fragen der Medien konfrontiert. Abgesehen von seinem Sieg über Bernie Sanders und der (erstaunlich flüssigen) Rede auf dem praktisch virtuellen Nominierungsparteitag, dominierte Biden kaum die Schlagzeilen.

Wer braucht Energie oder Enthusiasmus? Kaum jemand – ausgenommen diejenigen, die mit einem Job in seiner Regierung rechnen können – findet die Aussicht einer Präsidentschaft Biden sonderlich aufregend.

Barack Obama inspirierte mit seiner Botschaft «Hoffnung und Wandel» eine Bewegung. Biden verschafft höchstens ein Gefühl der Erleichterung. Die turbulenten Trump-Jahre und seine erratische Reaktion auf die Corona-Krise scheinen nun vorbei.

Erinnerungen an Franklin D. Roosevelt

Bidens Wahlkampfparolen versprechen in der Tat sehr viel mehr: Er will weitere Billionen für den Kampf gegen die Pandemie ausgeben und ein massenhaftes Test- und Contact-Tracing-Programm bereitstellen (viel Glück!). Er wird vielleicht noch mehr für einen «Green New Deal» ausgeben, um bis 2050 null Emissionen zu erreichen. Bereits hat er angekündigt, die USA würden unter seiner Führung dem Pariser Klimaabkommen wieder beitreten.

Ein Präsident Biden wird eine «öffentliche Option» für einen Ausbau der staatlichen Gesundheitsversorgung vorschlagen. Er wird Washington, D. C. den Rang eines Bundesstaats geben und die Bildungschancen junger Amerikaner ausbauen.

Kommentatoren sprechen in traumversonneneren Momenten gern davon, dass Biden ein Franklin Delano Roosevelt des 21. Jahrhunderts sein könne, ein meisterhafter Politiker, der das mächtigste Land der Welt in eine freundlichere Zukunft steuern wird. Worauf man vernünftigerweise nur mit Joe Bidens Lieblingsformel antworten kann: *Come on, man!* Biden wird sich wahrscheinlich nicht einmal an die Hälfte seiner Wahlversprechen erinnern können, geschweige denn sie umsetzen.

Wenn er tatsächlich gewinnt, dann deshalb, weil er nicht Trump war. Er war auch nicht Hillary Clinton. Die meisten Menschen halten ihn für anständig und mitfühlend. 2016, in den Wochen vor der Präsidentenwahl, gingen Clintons Zustimmungswerte in den Keller, weil die Amerikaner ihre arrogante und selbstgefällige Art unmöglich fanden. Bidens Zustimmungswerte hielten sich auf hohem Niveau und legten vor dem entscheidenden Tag noch zu.

Der Trump-Apparat kippte allen möglichen Schmutz über ihn aus, doch es half nichts. Hunter Bidens Laptop-Skandal und die E-Mails, die nahelegten, Joe Biden sei in die undurchsichtigen Geschäfte seines Sohns mit ausländischen Regierungen verwickelt ge-

wesen, erwiesen sich als nicht so verheerend, wie Trumps Team gehofft hatte, weil grosse Teile der Medien nicht darüber berichteten und die Öffentlichkeit einfach nicht glauben wollte, dass der nette alte Joe so korrupt sein könne. Viel eher glaubte man (was womöglich sexistisch war), dass Hillary nicht zu trauen sei.

Auch die Versuche der Republikaner, Biden mit den spinnerten Linken seiner Partei in einen Topf zu werfen, konnten viele Unabhängige und Unentschiedene nicht überzeugen. Jeder weiss, dass Biden kein verkappter Linker ist, dafür ist er in der amerikanischen Politik schon viel zu lange in vorderster Reihe präsent.

Mit ihrer These, Joe Biden, alt und hoffnungslos, sei ein «trojanisches Pferd» für den Sozialismus, konnten Trump und seine Helfer einige Alarmglocken schrillen lassen. Sie versuchten aber auch, schwarze Wähler mit dem Hinweis zu ködern, dass Joe Biden in den 1990ern eine schonungslose, fast rassistische Linie bei der Verbrechensbekämpfung verfolgt habe. Am Ende sagten sich viele Leute vermutlich, dass er schon nicht so schlecht sein könne.

Biden war deutlich erfolgreicher bei Frauen und jungen Wählern. Das war wenig überraschend. Er konnte aber auch Trumps Beliebtheit bei ungebildeten Weissen und Älteren untergraben – ebenfalls dank Corona. Die Älteren haben Angst vor dem Virus, weil sie gefährdet sind. Die wahrgenommene Unfähigkeit Trumps, die Ausbreitung des Virus zu stoppen, erfüllte sie mit Sorge.

Vielleicht war es auch töricht von Trump, so oft über Bidens nachlassende geistige Fähigkeiten herzuziehen, wenn man bedenkt, dass

Bidens Jovialität war aber nicht alles. Er hatte auch Geld, viel Geld.

fast ein Viertel der amerikanischen Wähler über 65 ist und beim Thema Demenz hellhörig ist.

Im vergangenen Monat räumte er sogar ein, dass er ein «lausiger Kandidat» sei und vermutlich verlieren werde. Aber diese Ehrlichkeit ist genau der Grund, weshalb viele Wähler ihn besser fanden als Trump. Hillary Clinton wäre nie so ehrlich gewesen.

Influencer statt Superprominente

Bidens Jovialität war aber nicht alles. Er hatte auch Geld, und zwar viel Geld. Anfang des Jahres schien Trump im Wahlkampf finanziell eindeutig im Vorteil zu sein. Dann aber – und dafür dürfte sein inzwischen gefeuerter Wahlkampfmanager Brad Parscale verantwortlich sein – steckte man eine knappe Milliarde Dollar in einen weitgehend digitalen Wahlkampf, der nicht viel brachte.

Bidens Wahlkampf dagegen war ziemlich geschickt, weil man auf Influencer statt auf Superprominente setzte und so mit relativ wenig Geld Online-Wähler ansprechen konnte.

Im Laufe der Monate sammelte Biden mehr Spenden ein als Trump. In der ersten Oktoberhälfte waren es 130 Millionen Dollar, rund 90 Millionen mehr als Trump. Damit konnte er lokale TV-Stationen mit endloser Werbung bombardieren und auf Trumps katastrophalen Umgang mit Corona hinweisen, womit er seine geringe Sichtbarkeit bei Wahlkampfkundgebungen wettmachte.

Vor allem half Biden aber die Unterstützung der meisten Medien – der traditionellen und der sozialen. Mit Ausnahme des Senders Fox News, der, wie Trump oft erklärte, in diesem Jahr kaum als Cheerleader der Republikaner in Erscheinung trat, äusserten alle grossen TV-Sender scharfe Kritik an Trump. Das galt auch für die meisten Zeitungen, mit Ausnahme der *New York Post* und beliebter Nachrichtenportale. Selbst Drudge Report, 2016 ein wichtiger Fürsprecher von Trump, wandte sich diesmal gegen ihn.

Es lief auf Vertuschung hinaus

Die Medien verzichteten darauf, Biden zu durchleuchten oder ihm knallharte Fragen zu stellen. Journalisten kollaborierten überdies (um diesen Begriff zu verwenden, der so oft im Zusammenhang mit Trump und Russland gefallen war) mit Bidens Wahlkampfteam und sagten zu, die Hunter-Biden-Story nicht zu bringen. Twitter und Facebook gingen noch weiter und blockierten Konten, in denen auf den Scoop der *New York Post* verlinkt wurde, laut dem Biden angeblich ein bedeutendes Geschäft mit den Chinesen abgeschlossen hatte.

Experten taten diese Story als üble Verleumdungskampagne ab, ausgeheckt von Trump-Anhängern, und in gewisser Weise war es das auch. Aber ihre Weigerung, die vorgebrachten Behauptungen zu diskutieren, war mehr als nur Desinteresse – es lief auf Vertuschung hinaus. Allzu viele Journalisten waren nicht bereit, sich mit einer Story zu beschäftigen, die Donald Trump vielleicht zu einer Wiederwahl verholfen hätte.

Fürs Erste können die Medien den mutmasslichen Erfolg feiern: Trumps Amtszeit endet voraussichtlich im Januar. Washington kann zu den Verhältnissen zurückkehren, wie sie vor Trump existierten. Die Schlüsselfiguren von Obamas Regierung werden wieder die Macht übernehmen, wenn Obamas ehemaliger Vizepräsident Oberbefehlshaber wird. Aber es ist kein Triumph von Hoffnung und Wandel. Es ist in vielerlei Hinsicht das Gegenteil.

Freddy Gray ist Redaktor des *Spectator*.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Fast rührten sie ihn zu Tränen

Donald Trump und seine Anhänger schwebten in einer Glückskugel durch den Wahlkampf. Dass der Präsident die Herzen vieler Amerikaner erreicht, zeigt sein erstaunlich gutes Ergebnis.

Hanspeter Born

Nie zuvor in diesem Jahrhundert war der Ausgang einer amerikanischen Präsidentschaftswahl derart ungewiss wie heute. Im Jahr 2000, als der Demokrat Al Gore das Ergebnis im Bundesstaat Florida anzweifelte, sprach der Oberste Gerichtshof ein Machtwort. Eine Nachzählung bestätigte später den Sieg von George W. Bush. Diesmal ist die Lage erheblich komplizierter.

Am Tag nach der Wahl war in mehreren Bundesstaaten – Arizona, Georgia, Pennsylvania, Nevada und North Carolina – der Stimmenunterschied zwischen Donald Trump und Joe Biden derart minim, dass weiterhin offenblieb, wer im nächsten Jahr im Weissen Haus residieren wird. Vermutlich wird keiner der beiden eine Niederlage eingestehen. Wahlbetrug ist nicht ausgeschlossen. Erneut wird der Supreme Court eingeschaltet werden.

Bei Redaktionsschluss am Donnerstagmorgen sieht es eher nach einem Sieg Bidens aus. Das Ergebnis ist aber auf jeden Fall viel knapper, als fast alle Prognosen vermuten liessen. In Europa herrscht trotzdem grosses Frohlocken. Der ungeliebte Trump scheint endlich weg vom Fenster. Man wird versuchen, ihn und seine Amtszeit aus dem Gedächtnis zu tilgen. Wie einen Albtraum. Das ist ungerecht.

Phalanx erfahrener Konkurrenten

Rufen wir uns in Erinnerung, was dieser aus dem anrühigen New Yorker Einwandererquartier Queens stammende, ungehobelte Baulöwe und Showman vollbracht hat. Er schlug in der Ausmarchung der Republikaner vor vier Jahren eine ganze Phalanx erfahrener Konkurrenten aus dem Feld, die teils als Gouverneure oder Senatoren auf eine beachtliche Karriere zurückblickten. Dann siegte er in einem Wahlkampf, in dem seine Gegnerin, die ehemalige Aussenministerin Hillary Clinton, die heimliche, illegale Unterstützung von FBI, CIA und des Justizdepartments Barack Obamas genoss.

Kaum gewählt, strengten die Demokraten ein Absetzungsverfahren gegen ihn an, wobei sie sich wiederum ungesetzlicher Mittel bedienten. Die angebliche Kollusion mit Putins

Russland stellte sich als eine von den Geheimdiensten inszenierte üble Erfindung heraus. Obschon das spätere Impeachment kläglich scheiterte, beanspruchte es wertvolle Zeit und Energie des Präsidenten. Zudem traf er bei all seinen reformerischen Bemühungen auf die sture Obstruktion von Speakerin Nancy Pelosi und des Minderheitsführers im Senat, Charles «Chuck» Schumer.

Energieunabhängig

Trotzdem lässt sich das Ergebnis seiner Amtszeit sehen. Er hat dank Steuersenkungen und der Entwirrung des angewachsenen Regulierungsdickichts die Wirtschaft angekurbelt und Wachstumsraten erreicht, die diejenigen der acht Jahre Obamas um ein Mehrfaches übertrafen. Gerade Männer und Frauen aus unteren Schichten, darunter Schwarze und

Anders als seine Vorgänger hat er nicht junge Männer in neue fremde Kriege geschickt.

Hispanics, profitieren (oder profitierten vor Corona) von rekordtiefer Arbeitslosigkeit und höheren Löhnen. Trump hat die USA, die seit Jahrzehnten auf Öleinfuhren aus dem Mittleren Osten angewiesen waren, nicht nur energieunabhängig, sondern auch zu einem Exporteur von Erdgas und Petroleum gemacht.

Anders als seine Vorgänger hat er nicht junge Männer in neue fremde Kriege geschickt. Präsident Dwight Eisenhower warb vor 64 Jahren mit dem Slogan «Peace and Prosperity». Auch Trump hat seinem Land Frieden und Wohlstand beschert. Selbst die ihm mehrheitlich feindlich gesinnte Gilde aussen- und sicherheitspolitischer Experten zieht den Hut vor dem Frieden, den sein Schwiegersohn Jared Kushner zwischen Israel und einigen arabischen Staaten eingefädelt hat. Der zur Zeit Obamas befürchtete Nuklearkrieg mit Nordkorea blieb dank Trumps unorthodoxem Umgang mit Kim Jong Un aus. Gegenüber einem aggressiven und in seinen Mitteln nicht wählerischen

China, dem Haupttrivalen der USA, verfolgte Trump eine harte Handelspolitik, die bei nüchternen Geopolitikern wie Ex-Aussenminister Henry Kissinger Unterstützung gefunden hat.

Vor der Corona-Krise, die wie auch in anderen Ländern zu einem dramatischen Wirtschaftseinbruch führte, hätte Trumps Leistungsaus-



Frieden und Wohlstand:

weis ihm vermutlich einen klaren Wahlsieg verschafft. Zur Seuche kam auch noch die durch den unglücklichen Tod eines von der Polizei festgenommenen Afroamerikaners ausgelöste «Black Lives Matter»-Bewegung mit den sie begleitenden Unruhen und Plünderungen hinzu. In den USA löst in diesen Zeiten des Wohlstands eine Massenhysterie die nächste ab.

Empfehlung des Medizinjournals

In den gebildeten Kreisen der Ost- und der Westküste, in den Medien, an den Unis und unter den Kulturschaffenden entsetzt man sich über angeblich universelle sexuelle Bedrängung wehrloser Frauen durch mächtige Männer (#MeToo), über die Klimakatastrophe (Greta), über systemischen Rassismus und über die verbale Verwundung von Opfergruppen jeder Art (*microaggression*). In all diesen herbeigeredeten Krisen zeigte Trump zu wenig Empathie. Seine Sünden kumulierten sich. Jetzt erdreistet er sich sogar, die Gefahr von Covid-19 herunterzuspielen, zu be-

haupten, die USA hätten «die Kurve gekriegt», und liess bei seinem fragwürdigen Auftritt in der Wahlnacht, in der er sich als Sieger präsentierte («Frankly, we did win»), das Publikum maskenfrei im Saal sitzen.

Im abgelaufenen Wahlkampf zeigte das alte, von Trump und seiner «deploralen» Gefolgschaft von Hinterwäldlern verdrängte Establishment Zähne. Die massgeblichen Zeitungen des Landes, *New York Times* und

Er wird nicht müde, sich selber zu rühmen und erinnert dabei an «The Greatest», Boxer Muhammad Ali.

Washington Post voran, griffen ihn mit zunehmender Gehässigkeit an. Mit Ausnahme von Fox News nahmen die massgeblichen Fernsehsender, insbesondere CNN, offen Partei für die Demokraten. Die immer einflussreicheren Social Media – Twitter, Facebook, Youtube – stiessen ins gleiche Horn. Sie

scheuten sich nicht, Meldungen über Hunter Bidens Computer, der für Vater Joe Biden kompromittierende Texte über geschäftliche Beziehungen der Familie zu einer von der chinesischen KP kontrollierten Firma enthielt, einfach totzuschweigen.

An den führenden Universitäten, Harvard als Fahnenträger, machten die grossen Namen im Lehrkörper aus ihrer Verachtung für Trump und seine Wähler kein Geheimnis. Nicht zu reden von prestigeträchtigen Nichtregierungsorganisationen und professionellen Vereinigungen. Wissenschaftliche Zeitschriften wie das *New England Journal of Medicine*, die früher nie politische Empfehlungen abgegeben hatten, forderten ihre Leserschaft zur Stimmabgabe für Biden auf. Selbstverständlich liessen sich die Hollywood- und Rockstars auch nicht lumpen und überboten sich in den Beschimpfungen des Ungeheuers Trump.

Von der Leber weg

Trump liess sich nicht unterkriegen. Wie schon vor vier Jahren stürmte er in den letzten Tagen vor der Wahl in den «Swing States» Michigan, Pennsylvania, Wisconsin, Ohio und Florida von Flughafen zu Flughafen und zog jeweils riesige Mengen von meist gutgelaunten Fans an, die ihm fast andächtig zuhörten. Trumps Rhetorik unterscheidet sich von derjenigen seiner Vorgänger im Weissen Haus. An Wahlauftritten benutzt er weder Teleprompter noch eine ausgearbeitete schriftliche Vorlage. Er spricht von der Leber weg, sagt, was ihm gerade in den Sinn kommt, und verzichtet darauf, seine Gedanken in wohlgeformte Sätze zu giessen. Er plaudert, wie man im Alltag plaudert.

Der ehemalige Immobilienhengst und Fernsehunterhalter übertreibt oft masslos. Alles ist «great» oder «incredible». Er wird nicht müde, sich selber zu rühmen und erinnert einen dabei unweigerlich an «The Greatest», den Boxer Muhammad Ali. Trump sagt nichts, was er nicht selber glaubt. Seine Gegner machen sich einen Spass daraus, sogenannte *fact checkers* auf ihn zu hetzen, die ihm lustvoll eine Vielzahl von «Lügen» vorhalten. Man kann es auch anders sehen: Nur wer sein Gegenüber mit einer Aussage bewusst täuscht, lügt.

Trump hielt seine letzte Wahlkampfredenachmittag auf dem Flughafen von Grand Rapids in Michigan. Tausende und Abertausende waren herbeigeströmt, um ihrem Helden zu lauschen. Sie mussten stundenlang in der Kälte und Nässe warten, bis Trumps Maschine endlich landete und der Präsident zu reden begann. Er tat dies ruhig, unbombastisch, fast ein wenig wehmütig. Der Ausdruck *corny* (abgeleitet von *corn*, Mais), was so viel heisst wie «kitschig, banal», passt auf manches, was er sagt. «We love you», skandierten die Zuschauer. «I love you, too», antwortete er und fügte hinzu, «you are making me cry.»



Trump mit Gattin Melania.

TAGEBUCH

Roger Kimball



Am Wahltag pflege ich mit gleichgesinnten, seriösen Leuten an einem halbwegs sicheren, ungenannten Ort in Manhattan zusammenzukommen, um bei einem ausführlichen und entspannten Lunch ein wenig über die Wahlergebnisse zu spekulieren. 2016 war es ausserordentlich anregend, einige Teilnehmer blieben bis weit in den späten Nachmittag. Gegen 23.30 Uhr erhielt ich einen Anruf von einem Mitglied unserer Truppe, des «Gastmahls der Gelehrten», wie es bei Athenaios heisst, der unsere Versammlungsort bis zuletzt mit seiner Heiterkeit erfüllte.

Diese bewusste Spontaneität ist aufgrund des China-Virus unmöglich geworden, aber eine kleine Gruppe von uns hat sich trotzdem zu einer vorweggenommenen Feier zusammengefunden. Bald werden wir wissen, ob Jubel oder Trauerflor angesagt ist.

In der Zwischenzeit möchte ich ein Wort über die Sperrholzparty verlieren, wie sie ein Freund genannt hat. Als ich auf dem Weg zu unserem Treffen die Madison Avenue und Fifth Avenue entlangschlenderte, sah ich, wie Heerscharen von Handwerkern die Schaufenster der Upper East Side mit Sperrholzplatten verrammelten, meist in dem üblichen Gelbbraun, manche aber von ausgesuchter Designer-Qualität, schwarz oder in einer anderen schicken Farbe, versehen mit dem Firmenlogo. Fast alle schienen eine längere Haltbarkeit zu versprechen.

So, wie wir ermahnt werden, das Gesicht zum Schutz vor dem heimtückischen China-Virus zu bedecken, so wurden wir ermahnt, unsere Geschäfte vor der heimtückischen Bedrohung durch frustrierte Wähler zu schützen.

Seltsam, wirklich seltsam. Die einzigen, die zum Randalieren neigen, sind Mitglieder der Partei von Frieden und Liebe. Trump-Anhänger schwenken Fahnen, Anhänger von Joe Biden und Kamala Harris verbrennen sie.

Vermutlich wurde also die Parole ausgegeben, dass Donald Trump gewinnen wird. Warum sollte man diese prophylaktischen Barrieren sonst errichten? Diese Wetterexperten wissen offenbar oder glauben zu wissen, woher der Wind weht. Daher die Vorbereitungen auf die «wütenden, aber überwiegend friedlichen» Proteste, die uns versprochen wurden für den Fall, dass Donald Trump gewinnt.

Den meisten Menschen ist wahrscheinlich nicht klar, wie merkwürdig diese Wahl ist. Die Demokraten lieben das Wort «Demokratie». Darunter verstehen sie: «Wir werden die Macht übernehmen.»

Daraus folgt, dass eine Wahl demokratisch ist, wenn sie die Sieger sind. Wenn der Kandidat der anderen Seite gewinnt, sprechen sie von einem «Angriff auf die Demokratie». So gesehen repräsentiert Donald Trump einen Angriff auf die Demokratie, weil er 2016 mit der Mehrheit des Wahlmännnergremiums siegte. Aber er hatte doch verloren! Also ist die Wahl ungültig und seine Präsidentschaft ohne Legitimation.

Wenn man diese Denkweise versteht, ergeben sich viele andere Dinge von selbst. Donald Trump nominierte drei Richter für den Obersten Gerichtshof, die auch bestätigt wurden. Deswegen wollen die Demokraten die Zahl der Richter am Obersten Gerichtshof erhöhen, um Trumps unheilvollen Einfluss zu nichte zu machen.

Der Senat war eine wichtige Stütze für Trump. Daher erwägen die Demokraten, Washington D.C. und Puerto Rico den Status eines Bundesstaates zu verleihen, um den Senat auf Linie zu bringen. Wir sind gewarnt!

Da Trump 2016 mit einer Mehrheit von 306 Wahlmännern siegte, muss das von den Vätern der Verfassung entworfene System abgeschafft werden zugunsten einer Präsidentschaftswahl, die von den Wählern entschieden wird.

2020 endet der Wahltag ohne klares Ergebnis. Kein Kandidat kommt auf die benötigten 270 Wahlmänner-Stimmen. Nach wie vor offen ist das Rennen in Arizona (11 Wahlmänner), Georgia (16), Nevada (6), North Carolina (15) und Pennsylvania (20). Vor uns liegen das Chaos und die juristischen Auseinandersetzungen, von denen die Demokraten geträumt haben. Möglicherweise werden wir erst in ein paar Tagen oder Wochen wissen, wer der Wahlsieger ist.

Dann wird sich zeigen, ob vorsichtshalber feuerfeste Sperrholzplatten verwendet wurden. Egal, was geschieht – die Anhänger der Partei von Frieden und Toleranz werden auf die Strasse gehen, um uns daran zu erinnern, dass Frieden nur möglich ist, wenn sie gewinnen, und dass Toleranz bedeutet, sich ihren Forderungen zu beugen.

Roger Kimball ist ein amerikanischer Kunstkritiker, Bestsellerautor und Verleger. Er lebt in New York.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Wer Grosses vorhat, braucht maximale Sicherheit.

Für jede Herausforderung gerüstet.
Mit visionärem Banking immer den Fortschritt im Blick.



Das gemeinsame Erreichen gesteckter Ziele ist das Geheimnis erfolgreicher Partnerschaften. Mit der LLB haben Sie eine dynamische Partnerin an Ihrer Seite, die exzellentes Private Banking, herausragende Expertise im institutionellen Geschäft und preisgekrönte Anlagekompetenz bietet. Denn wir wissen: Gemeinsame Erfolge schaffen Vertrauen und Bindung. www.llb.li



**Liechtensteinische
Landesbank**¹⁸⁶¹

Tradition trifft Innovation.

«Rassismus im Alltag gibt es nicht»

Kaum eine Debatte entzweit Amerika mehr als die Rassenfrage. Bestsellerautor und Filmer Shelby Steele wehrt sich gegen die Opferrolle, welche die Weissen für die Schwarzen vorsehen.

Christine Brinck

Shelby Steele, 74, ist einer der bedeutendsten Experten für Rassenfragen. Sein Grossvater wurde noch als Sklave in Kentucky geboren. Seine Eltern waren früh politisch in der Bürgerrechtsbewegung engagiert. Er selber wuchs im segregierten Chicago auf. Nach dem College arbeitete er für Wohlfahrtsorganisationen, deren Programme er bald als Geldverschwendung erkannte. Steele promovierte und wurde Literaturprofessor.

Seine bekanntesten Bücher sind «The Content of Our Character» (1991), «White Guilt» (2006) «Shame» (2015). 1990 bekam er einen Emmy Award für den Film «Seven Days in Bensonhurst», der den Mord an einem schwarzen jungen Mann und seine jungen weissen Mörder zum Thema hat. Steele ist Fellow der Hoover Institution in Stanford.

Weltwoche: Herr Steele, Sie sind unlängst ein prominentes Opfer der *cancel culture* geworden. Amazon wollte Ihren Dokumentarfilm «What Killed Michael Brown» nicht zeigen, einen Film über einen Teenager, der vor sechs Jahren in Ferguson, Missouri, von einem weissen Polizisten erschossen wurde. Warum dieser Rausschmiss durch Amazon?

Steele: Als Amazon uns gecancel hat, haben sie zehn Millionen Dollar an «Black Lives Matter» [BLM] gespendet – eine militante, wütende und oft auch gewalttätige schwarze Gruppe, die sich in den letzten Jahren in den Vordergrund amerikanischen Lebens gespielt hat. Tatsächlich fing das alles einst mit Michael Browns Tod und den folgenden Unruhen an. Amazon hat unter seinen Angestellten auch Leute dieser Gruppierung, die schlichtweg Zensur ausüben auf das schwarze Narrativ. BLM fusst auf der klassischen Idee der Schwarzen als Opfer von Rassismus. Diese Idee gibt demjenigen, der sich damit identifizieren will, enorme Macht. Amazon wollte sich damit identifizieren, wollte zeigen, dass es BLM unterstützt und gegen Rassismus Stellung bezieht. Indem es sie aber als Opfer sieht, beutet Amazon jedoch die Schwarzen aus. Das ist die Essenz des Post-sechziger-Jahre-Liberalismus. Schwarze zu Opfern zu



«Wir werden von weisser Schuld überwältigt»: Bürgerrechtler Steele.

machen, ist ihre Art, moralische Autorität und Macht herzustellen.

Weltwoche: In das Opfernarrativ passt ein Shelby Steele, Autor des Buchs «White Guilt» [Weisse Schuld], nicht rein?

Steele: Ja, da kommt dann einer wie ich, der sagt: Schwarze sind nicht mehr die Opfer von Rassismus, wie es einmal war. Rassismus gibt es immer noch, aber es ist eine vernachlässigbare Grösse, wenn es um die Schwierigkeiten geht, die Schwarze heute im amerikanischen Leben haben. Das ist natürlich ein Anathema zu Amazons Auffassung, dass Schwarze weiterhin Opfer von Rassismus sind. Amazon – wie viele andere Unternehmen – erwirbt so für seine Marke eine Patina der Unschuld: Wir sind gegen Rassismus! Während mein Film «What Killed Michael Brown» sie aussehen lassen könnte, als wären sie für Rassismus.

Weltwoche: Nun nahm die Geschichte dank medialer Unterstützung durch das *Wall Street Journal* einen anderen Verlauf. Amazon wollte nicht nur das andere Narrativ Ihres Films verhindern, sondern brachte damit auch noch, wie der Regisseur, ihr Sohn Eli, anmerkte, die schwarzen Stimmen in Ihrer Dokumentation zum Schweigen. Und nach peinlichem

Hin und Her wurde der Film schliesslich entcancelt.

Shelby: Die Publicity um den Rausschmiss ging für Amazon nach hinten los. Der Film ist seither ganz oben auf der Liste der Dokumentarfilme, immer zwischen Platz eins und drei. Ich denke, sie werden in Zukunft ein bisschen vorsichtiger sein.

Weltwoche: In Ihrem Film sagt ein schwarzer Pastor eines besonders heruntergekommenen Viertels in Chicago: «Es ist leicht zu sagen: der weisse Mann! Der weisse Mann! Und mit dem Finger auf ihn zu zeigen.» Doch was ist, wenn der weisse Mann selber mit dem Finger auf sich zeigt? Wie kommt man aus diesem Teufelskreis wieder heraus?

Shelby: Das ist die entscheidende Frage. Die Weissen müssen ihr moralisches Selbstvertrauen wiederentdecken. Wenn es um Rasse geht, haben sie keinerlei Vertrauen. Bei der kleinsten Anschuldigung brechen sie zusammen. Sie haben schreckliche Angst, als Rassisten zu gelten. Und recht haben sie. Wenn man weiss ist und als Rassist gilt, ist man am Ende, hat man kein Leben mehr. Hingegen Schwarze von «Black Lives Matter» können machen, was sie wollen, können Häuser niederbrennen, und niemand sagt

etwas dazu. Für mich sieht das aus, wie wenn aus weisser Schuld Regeln für schwarzen Wahnsinn erwachsen würden.

Weltwoche: Kein Ausweg also?

Shelby: Nur wenn die Weissen ihren Mut wiederentdecken. In meinem ganzen Leben, das den Bürgerrechten und dem Studium des Rassismus gewidmet war, habe ich immer wieder gesehen, dass sich nur etwas ändert, wenn Menschen den Mut aufbringen, einen moralischen Standpunkt einzunehmen, standhaft bleiben und sich nicht verbiegen lassen. Die Weissen in diesen Zeiten fühlen sich zu schuldig, sie geben nach, unterwerfen sich – vom Niederbrennen von Polizeistationen bis hin zur Abschaffung von standardisierten Tests für die Hochschulen. Wir senken unsere Standards, nur um Leuten entgegenzukommen, die nicht qualifiziert sind. Rasse erodiert die Charakterfestigkeit Amerikas. Wir haben nicht mehr die moralische Autorität, um dieselben Prinzipien von allen zu fordern.

Weltwoche: Und die Chinesen und die Vietnamesen?

Shelby: Ha, die jagen uns keinen Schrecken ein. Die können nicht hoch genug punkten, um nach Harvard zu kommen. Sie werden wie Weisse gesehen, ebenso Latinos. Die einzige Unterscheidung ist Weiss und Schwarz.

Weltwoche: Rund sechzig Jahre nach der Bürgerrechtsgesetzgebung und Billionen von Dollars für soziale Programme erreichen die Schwarzen immer noch weniger Punkte in den Schul- und Hochschultests, brechen die Schule und Hochschule öfter ab, verdienen weniger et cetera. Warum?

Shelby: Ganz einfach: Nach dem Zweiten Weltkrieg ging es uns sehr gut, wir entwickelten uns gut und stiegen mehr und mehr in die Mittelklasse auf. Doch in dem Moment,

«Das Schöne an der Segregation war, dass wir unser Schicksal selbst in der Hand hielten.»

in dem wir durch die «Civil Rights Act» die Freiheit erlangten, begann der Niedergang. Wir sind heute weiter hinter die Weissen zurückgefallen als vor der Gleichstellung von 1964.

Weltwoche: Wie konnte der Segen von 1964 zum Fluch werden? Das müssen Sie erklären.

Shelby: Als es gegen das Gesetz war, Schwarze zu diskriminieren, als wir unsere Freiheit erlangt hatten, schaffte das weisse Amerika einen Liberalismus, der kurz und knapp besagte: Jetzt, da wir euch befreit haben, werden wir die Sozialingenieure eures Wegs in die Gleichheit sein. Das ist unsere Reparation, das schulden wir euch. Mit all den Programmen gegen Armut, mit positiver Diskriminierung, schulischer Desegregation, sozialem Wohnungsbau, nahmen sie den Schwarzen die Macht über ihr eigenes Schicksal weg. Die Weissen sagten: Ihr müsst euren Auf-

stieg nicht selber schaffen, wir machen das für euch. Das Problem ist nur, dass sie die Schwarzen so zu Kindern reduzierten. Das Schöne an der Segregation war, dass wir unser Schicksal selbst in der Hand hielten. Mein Vater kaufte heruntergekommene Häuser, renovierte sie und verkaufte sie. Dass die Welt um uns herum rassistisch war, hat uns nicht aufgehalten. Sechzig Jahre später fordert eine schwarze Studentin auf dem Campus *safe spaces*? Wir werden von weisser Schuld überwältigt, die verhindert, dass wir für unser Schicksal selbst verantwortlich sind.

Weltwoche: Wer soll das durchbrechen?

Shelby: Das Problem ist, dass Amerika sehr reich ist und immer wieder Billionen reinschmeissen kann, um diese kranke symbiotische Beziehung am Laufen zu halten. Weil ich genau dies in meinem Film sage, hat mich Amazon gecancelt.

Weltwoche: Sie haben schwarze Menschen gefunden, die sich von der weissen Schuld nicht beeindrucken lassen. Menschen wie den Präsidenten der schwarzen Bürgerrechtsorganisation NAACP von St. Louis, der sagt: «Die progressive Agenda ist nicht die schwarze Agenda.» Menschen, die die harte Arbeit der Eigenverantwortung im Stadtteil, in der Gemeinschaft übernehmen, die Schulen und Kinder im Blick haben: Solche Leute kommen in Ihrem Film vor.

Shelby: Ja, es gibt sie, und sie machen Hoffnung. Wir müssen weg von der Hautfarbe. Vergiss, dass ich schwarz bin, ich bin ein amerikanischer Bürger, das allein zählt. In meinem Bürgerstatus liegt meine Verantwortung. Ich sitze hier nicht herum wegen meiner Hautfarbe und bin ein Leben lang abhängig von weisser Schuld. Ich will, dass die Weissen uns in Ruhe lassen und aufhören, uns mit und durch ihre Schuldgefühle auszubeuten. Manchmal brauchen Menschen Wohlfahrt, aber normalerweise muss man von den Menschen etwas verlangen. So wie man auch von seinen Kindern bestimmte Dinge verlangt. Am Ende zählt, wie Martin Luther King sagte, «der Kern unseres Charakters und nicht unsere Hautfarbe».

Weltwoche: Sehen Sie Ansätze einer Veränderung? Haben Weisse genug von der ewigen Schuldzuweisung oder Schwarze vom Nichtvorankommen?

Shelby: Ich glaube, das fängt schon an. Die Zahl der schwarzen Stimmen, die Trump kriegte, sind eine grosse Story.

Weltwoche: Für Trump?

Shelby: Trump hat sich sehr auf die Schwarzen zubewegt. Sein Satz «Was habt ihr schon zu verlieren?» zeigte Respekt gegenüber den Schwarzen. Diese Wähler erkannten, dass die Abhängigkeit das Problem ist, und Trump schien zu verstehen, dass sich etwas ändern muss. Rassismus wird überbewertet, im Alltag gibt es ihn nicht. Anders als die Freiheit – ihre Schönheit ist, sie zu haben, aber sie ist verdammt fordernd, man muss sich ihr immer wieder stellen.



INSIDE WASHINGTON

Afroamerikaner für Trump

Schier unzählige TV-Nachrichtensprecher bezichtigten in der Wahlnacht Konservative, die Republikanische Partei und vor allem Präsident Donald Trump des Rassismus. Die Moderatorin der politischen NBC-Talkshow, Joy Reid, etwa hackte auf dem Richter am Obersten Gerichtshof, Clarence Thomas, herum. Sie beschuldigte den zweiten Afroamerikaner, der jemals dem höchsten Gericht gedient hat, ein Verräter an der eigenen Sache zu sein. Mit der Spekulation, der Wahlkampf könnte vor den neun schwarzen Roben enden, höhnte Reid: «Traut Onkel Clarence nicht, wenn die Trump-Kampagne vor den Obersten Gerichtshof gelangen könnte.» Der Verweis auf die Unzuverlässigkeit von Clarence Thomas ist eine hässliche Verleumdung konservativer Afroamerikaner, die regelmässig zu hören ist.

Aber immer mehr dieser Wähler überhören den Trommelschlag der Medien, der davor warnt, sich den Republikanern zuzuwenden. In diesem Wahlkampf stieg die Unterstützung für Trump unter den Schwarzen sogar an. Nach den Ergebnissen der *exit polls* verdoppelte sich die Unterstützung der schwarzen Frauen für den Präsidenten von 4 auf 8 Prozent. Trumps Anteil der männlichen schwarzen Wähler stieg zudem um rund einen Drittel von 13 auf 17 Prozent. Die *New York Times* berichtete, dass in Gebieten mit mehrheitlich Schwarzen die Republikaner seit 2016 zwei Prozentpunkte hinzugewonnen haben. Diese Zahlen mögen gering erscheinen, aber die Verschiebung nach rechts ist bemerkenswert, besonders angesichts der Proteste von «Black Lives Matter» im Sommer. Aber auch vor dem Hintergrund der Corona-Krise und der jahrelangen Bestrebungen der Medien, Trump und die Republikanische Partei als rassistisch zu stigmatisieren. Die Medien mögen ihn kritisieren, aber er hat bei schwarzen Wählern überraschend viel Unterstützung gefunden.

Amy Holmes

Zuversicht in Bern

Nach der langen Wahnacht lobt US-Botschafter Edward McMullen die Schweiz als Handelspartner. Die Beziehungen zwischen den beiden Ländern seien besser denn je.

Florian Schwab

Es ist 9 Uhr an dem kaltnassen Mittwochmorgen, doch im behaglichen Salon der Botschaftsresidenz mit Blick auf die Aare ist die Stimmung warm und angenehm. 213 Wahlmännerstimmen für Donald Trump, 238 für Joe Biden. So sieht laut *Wall Street Journal* der Zwischenstand aus, als die *Weltwoche* den amerikanischen Botschafter in Bern zum Gespräch trifft. Edward McMullen ist zuversichtlich, dass der Präsident, dessen Wahlkampf er vor vier Jahren in seinem Heimatstaat South Carolina leitete, am Ende als Gewinner aus der Ausmarchung hervorgehen wird.

Eine halbe Stunde zuvor hat sich Donald Trump zum Sieger erklärt. Aus Sicht unseres Gastgebers begreiflich: Er rätselt darüber, warum die Medien manche Staaten trotz grossem Vorsprung noch immer nicht Trump zugeschlagen hätten, während sie andere sehr rasch dem demokratischen Herausforderer zugerechnet hätten.

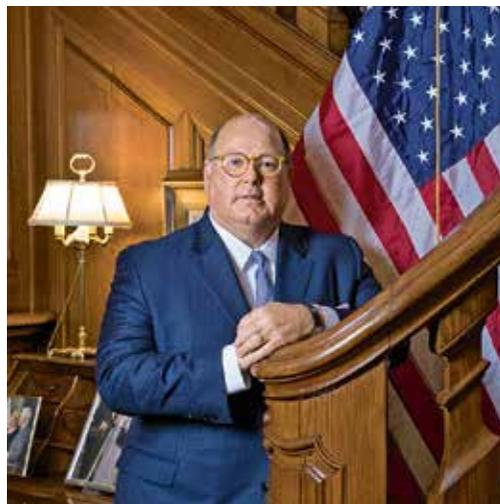
Erwartungen übertroffen

Der Botschafter ist ausgeruht und in guter Stimmung. Gegen zwei Uhr morgens hat er sich schlafen gelegt. «Ich wollte noch sehen, welche Richtung Florida nimmt.» Um sechs Uhr hat er sich dann wieder eingeklinkt. «Die bisherigen Resultate entsprechen ziemlich meinen Erwartungen.» Besonders interessiert ist McMullen an den Ergebnissen in seinem Heimatstaat. In South Carolina hat Trump mit zweistelligem Vorsprung gewonnen, die Republikaner haben ihre Vertretung im Repräsentantenhaus ausgebaut und den Senatsitz von Lindsey Graham verteidigt, der gemäss Umfragen als wacklig galt.

Dass Trump die allermeisten Erwartungen übertroffen hat, erklärt McMullen mit den positiven Botschaften des Präsidenten: freies Unternehmertum, eine starke wirtschaftliche Entwicklung mit wachsendem Wohlstand, Law and Order. Trump sei ein «Präsident des Friedens», habe keine militärischen Konflikte vom Zaun gebrochen und düstere Mächte an den Verhandlungstisch gezwungen. «Wenn

er noch mal vier Jahre weitermachen kann, bin ich sicher, dass auch der Iran das Gespräch suchen wird.» In vielen Medien sei der US-Präsident fälschlicherweise als Gegner der Nato dargestellt worden. «Das Gegenteil ist richtig: Trump stand vollauf hinter der Nato.» Es sei ihm hauptsächlich darum gegangen, dass Deutschland seinen Verpflichtungen in dem Verteidigungsbündnis besser nachkomme – ein Ziel, das er erreicht habe.

Mit diesem Programm, so der Botschafter, sei Donald Trump zur Integrationsfigur der



«Grösserer Einiger als Reagan: McMullen.

amerikanischen Konservativen geworden und habe Wählergruppen für die Republikaner erschlossen, die ihnen noch vor vier Jahren nicht zugänglich schienen: Afroamerikaner, Latinos, sexuelle Minderheiten und Arbeiter. «In dieser Hinsicht ist er beinahe ein grösserer Einiger als Ronald Reagan.»

Sollte Donald Trump für weitere vier Jahre im Weissen Haus bleiben, rechnet der Botschafter mit einer weiteren Vertiefung der guten Beziehungen mit der Schweiz. Das Land genieisse beim Präsidenten hohes Ansehen. Die wirtschaftliche Vernetzung der beiden Länder sei besser als jemals zuvor. «Als ich Botschafter

wurde, habe ich mir Folgendes vorgenommen: Innerhalb eines Jahres sollte die Schweiz zum siebtgrössten Auslandsinvestor werden, am Ende der ersten Amtszeit von Donald Trump zum sechstgrössten.» Das sind Ziele, die als sehr ambitioniert galten, aber erreicht wurden. Von den Auslandsinvestitionen profitiere nicht nur die USA, sondern auch die Schweiz. Einerseits durch die finanziellen Rückflüsse, andererseits indem neue gegenseitige Wirtschaftskontakte entstünden, Investitionen auch in umgekehrter Richtung in Gang gesetzt würden und neue Marktchancen für Schweizer Firmen entstünden.

Was ist mit dem Freihandelsabkommen?

In einer zweiten Trump-Amtszeit eröffne das geplante Infrastrukturprogramm attraktive Geschäftsmöglichkeiten für schweizerische Unternehmen. Der Botschafter zeigt sich überzeugt, dass dann auch das Freihandelsabkommen mit der Schweiz zustande komme. Durch das Coronavirus sei man da aus dem Tritt geraten, aber anders als vielfach behauptet «ist das Vorhaben keineswegs tot». Trump bevorzuge klar die Zusammenarbeit mit einzelnen Ländern statt mit multinationalen Konstruktionen wie der Europäischen Union. Besonders gut, so McMullen, funktioniere auch der Austausch in der Terrorismusbekämpfung und der Sicherheitspolitik.

Das Wahlkampfgeschehen in seiner Heimat verfolgt der Botschafter aus Bern. Seit fast einem Jahr war er nicht mehr zu Hause in den USA. In den letzten Monaten nahm die Umstellung des Botschaftsbetriebs wegen der Covid-Pandemie viel von seiner Zeit in Anspruch. Den Rest des Tages will Ed McMullen zum Verfolgen der weiteren Wahlentwicklungen nutzen. Wie hätte er die Wahltag ohne Corona-Auflagen verbracht? «Genau gleich», sagt er zum Abschied. Er suche bei dieser Gelegenheit nicht gross die Öffentlichkeit und Gesellschaft. «Ich setze mich an meinen Computer und analysiere, was sich in den USA abspielt.» Hier stand es noch 213 zu 238.

«Trump erinnert mich an Nero»

Bestseller-Autor Tom Holland beschreibt in seinen Büchern Imperien und Epochenumbrüche. Er deutet die US-Wahl in einer historischen Perspektive.

Pierre Heumann

Tom Holland gehört zu den populärsten Historikern unserer Zeit. In zahlreichen Büchern hat er sich mit disruptiven Ereignissen auseinandergesetzt, von den Persischen Kriegen über das Ende der römischen Republik bis zum Leben des Propheten Mohammed und zur Entstehung des Christentums. Sein neues Werk «Herrschaft – Die Entstehung des Westens» erscheint im kommenden März auf Deutsch.

Weltwoche: Tom Holland, haben Sie die Wahlnacht vor dem Fernseher verbracht?

Holland: (Lacht) Nein. Ich hatte erwartet, dass es kein belastbares Resultat geben würde. Um vier Uhr morgens, als die ersten Resultate aus den einzelnen Bundesstaaten eintrafen, wusste ich, dass ich mich richtig entschieden hatte.

Weltwoche: Amerikas Bevölkerung ist gespalten. Ein ähnliches Phänomen liess sich bei der Brexit-Abstimmung in ihrer Heimat beobachten.

Holland: Die Polarisierung führe ich auf die Spannungen zwischen Profiteuren und Verlierern der Globalisierung zurück. Wobei die Spannungen, die dadurch entstehen, durch die sozialen Medien verstärkt werden. Sie geben Leuten eine Stimme, die sie sonst nicht hätten. Dadurch erhalten sie die Chance, ihre Kritik und Unzufriedenheit laut zu äussern.

Weltwoche: Fraglich, ob das hilft.

Holland: Eigentlich sollten sich Akademiker oder Journalisten über die ungleiche Verteilung der Globalisierungserfolge Sorgen machen. Aber sie haben von ebendieser Globalisierung sowohl ökonomisch als auch kulturell profitiert und unterstützen sie deshalb. Das führt zu einem Paradox: Ausgerechnet diejenigen, die die Politik erklären, können sich nicht mit denjenigen identifizieren, an denen die Vorteile der Globalisierung spurlos vorbeigegangen sind.

Weltwoche: Welche Rolle spielt das im politischen Alltag?

Holland: Journalisten und Akademiker gehen überwiegend davon aus, dass Trumps Anhänger weisse Männer sind und dass sich Frauen und Minderheiten von ihm abgewandt haben. Das stimmt offenbar nicht. Die Einzigen, die weniger zahlreich als vor vier Jahren für Trump gestimmt



«Politik als Melodrama»: Historiker Holland.

haben, sind weisse Männer. Das Paradigma, mit dem man bisher das Phänomen Trump erklärt hat, muss überdacht werden. Es ist falsch.

Weltwoche: Haben Sie einen besseren Ansatz?

Holland: Offenbar ist die fast exhibitionistische Zurschaustellung Trumps, selbst wenn sie ins Komische geht, potenter als nüchterne Analysen. Dazu gehört auch seine Verachtung von Klischees, die aussen- und sicherheitspolitische Experten verbreiten. Trump hat mit der traditionellen Politik und derjenigen der Republikaner gebrochen und trampelt auf der Elite herum. Dass er damit bei vielen gut ankommt, begreifen liberale Kreise nicht.

Weltwoche: Viele behaupten, dass die Macht der USA am Sinken sei. So wie seinerzeit das römische Imperium.

Holland: Natürlich sind die USA nach wie vor die wirtschaftlich, wissenschaftlich und militärisch mächtigste Nation, die auch kulturell einen grossen Einfluss hat. Ich sehe keine Parallelen zum Untergang des alten Rom.

Weltwoche: Weshalb ist der Vergleich des alten Rom mit den USA nicht zulässig?

Holland: Es gibt keine DNA, die das Leben von Imperien steuert. Sie müssen sich bloss die Geschichte Chinas ansehen, um zu begreifen, wie falsch das Narrativ vom Aufstieg und Fall der Imperien ist.

Weltwoche: Es hat sich in den Köpfen festgesetzt.

Holland: Das kann ich erklären. Zuerst kollabierte die römische Republik und wurde danach durch die Herrschaft der Cäsaren ersetzt. Später fiel auch das römische Imperium in sich zusammen. Jeder im Westen ist deshalb mit der Überzeugung aufgewachsen, dass Imperien irgendwann implodieren, zumal die römische Republik Vorbild für die Gründerväter der USA war. Deshalb gibt es das Kapitol, den Senat, klassische Gebäude in Washington sowie Bilder von Adlern. Die Amerikaner hatten einen König verjagt und wollten eine Republik gründen.

Weltwoche: Die Gründerväter hatten die römische Geschichte studiert?

Holland: Genau. Und sie fürchteten, dass die Republik kollabieren und eines Tages durch eine Autokratie abgelöst werden würde. Die amerikanische Republik wurde deshalb so konstruiert, dass Herrscher nach dem Vorbild der Cäsaren keine Chance haben würden. Dass Rom Vorbild war, heisst aber noch lange nicht, dass auch die USA untergehen werden.

Weltwoche: Wenn Sie einen Römer aus jener Zeit mit Trump vergleichen: An wen denken Sie?

Holland: Am ehesten an Nero. Er hat sich als Schauspieler auf der Bühne verstanden, genauso wie Trump. Auch er hatte die Politik in ein Melodrama verwandelt, in dem er der Star war. Die Fiktion, das zeigen Nero und Trump, kann dramatischer sein als die langweilige Wirklichkeit. Bei Trump kommt hinzu, dass er ein Geschäftsmann ist, der im Unterhaltungsbusiness berühmt wurde. Die Matrix Politik-Business-TV-Show ist für die Elite schockierend.

Weltwoche: Und wie sehen Sie in diesem Zusammenhang Biden?

Holland: Natürlich als totalen Gegensatz zu Trump. Wobei mir nicht klar ist, ob er seine zur Schau getragene Nüchternheit nur spielt, um sich von Trump abzugrenzen.

Welcher Präsident wäre besser für die Weltwirtschaft?

Der Globalisierungsexperte David Dorn sieht Biden als Chance für kleine Länder. Trumps wirtschaftspolitischer Kurs sei klar, die Demokraten müssten ihre Linie erst suchen.

Beat Gygi

Das Wahlergebnis steht noch nicht fest – welcher Präsident wäre besser für die Weltwirtschaft: Joe Biden oder Donald Trump? Wir fragen den Experten für Globalisierung, der auch intensiv über die amerikanische Wirtschaft geforscht hat, David Dorn, Ökonomeprofessor am UBS Center for Economics in Society an der Universität Zürich. Blitzartig kommt die Antwort nicht, Dorn formuliert es so: Amerika sei sehr stark binnenorientiert, Debatten über Ungleichheit oder Kulturkampf seien in der Politik viel wichtiger als die Aussenwirtschaft.

Im Verkehr mit dem Ausland sei Trump vor allem durch seinen konsequenten Widerstand gegen multilaterale Initiativen und Organisationen aufgefallen. Die USA hätten das Pariser Klimaabkommen gekündigt, die Welthandelsorganisation (WTO) lahmgelegt oder die Zahlungen an die Weltgesundheitsorganisation (WHO) gestoppt. Mit einem Präsidenten Biden würden multilaterale Arrangements wieder an Kraft gewinnen. Dorns Ansicht nach kann das die Lage der kleineren Länder tendenziell verbessern.

Mehr Unsicherheit bei Sieg Bidens

Aber gerade für die Schweiz war doch die Trump-Periode eine gute Zeit, oder nicht? Gewiss, meint Dorn, die Regierungskontakte seien gut gewesen, aber darüber hinaus seien nicht wirkliche Fortschritte erkennbar. Ein Freihandelsabkommen habe man nicht vorangebracht. Handelsabkommen seien mit Trump nie einfach, er wolle immer einen Gewinn daraus sehen, und zwischen der Schweiz und den USA mit ihren Agrarexporteurern sei das Thema Landwirtschaft schwierig, nicht nur wegen der Bauern, sondern auch wegen Umweltinteressengruppen.

Und was gilt für die Wirtschaftspolitik sonst? «Trump würde den Fokus auf die klassische republikanische Agenda lenken», meint Dorn. Da wäre der Kurs relativ klar: Regulierungen abbauen, auch im Umweltschutz, des Weiteren Steuersenkungen und ein energisches Vorgehen gegen Migration. Im Fall von Bidens Sieg sähe

Dorn mehr Unsicherheit. «Das einigende Ziel der demokratischen Koalition, die ihn stützte, war ja primär: Donald Trump absetzen.» Sollten die Demokraten an die Macht kommen, käme es sicher zu Konflikten zwischen den Anhängern einer wirtschaftsliberalen Politik und den Verfechtern stärkerer staatlicher Eingriffe. So oder so wäre aber mehr Umverteilung von hohen zu niedrigen Einkommen wahrschein-



Kampf um Technologieführerschaft:
Ökonom Dorn.

lich, mehr Investitionen und Regulierungen im Umweltschutz, möglicherweise auch höhere Investitionen in die Infrastruktur.

«Es gibt auch Bereiche der Wirtschaftspolitik, an denen beide nicht vorbeikommen», fügt er an. Im Handelskonflikt mit China wäre von Biden wahrscheinlich ein höflicherer Tonfall zu erwarten, aber der Kampf um Technologieführerschaft und geopolitische Vorherrschaft werde in beiden Fällen hart. Trump hat also den Handelskrieg gegen China nicht gewonnen, für seine Wähler in der Industrie? Dorns Ansicht nach punktete Trump in die-

sem Streit mehr mit aggressiver Rhetorik als mit Wirkungen auf Löhne und Arbeitsplätze. «Trump konnte sich verkaufen als einer, der in der Politik endlich mal Klartext spricht», meint Dorn. Ein weiteres Thema, das eventuell die Schweiz berühre, sei das amerikanische Gesundheitssystem mit den seit langem ungelösten Finanzierungsproblemen und den Auseinandersetzungen um Medikamentenpreise.

Trumps Einwanderungspolitik

Ist mit Blick auf die Geldpolitik oder auf Finanzmärkte und Börse entscheidend, welcher der beiden Präsident wird? Nach Dorns Einschätzung sind da keine Erschütterungen zu erwarten. In der Geldpolitik sei die amerikanische Notenbank ziemlich unabhängig, und der Präsident könne nicht einfach den Zentralbankpräsidenten vor dem Ende von dessen Amtszeit auswechseln. Wie sieht man die beiden Kandidaten eigentlich in der Wirtschaftswissenschaft? Für Dorn ist klar: Die grosse Mehrheit der Ökonomen unterstützt die Demokraten und würde lieber den Sieg Bidens sehen, aus wirtschaftlichen wie aus staatsbürgerlichen Interessen. Eine wichtige Rolle spiele dabei Trumps Einwanderungspolitik, die den Zuzug hochqualifizierter Leute aus aller Welt massiv eingeschränkt habe und auch die Universitäten schwäche.

Wenn Trump gewinnt, hat er dann Möglichkeiten, wirtschafts- oder gesellschaftspolitische Verhältnisse einzurichten, die über seine zweite Amtszeit hinaus quasi zementiert wären? Nach Dorns Einschätzung dürfte ein Präsident Trump bei den gegenwärtigen Machtverhältnissen im Parlament nicht viel Spielraum haben, um grosse Veränderungen zu erreichen, aber der Oberste Gerichtshof mit der Mehrheit republikanisch orientierter Richter könnte solche Wege eröffnen. Der Gerichtshof habe sich mit seinen Entscheiden zu einer Art verkappter Gesetzgebungsinstanz entwickelt, die auch wirtschaftspolitisch, etwa in der Gesundheitsversicherung, eine wichtige Rolle spielen könne.

Kein neuer Bürgerkrieg

Stimmzählen – früher hat es länger gedauert.



Für die richtige Einordnung allen Geschehens ist Wilhelm Busch immer noch eine verlässliche Autorität. Die Meinungsorakel hatten einen klaren Sieg des Demokraten Joe Biden vorausgesagt. Dann wurde es eine Zitterpartie.

Normalerweise geht es bei amerikanischen Präsidentenwahlen friedlich zu. Am anderen Morgen ist bekannt, wer gewonnen hat. Nun jedoch, so lamentierte ein gewiefter Beobachter der Szene, sei der Wahltag nur noch Ausgangspunkt für eine Fortführung des Kampfes mit anderen Mitteln. So verwandelt sich Amerika in eine Bananenrepublik, in der Anwälte und Hintermänner Wahlentscheidungen verfälschen.

Politische Leidenschaften gehen alle vier Jahre hoch – manchmal mehr, manchmal weniger. Eher mehr war das 1876 der Fall, als der bisher heftigste Streit bei Präsidentenwahlen ausbrach. Er stellt das Ringen um die Stimmen in Florida im Jahr 2000 in den Schatten. Präsidentenwahlen im 19. Jahrhundert waren viel raubeiniger als heute, und es dauerte länger, bis der Sieger feststand, auch ohne Corona und Briefwahl.

Das zentrale Ereignis in diesem Jahrhundert war der Bürgerkrieg – der richtige, nicht der *fake*, wie er oft beschworen wird. Er endete nicht mit einem Friedensschluss, sondern mit einer Kapitulation. Der von den Demokraten regierte Süden verlor nach einem blutigen Gemetzel gegen den von den Republikanern dominierten Norden. Damit war der Konflikt aber nicht beigelegt, die Befreiung der Sklaven keineswegs abgesichert.

Präsident Lincoln, der grosse Emanzipator, wurde ermordet. Ulysses S. Grant versuchte als Präsident, mit dem Besatzungsregime im Süden die Bürgerrechte für die Schwarzen durchzu-

drücken. Vor diesem Hintergrund kam es zur ominösen Wahl zwischen dem Republikaner Rutherford B. Hayes und dem Demokraten Samuel J. Tilden. Der Demokrat glaubte bis an sein Lebensende, er habe gewonnen. Präsident wurde er nicht. Technisch betrachtet, fiel die Entscheidung nach dreimonatigem Ringen, als der Filibuster der Demokraten im Repräsentantenhaus zusammenbrach und die letzte Anfechtung des Wahlresultats dahinfiel. Vorher hatte eine Wahlkommission Hayes zum Sieger erklärt, indem sie alle umstrittenen Elektorenstimmen in Florida, South Carolina, Louisiana und Oregon dem Republikaner zuschanzte. Hayes hatte so eine Mehrheit von nur einer Stimme.

Diese ausserordentliche Wahlkommission hatte fünfzehn Mitglieder. In ihr hatten die Republikaner eine Stimme Mehrheit. Das war aber nicht so gewollt. Es wäre ein unabhängiger Richter als 15. Mitglied der Kommission vorgesehen gewesen, doch dieser wurde unversehens in den Senat gewählt und musste passen. Nur ein republikanischer Richter blieb übrig.

Vorher hatten die vier Staaten zwei Gruppen von Wahlmännern dem Senat präsentiert – jeweils eine für jeden Kandidaten. Das könnte wieder passieren, obwohl das Gesetz von 1887 dieses Szenario verhindern soll. Der Vorsitzende des Senats – normalerweise der Vizepräsident – hätte die Entscheidung fällen sollen, doch es gab keinen Vizepräsidenten. Dieser war im Jahr zuvor gestorben. Der Präsident pro tempore wand sich aus der Entscheidung, weil die Verfassung ihm, wie er sagte, keine Wegleitung gebe.

Beeindruckend aus heutiger Sicht ist, wie man sich Schritt für Schritt, alle Möglichkeiten aus-

lotend, an eine Lösung herantastete. Die meisten Historiker schreiben vom «Kompromiss von 1877», der darauf hinauslief, dass Hayes Präsident wurde, dafür aber die verbliebenen Besatzungstruppen aus den Südstaaten abzog. Diese überwachten nach dem Bürgerkrieg die Einhaltung der Bürgerrechte der Schwarzen.

So wurde alles auf dem Buckel der befreiten Sklaven ausgetragen, denn diese wurden prompt nach Abzug der Truppen von den Demokraten sukzessive aus den Wahlregistern verdrängt – systeminhärenter Rassismus ohne Zweifel.

Florida 2000 ist in bester Erinnerung. Die Demokraten hatten versucht, die Stimmen immer wieder neu auszählen zu lassen. Doch eine Mehrheit für Al Gore gab es nie. Die erste Zählung der Stimmen, so schrieb damals die *New Republic*, sei gewöhnlich die beste, denn nur sie sei wirklich unparteiisch. Wähler und Stimmzähler wüssten zu diesem Zeitpunkt nämlich nicht, wie ihre Beschlüsse das Wahlresultat beeinflussen, weil sie dieses nicht kennen können. Alles, was nachher passiert, geschieht in Kenntnis des Ergebnisses, und alle Beteiligten wissen, wie viele zusätzliche Stimmen es braucht, um dieses Ergebnis wieder umzustossen.

Das reibungslose Funktionieren der Verfassung wird auch jetzt wieder auf die Probe gestellt. Wahlbetrug in der einen oder anderen Form hat es immer gegeben. Doch wie man damit umging, war entscheidend. Alexis de Tocqueville hatte vor der Hayes-Tilden-Krise geschrieben, die Regierung der Union beruhe fast ausschliesslich auf rechtlichen Fiktionen. Es brauche Vernunft und praktische Intelligenz, um aus der Sackgasse herauszufinden.

Schäumchen vor dem Mund

Die Bilanz einer Wahnacht: Auch in vier Jahren Trump lernten die Journalisten nicht, wie man mit diesem Outsider der Medienbranche umgehen könnte.

Kurt W. Zimmermann

Es ging an diesem Mittwoch im Weissen Haus schon gegen zwei Uhr dreissig am Morgen, als es endlich wieder so weit war. Die Journalisten bekamen endlich wieder ihren geliebten Schaum vor den Mund.

Donald Trump, schäumte nun etwa der *Tages-Anzeiger*, habe den «Tiefpunkt» dieser Wahl markiert, denn er agiere «ohne demokratischen Instinkt». Über Trumps «dreiste Zerstörung der Demokratie» schäumte CNN. «Der Antidemokrat», titelte schäumend der *Spiegel* über Trump, diesen «zweitklassigen Autokraten». Da wollte der Korrespondent des Schweizer Fernsehens natürlich nicht zurückstehen und schäumte über den «Möchtegern-Autokraten», der für «die Demokratie gefährlich ist».

Als Konsument konnte man sich zurücklehnen. Man war geistig wieder genau dort, wo man es sich während vier Jahren bequem eingerichtet hatte. Hier ein teuflischer US-Präsident, mit loseem Mundwerk, dort eine tobende Medienclique, mit schäumendem Mundwerk.

Endlich Konfetti-Zeit

Nun, worum ging es? Trump hatte sich gegen zwei Uhr dreissig am Morgen zum Wahlsieger erklärt, obschon zu diesem Zeitpunkt in einem halben Dutzend Staaten die Stimmen noch nicht definitiv ausgezählt waren. *He nu*, kann man sagen, solche Voreiligkeit gibt es immer mal wieder, von der Wahl des US-Präsidenten bis zur Wahl des Gemeindeammanns von Hinterfultigen. Dass damit die Demokratie in eine der übelsten Krisen seit ihrer Erfindung gestürzt wäre, war wohl reichlich hoch gehängt. Egal, die Journalisten hatten wieder ihre Tischbombe, auf die sie sich stürzen konnten. Endlich war wieder Konfetti-Zeit.

Tatsächlich ist die Geschichte von Trumps Präsidentschaft für die Auslandsressorts und Korrespondenten der Zeitungs- und TV-Redaktionen der ausgelassenste Karneval, den sie in ihrem Berufsleben je feiern durften. Seit 2016 waren alle ihre vormals sittenstrengen Standesregeln, von Fairness bis Objektivität, ausser Kraft gesetzt. Auf einmal durften sie rund um die Figur Trump sich publizistisch hemmungslos betrinken und dann publizistisch hemmungslos krakeelen.

Man kann das gut an der Liste der täglichen Beleidigungen ermessen, welche die Medienbranche mit viel Fantasie täglich über das amerikanische Staatsoberhaupt ergoss. Damit das nicht allzu sehr ausufert, beschränken wir uns auf Zitate aus deutschsprachigen Redaktionen. Seit Trump im Amt war, wurde er von Journalisten beschrieben als «halbstarker Narzisst» (*Neue Zürcher Zeitung*), als «seifiger Entertainer»



In den Medaillenrängen: Honegger.

(*Basler Zeitung*), als «Sexist» (Schweizer Radio), als «grinsender Clown» (*Südostschweiz*), als «Prolet» (*Berner Zeitung*), als «Faschist» (*Der Spiegel*), als «durchgeknallter Idiot» (*Die Zeit*), als «irrer Rassist» (*Blick*) und als «Psychopath» (*Tages-Anzeiger*). Trump war für die Journaille so etwas wie eine Junggesellenparty. Man durfte sich, folgenlos, so richtig danebennehmen.

Interessanterweise wurde etwa ein Monat vor der US-Wahl der geifernde Ton in den Zeitungen und TV-Kanälen gemässigt. Gegenkandidat Joe Biden lag in den Umfragen meilenweit voraus. Die Journalisten verfielen darum in denselben Siegesmodus, mit dem sie sich bereits 2016 lächerlich gemacht hatten, als sie Hillary Clinton schon vor dem Urnengang als sichere Gewinnerin bejubelten – und damit auch sich selber feierten.

Ein schönes Beispiel für diese Haltung lieferte am Wahlabend Arthur Honegger, der Wahlsendungs-Moderator des Schweizer Fernsehens. Honegger würde bei jeder Wahl zum grössten Trump-Gegner der Medienbranche in den Medaillenrängen landen. Nun gab er sich betont gelassen, es konnte ja nichts passieren. Als klar wurde, dass es mit Bidens Erdrutschsieg nichts

werden sollte, wurde auch Honegger zappeliger. Schliesslich orakelte er düster ins Mikrofon, ein Sieg Trumps wäre ein arges Debakel auch für die Schweiz – warum dies, wurde nicht klar.

Journalisten unterschätzen populistische Figuren von Trump bis Jair Bolsonaro meist darum, weil die den gewohnten Bräuchen ihrer Branche nicht folgen und den Medien mit larmoyanter Ignoranz und verächtlichem Schulterzucken begegnen. Solche Ignoranz verstört und erklärt auch diese seltsam fanatische Wut, die eine ganze Branche gegen den US-Präsidenten aufbaute.

Einzigartiges Immunsystem

Trump, das wird niemand bestreiten, ist ein Sexist, hat rassistische Allüren, und sein Finanzgebaren, etwa rund um seine Steuern, ist mehr als dubios. Doch gegenüber den entsprechenden Anwürfen von Seiten der Journalisten, diesen «Feinden des Volkes», wie er sie nennt, hat er ein einzigartiges Immunsystem entwickelt. Der Mann, das verunsichert die Medienbranche enorm, blieb von der Flut ihrer Negativkritiken jahrelang völlig unbeeindruckt. Im Gegenteil. Selbst einem Intimfeind wie Reporterlegende Bob Woodward von der *Washington Post* gab Trump vor der Wahl stundenlange Interviews, obschon er wusste, dass ihn der Journalist in die Pfanne hauen würde.

Diese Indifferenz gegenüber dem Status und dem Stolz der Medienbranche erklärt auch, warum die ganze Journalistengemeinde, in den USA wie in Europa, auch diesmal bei ihren Prognosen zur Wahl so eklatant danebenlag. Es ist nicht so, dass die Journalisten den Kontakt zum einfachen Volk verloren hätten, wie das manche Kommentatoren nun sagen. Journalisten haben noch nie Kontakt zum einfachen Volk gehabt. Sie sitzen seit je in ihren Büros, ihrer Blase, und reden mit anderen Journalisten, mit Politikern, mit Beamten, mit Anwälten und am liebsten mit noch mehr anderen Journalisten.

Etwas, womit Journalisten nicht umgehen können, sind die unberechenbaren Outlaws in diesem verflochtenen Betrieb der politischen und publizistischen Netzwerke. Die Aussenseiter bringen die Innensicht durcheinander.

Der grösste Aussenseiter ist bekannt.

Champagner im Kreml

Geopolitisch ist die Sache klar: Die USA sind geschwächt. Russlands Strategie hat sich bestätigt. China ist auf Kurs.

Edward Lucas

Amerika ist der Verlierer. Das gilt auch für seine Verbündeten. Russland ist der grosse Gewinner. Aber auch China kann sich freuen. Das ist die erste Erkenntnis aus den äusserst knappen US-Wahlen. Schlimmeres ist nicht auszuschliessen.

Der Leuchtturm der Demokratie wankt, nicht nur wegen seines sklerotischen, schlechtorganisierten und undurchsichtigen Wahlsystems, sondern auch weil der ihr zugrunde liegende Konsens erschüttert ist. Donald Trumps haltloser Vorwurf des Wahlbetrugs verspricht die Aussicht auf ein bitter umkämpftes Ergebnis, das nicht nur vor Gerichten, sondern höchstwahrscheinlich auch auf den Strassen angefochten wird. Die verammelten Geschäfte in den Grossstädten zeigen, dass es nicht allein die Gewalttätigkeit der Anhänger von Präsident Trump ist, die den Menschen Angst macht. Auch Linke können randalieren.

Vakuum im Kaukasus

Dass in den USA keine fairen, freien und im Ergebnis eindeutigen Wahlen durchgeführt werden können, schwächt Amerikas politisches System. Es beeinträchtigt auch das Bild der USA im Ausland. Das ist furchtbar für die amerikanischen Verbündeten und für Demokratien überall. Die regelbasierte internationale Ordnung gründet, trotz allen Unzulänglichkeiten, auf moralischer und diplomatischer Führung durch Amerika. Beides ist unter Trump ausgefranst. Der Schlachtruf «America first» war nicht geeignet, globale Koalitionen zu schmieden, um gemeinsame Lösungen für die Probleme der Welt finden.

Das Wahlfiasco verschlimmert den Schaden. Wer sich in den kommenden Wochen Sorgen macht punkto Pandemie, Terrorismus, globaler finanzieller Stabilität oder Klimawandel (um nur einige Punkte zu nennen, die auf der globalen Agenda stehen), wird in Washington kaum Gehör finden. Und selbst wenn amerikanische Vertreter etwas zu sagen haben, wer wird ihnen zuhören, den Repräsentanten eines Staates, der wie ein *failed state* anmutet?

Im Kreml dürften die Champagnerkorken knallen. Die russischen Angriffe auf das politische System der USA in den letzten Jahren mögen nichts Entscheidendes bewirkt haben, aber das Ziel ist weitgehend erreicht. Die Polarisierung, das Misstrauen und die Handlungsunfähigkeit, die den «Hauptgegner» (wie führende russische Politiker die Vereinigten Staaten bezeichnen) lähmen, sorgen genau dort für ein politisches Vakuum, wo Wladimir Putin ganz besonders Einfluss ausüben will – nicht zuletzt im Kaukasus.

Ganz oben auf der Agenda

Russlands Strategie hat sich bestätigt. Die USA haben jede Menge Flugzeugträger, U-Boote und Satelliten, aber im Kampf um die Köpfe und Herzen der Russen kommen die Amerikaner nicht recht voran, während die Wut und der Nihilismus, die von den Internet-Trollen des Kreml verbreitet werden, sich wie ein Flächenbrand in den USA ausbreiten.

Diese «aktiven Massnahmen» (oder eine «hybride Kriegführung», um einen moderneren Begriff zu verwenden) können mehr oder weniger gefahrlos durchgeführt werden. Wer am Ende Präsident werden wird, für den wird nicht Russland ganz oben auf der aussenpolitischen Agenda stehen. Joe Biden und Donald Trump sind sich zumindest in einem Punkt einig: Die existenzielle Bedrohung geht von China aus. Das eröffnet dem Kreml eine weitere Chance:

Man bietet den Amerikanern Hilfe – gegen politische Zugeständnisse. Wir haben das schon einmal erlebt, als Putin Präsident Bush nach dem 11. September 2001 Zusammenarbeit in der Terrorismusbekämpfung anbot, und auch bei dem berüchtigten «Neuanfang» unter Obama 2009. Trump macht kein Geheimnis aus seinem Wunsch, die Beziehungen zum starken Mann im Kreml zu verbessern. Aber auch ein Präsident Biden wird vermutlich denken, dass man letztlich keine andere Wahl habe, als sich auf die Bedrohung aus China zu konzentrieren.

Die chinesische Führung denkt langfristig: Um die Jahrhundertmitte soll China das mächtigste Land der Welt sein. Man ist auf Kurs, wer auch immer am 20. Januar in das Weisse Haus einzieht oder von dort auszieht. China hat die Pandemie gut bewältigt, in deutlichem Gegensatz zu Amerika und Europa. Die Wirtschaft wächst, Chinas militärische Macht und sein diplomatischer Einfluss nehmen zu. Diese Entwicklung zu verlangsamen, gar umzukehren, wird selbst für einen geeinten und selbstbewussten Westen schwer sein, umso mehr für einen mit sich selbst beschäftigten, demoralisierten und zerstrittenen Westen.

Frieden und Stabilität

Gut möglich, dass Trump erkennt, dass er Verbündete braucht, oder Biden jene Stärke und Entschlossenheit an den Tag legt, die nötig ist, um den zentralen Platz der USA auf der globalen Bühne zurückzuerobieren. Wahrscheinlicher aber dürfte sein, dass sich das traumatisierte Land nach innen kehrt und seine wirtschaftlichen, politischen und sozialen Wunden entweder zu heilen versucht oder sie in einer Art Bürgerkrieg noch verschärft. Die Formel «Pax Americana» stand für die (lobenswerte, wenn gleich nicht immer realistische) Vorstellung, dass die Führung der USA globale Stabilität brachte. Nun benötigen die Amerikaner selbst Frieden und Stabilität – im eigenen Land.



„Ich glaube es geht darum, wer heute Abend das Fernsehprogramm bestimmen darf...“

Edward Lucas war dreissig Jahre lang Korrespondent und Redaktor des *Economist*. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Warum es keinen Lockdown braucht

Wissenschaftler schlagen Alarm: Man müsse die Schweiz wieder abschliessen, um das Virus zu stoppen. Das ist Panikmacherei.

Beat Gygi

Schrill tönt der Alarm. Mehr als fünfzig Ökonomen und Ökonomen von Schweizer Hochschulen meldeten sich zu Wochenbeginn mit einem dringenden Aufruf: «Die Schweiz braucht einen zweiten Lockdown». In vier Sprachen wurde die Botschaft ins Publikum hinausgeschickt. Bisher war Ähnliches vor allem von Virologen und Epidemiologen der Covid-Task-Force des Bundes zu hören. Ökonomen, die dagegenhielten und vor den hohen Kosten des Stillstands warnten, waren seltener. Aber jetzt, da die Wirtschaftswissenschaftler im grossen Verband – wobei zahlreiche bekannte Namen fehlen – auftreten, da sind sie ebenfalls für das Herunterfahren. «Die Rettung der Wirtschaft bedarf einer Kontrolle der Pandemie», sagen sie. In enger Koordination mit Gesundheitsexperten müsse das entschieden werden.

Im Gespräch fällt der Hinweis auf asiatische Länder oder Australien, die das Virus praktisch gebändigt haben, auch durch ausgeklügeltes Contact Tracing. Einen Zielkonflikt zwischen Wirtschaft und Gesundheit, wie oft behauptet, gebe es nicht. Denn der wirtschaftliche Absturz infolge eines Shutdown falle ähnlich aus wie der Einbruch, der bei einem Gewährenlassen der Ansteckungen zu erwarten sei, weil die Leute in dieser Situation aus Angst vor der Krankheit und wegen gestörter Wirtschaftsbeziehungen nicht mehr viel unternähmen.

Der Schluss daraus; Mit dem Herunterfahren können man wenigstens die Gesundheit besser schützen, die Spitäler seien weniger überlastet, es gebe weniger Tote, wogegen man ohne Lockdown in jeder Hinsicht den vollen Schaden habe. Natürlich müssten die Schliessungen durch starke staatliche Hilfen begleitet werden. Das Papier zeigt, welche Ansichten in breiten Kreisen der Ökonomie offenbar vorherrschen. Tonfall und die Argumente sind ähnlich, wie sie von vielen Medien seit Monaten verbreitet werden und die Stimmung im Publikum beeinflussen.

Aber was bringt denn ein Lockdown wirklich? Eine im August breit publik gewordene Untersuchung des US National Bureau of Economic Research über die Lockdowns in zahlreichen Ländern und US-Bundesstaaten deutet darauf hin, dass sich Entwicklung der Ansteckungs- und Todeszahlen nach einer gewissen Zeit überall verflachte und dann nach unten ging – egal welche Lockdown-Regimes herrschten, so dass der Einfluss der Massnahmen auf das Virus-Geschehen also schwierig erkennbar ist. Die Autoren geben auch zu bedenken, dass es möglicherweise bisher unerklärte natürliche Kräfte gebe, die für den Rückgang der Ansteckungen verantwortlich seien, etwas, das die Kurven fast automatisch irgendwann nach unten drückt.

Es gibt etliche Hinweise darauf, dass die Entwicklung von Ansteckungs-, Hospitalisierungs-

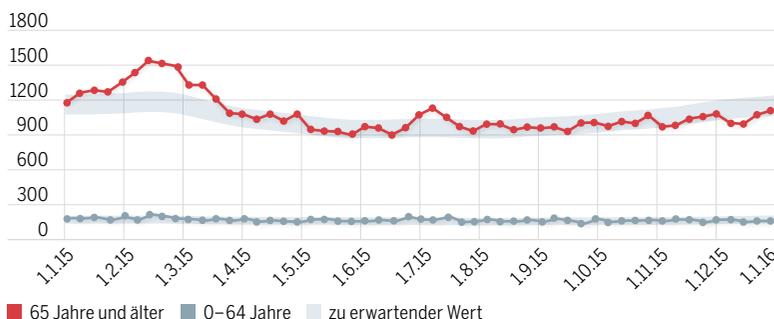
und Todesfallzahlen gut zu Kurven passen, die zuerst exponentiell wachsen, dann aber eine Sättigung zeigen. Einfach so. Die Kurve erinnere ihn an das Phänomen der Marktsättigung, sagte ein Wissenschaftler kürzlich mit Blick auf die Todesfallzahlen der Schweiz. Andere Studien deuten darauf, hin dass eventuell nur etwa ein Fünftel der Bevölkerung überhaupt anfällig ist auf das Virus und der grosse Rest mit Immunität ausgerüstet ist. Ins Bild passt, dass die Tödlichkeit des Virus für Angesteckte seit Anfang der Epidemie vielerorts stark zurückgegangen und immer näher an das kommt, was für die Grippe gilt.

Alarmruf von der Task-Force

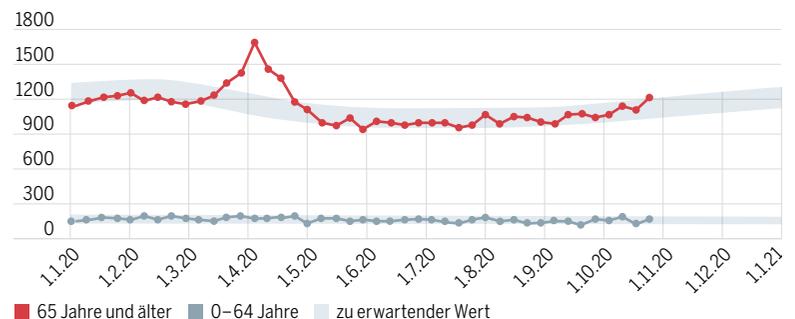
Bei der Betrachtung der Sterbestatistik stellt sich denn auch die Frage: Was ist dieses Jahr anders? Sind mehr Menschen gestorben als sonst? Es sieht in der Schweiz bisher nicht danach aus. Ein Blick auf die Sterbestatistiken in der Grafik unten zeigt, dass sich im Corona-Jahr 2020 und im Grippe-Jahr 2015 ganz ähnliche Muster zeigen. Im Frühling gab es in beiden Jahren eine erhöhte Sterblichkeit in der Gruppe der Menschen mit 65 Jahren und älter. Bei den unter 65-Jährigen sind in beiden Jahren keine abnormalen Werte erkennbar, es gab nicht mehr Todesfälle, als nach langjährigen Erfahrungen zu erwarten sind. Die grauen Flächen zeigen die Bandbreite

Gemässigte Sterblichkeit

Anzahl Todesfälle in der Schweiz pro Woche, Jahr 2015



Anzahl Todesfälle in der Schweiz pro Woche, Jahr 2020



QUELLE: BFS – TODESURSACHENSTATISTIK

2020 ähnlich wie ein Grippe-Jahr.



Denkmodell der Warnungen.

der langfristigen Erwartungswerte, und lediglich Ende März/Anfang April wurde diese bei den Älteren überschritten.

Käme jetzt jemand unwissend von aussen, könnte er wohl kaum sagen, welches das Jahr der Pandemie und welches das Grippe-Jahr war – und ohne Vorwissen würde er wohl nicht einmal auf die Idee kommen, es habe sich eine Epidemie ereignet. Nein! Gerade jetzt ist alles wieder anders, kommt nun sofort der Alarmruf von der Covid-Task-Force des Bundes. Im jüngsten Lagebericht von Ende Oktober warnt sie: Seit Anfang Oktober verdoppelten sich die täglichen Zahlen der positiven Tests, der Spitaleinweisungen, der Einweisungen auf Intensivstationen sowie der Todesfälle etwa wöchentlich. Sie erwartet, dass «die kritischen Grenzen unseres Gesundheitssystems zwischen dem 8. und dem 18. November erreicht» und dann überschritten würden. Das Denkmodell der Voraussagen und Warnungen baut darauf auf, dass man die Infektionen beobachtet, daraus ermittelt, welcher Teil krank wird, wie viel davon ins Spital müssen und welche Quote schliesslich auf die Intensivstation kommt und wer dann gar stirbt. Diese ganze Kette von Kennzahlen ist aber mit grossen Unsicherheiten behaftet. Überall wackelt es.

Das gilt zunächst fürs Testen. Die Zahlen zu den Personen mit positivem Corona-Virus-Test sind besonders schwierig zu beurteilen. In der Schweiz ist diese Kurve in jüngerer Zeit enorm gestiegen, mehr als vielen anderen Ländern, das weckte Angst. Aber was heisst ein positiver Test? Mit der PCR-Methode werden auch Virentrümmer nachgewiesen, die unschädlich sind. Die Fehler, wonach ein Test fälschlicherweise positiv ausfällt, machen vielleicht einen Viertel der Resultate aus, und mit zunehmendem Testen immer mehr. Grosse Vorsicht ist am Platz. Immerhin: Die Bulletins des BAG zeigen seit dem 26. Oktober wieder sinkende Fallzahlen.

Die Hospitalisierungen zur Covid-Behandlung scheinen zunächst ein objektiver Indikator

zu sein. Ärzte können diese Zahl jedoch erheblich beeinflussen. Hausärzte etwa fühlen sich sicherer, wenn Patienten das Spital aufsuchen. Spitäler ihrerseits haben je nach Auslastung wechselnde Anreize, Patienten eher stationär oder ambulant zu behandeln. Aber auch da: Die Zahl der Hospitalisierungen in der Schweiz zeigt jüngst leicht nach unten.

Kampf um Finanzierungen

Die Belegung der Intensivstationen ist zurzeit das wichtigste Thema. Die Covid-Task-Force befürchtet eine Überlastung zwischen dem 8. und 18. November. Auskünfte von Spitälern und Gesundheitsbehörden deuten jedoch auf eine ziemlich hohe Flexibilität des Angebots hin. Die Schweiz liegt mit 11 Intensivbetten pro Einwohner im europäischen Durchschnitt, Deutschland ist mit 29 Betten üppig ausgestattet. Laut der Schweizerischen Gesellschaft für Intensivmedizin können Bettenkapazitäten an verschiedenen Orten aufgestockt oder wieder reduziert werden. Es ist aber auch zu beachten, dass allzu hohe ungenutzte Kapazitäten auf Vorrat teuer sind und deshalb nicht vorschnell eingerichtet werden. Schliesslich spielt hinein, dass Spitäler in Notzeiten ihre Knappheit möglicherweise übertrieben darstellen, um ihre Stellung im Kampf um Finanzierungen zu verbessern.

Schliesslich beherrscht die Angst vor dem Tod die Debatten. Zahlen zu den gesamten Todesfällen sind eindeutig, wie in der Grafik gezeigt, aber sobald es um die Todesursache Corona geht, werden die Angaben unsicher. Laut dem BAG werden einfach die Todesfälle «im Zusammenhang mit» Corona erfasst, auch wenn anderen Krankheiten ebenfalls viel Einfluss hatten. Das Medianalter bei den Corona-Todesfällen liegt bei 86 Jahren, also über der durchschnittlichen Lebenserwartung der Menschen und höher als im Frühling. Und auch in diesem Zusammenhang ist bisher keine beängstigende Kurve erkennbar.

MÖRGELI

Aushängeschild mit Preisschild

«Wir sind am Anschlag», stöhnt Intensiv-Pflegerin Irina Hellmann. Die 29-Jährige müsse in der Covid-Krise Übermenschliches leisten, warte aber «noch immer auf eine faire Bezahlung». Hellmann ist das Aushängeschild ihres Berufsverbandes und der Gewerkschaften VPOD und Syna. Sie haben zu einer Protestwoche aufgerufen. Mit grosser Schlussdemonstration am 31. Oktober auf dem Bundesplatz. Die Forderungen: ein Monatsgehalt als Corona-Prämie, mehr Mitspracherecht im Arbeitsalltag, mehr Zuschläge, mehr Anerkennung, mehr Stress-Schutz, mehr Lohn. Mehr, mehr, mehr.

Meine Grosstante war eine Diakonisse, die bei Familientreffen fast das Ansehen einer Heiligen genoss. Sie gehörte zu einer Generation unverheirateter Krankenschwestern, die ihre Patienten fast rund um die Uhr pflegten. Und sich, beschämt über ihre menschliche Schwäche, jeweils nur kurz zurückzogen, um ein wenig zu schlafen. Ihre Lebensdevise lautete: «Mein Lohn ist, dass ich darf.» Ihr Lohn war wenig mehr als ein Gotteslohn. Da ist Irina Hellmann von anderem Kaliber. Laut statt leise. Kämpferisch statt kirchlich. Fordernd statt fürbittend.

Irina Hellmann nutzt die Covid-Konjunktur. Oder wird sie von den Gewerkschaften benutzt? «Wir sind am Anschlag», zitierten sie *Blick* und *Blick TV* («Jetzt spricht Irina Hellmann»). Sie habe den Mut, «öffentlich von sich und ihrem harten Job zu erzählen». Schon vor einem halben Jahr stand die Pflegefachfrau vom Bruderholz im Rampenlicht. Etwa bei der SRF-Dok «Aufatmen nach der ersten Welle?». Oder beim SRF-Beitrag «Pfleger im Dauereinsatz». Hellmann leiste «Grosses auf der Covid-19-Intensivstation». Zweimal plauderte Hellmann mit Mona Vetsch in der Durchhaltesendung «Zäme dure» von SRF 3. Am Bundesfeiertag lud die Bundespräsidentin Hellmann als Ehrengast und «Corona-Heldin» zur offiziellen 1.-August-Feier aufs Rütli.

Trotz allem Stress findet Irina Hellmann Zeit für ihren eigenen Blog. Ihr Anliegen sei «die politische Ebene». Gesundheit habe ihren Preis. Irina Hellmann ist das Preisschild. Die gewerkschaftlichen Corona-Forderer haben mehr als ein Gesicht gefunden. Ein Endlos Gesicht.

Christoph Mörgeli

Wie stärke ich mein Immunsystem?

Schlafen, lachen, nichts tun: Es ist leicht, seinen Körper auf eine mögliche Infektion mit dem Coronavirus vorzubereiten.

Fabian Unteregger

Unser Immunsystem funktioniert wie eine gutgeschmierte Maschine. Wir brauchen es nicht zu stärken. Besser gesagt: Wir könnten es auch nicht. Es geht eher darum, das Immunsystem nicht zu schwächen.

Im Jahr 2016 kamen Ron Sender, Shai Fuchs und Ron Milo in einer Studie zum Schluss, dass der menschliche Körper von mehr Bakterien besiedelt ist, als dieser selbst Körperzellen hat. Das ist erstaunlich. Und vor allem wäre es nicht überlebbar, wenn wir nicht durch ein ausgeklügeltes Immunsystem geschützt würden. Der menschliche Körper befindet sich pausenlos im Krieg gegen Bakterien, Pilze, Viren oder Parasiten. Und in den meisten Fällen gewinnt er die täglichen Abwehrschlachten. Sonst wäre ich nicht in der Lage, diese Zeilen zu schreiben, und Sie nicht, diese zu lesen.

Gesündestes Abwasser der Welt

Uns wird täglich suggeriert, wie wir uns noch besser gegen die bösen Mikroben rüsten könnten. Bewundernswert ist die Kreativität der Werber. Aber Nutzen bringen die Produkte dem Gros der Bevölkerung bei normaler Ernährung kaum. Ihr Effekt wirkt sich eher gesund auf die Erfolgsrechnung der Produzenten aus. Es ist, als würden Sie versuchen, einen Formel-1-Wagen tieferzulegen. Oder einen Jet mit der Befestigung eines Haarföhns am Flügel noch schneller zu machen. Oder als Skipper auf einem Segelboot selbst aus voller Lunge ins Segel zu blasen. Zugegeben, ich habe alles noch nicht probiert, bin mir aber sicher, dass es nicht funktionieren würde.

Einer der grössten Immunsystem-Mythen betrifft die Vitamine. Tägliche Vitamindosen sollen uns in eine Mischung aus Superman und Lara Croft verwandeln. Tägliche Dosen machen jedoch wenig Sinn. Bei ausgewogener Ernährung hat der Körper den Bedarf längst gedeckt. Er nimmt aus Supplementen nur so viel auf, wie er braucht. Die fettlöslichen Vitamine A, D, E und K können wir wenigstens speichern oder sogar überdosieren (Vitamin A). Bei wasserlöslichen Vitaminen klappt das nicht. Sie verschwinden via Niere, Harnleiter, Blase direkt in

der Kanalisation. Wir kreieren damit sozusagen das gesündeste Abwasser der Welt.

Hätten wir zum Beispiel wirklich einen Vitamin-C-Mangel, träten Symptome von Müdigkeit bis starkes Zahnfleischbluten auf. Aber keine Sorge. Es ist normal, nach Anstrengung müde zu sein. Oder bei Verzicht aufs Zähneputzen zu bluten. Bei Skorbut wäre das ein Dauerzustand. Bis ins 18. Jahrhundert verlor die britische Royal Navy mehr Schiffe durch Vitamin-C-Mangel als durch Feindeingriffe. Dann gab der schottische Arzt James Lind einer Gruppe an Skorbut leidender Matrosen unter anderem täglich eine Zitrone, und siehe da – sie waren im Nu wieder ein-

Der menschliche Körper befindet sich pausenlos im Krieg gegen Bakterien, Pilze, Viren oder Parasiten.

satzfähig. Und Lind ging mit einem der ersten klinischen und kontrollierten Experimente in die Geschichte der Medizin ein.

Das einzige Vitamin, das tatsächlich in Mitteleuropa ein Problem darstellt, ist das Vitamin D. Grund hierfür ist mangelndes Sonnenlicht. Petrus versucht uns mit seiner lausigen Arbeitsmoral besonders in den Herbst- und Wintermonaten mit hartnäckigen Hochnebellagen zu bespassen, was ich persönlich wenig lustig finde. Und das obwohl ich mit Hauttyp II Sonnenlicht

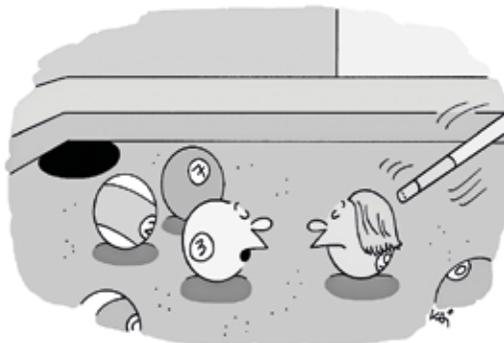
gut dosieren muss, um nicht als leuchtender Hummer unter der Weihnachtsbeleuchtung aufzufallen.

Fieberblase am Hotelpool?

Wichtig ist, dass sich unser Immunsystem in einem Fließgleichgewicht befindet. Und das tun wir, indem wir Stress möglichst minimieren: Dazu gehört auch das Rauchen oder der Genuss von Alkohol oder anderen schädlichen Substanzen. Wie spüre ich, dass ich gestresst bin? Sie merken es. Oder Ihr Körper sagt es Ihnen. Symptome gibt es deren viele: Herzrasen, Schlafstörungen et cetera. Oder auch eine Fieberblase auf den Lippen. Und das betrifft rund 70 Prozent der Bevölkerung.

Bei den meisten von uns sitzt Herpes simplex Typ I in einem Ganglion – das ist eine grössere Schaltstelle im Gehirn – und ruht. Und zwar so lange, bis wir gestresst sind. Sei es durch starke körperliche Anstrengung, starke längere Sonneneinstrahlung oder eine belastende Situation. Während wir auf dem Zahnfleisch gehen, macht sich das Virus entlang sensibler Nervenbahnen gemütlich auf die Wanderung. Statt in Santiago de Compostela zu landen, findet sich das Virus plötzlich auf den Lippen wieder und markiert seine Ankunft mit lästigen Bläschen. Das passiert nur bei vorübergehender Immunsuppression. Überlegen Sie mal, hatten Sie je eine Fieberblase entspannt im Halbschatten am Hotelpool? Ich denke, eher nicht.

Was können Sie nun tun, wenn das Immunsystem schon ideal sein soll und Sie sich auf Covid-19 vorbereiten möchten? Gönnen Sie sich etwas Gutes. Eine Stunde nichts tun, einmal länger schlafen oder ein Ritual, das Ihnen Kraft gibt. Vergessen Sie nicht, zu lachen. Und kümmern Sie sich um Ihre Nächsten. Überraschen Sie jemanden mit einem Kompliment. Es wird ebenso positiv auf Sie zurückfallen. Spätestens dann, wenn wir mit Disziplin, Solidarität und Impfung Sars-CoV-2 den Garaus machen, wie der Vitamin-C-Mangel damals der Marine.



„Schick ist nie schon, aber mir ist nie immer weggeflogen.“

Fabian Unteregger ist Arzt und Komiker.

Es sind die Särge, *stupid*

Unsere Magistraten haben – verglichen mit Deutschland – 1100 Särge zu viel in ihren Kellern.



Selbstüberschätzung ist eine Kopfkrankheit mit ab und zu tödlichen Folgen. Das Virus hat die Schwächen der Schweiz brutal offengelegt. Nur wollen wir das nach wie vor kollektiv nicht wahrhaben.

Die schnelle Öffnung war ein Fehler. Die Delegation an die überforderten Kantone ein Flopp. Das hochgelobte Contact-Tracing ist in den meisten Kantonen längst zusammengebrochen. Die Schutzkonzepte sind Schrott von gestern. YB spielt wieder vor leeren Rängen, wenn überhaupt. In zwei Wochen haben die Schweizer Spitäler keine Intensivbetten mehr. Selbst Tumoroperationen müssen verschoben werden. Jetzt will man im zweitreichsten Land der Welt alle über 85 Jahre alten Menschen einfach sterben lassen. Man sollte René Eichenberger und seine Herden-Immunitären ins Triemli-Triage-Büro abdetachieren. Als Professor «Daumen rauf und Daumen runter». Müslüm müsste die Charts mit einem bitterbösen Song über diese unsere «Superschwütz» stürmen.

Was haben die Politiker und Experten uns nicht alles geflötet. Für Bundesrat Alain Berset war nach der ersten Welle klar: «Wir können Corona.» Für Marcel Salathé sah es vor vier Wochen wirklich gut aus. Und der inzwischen sichtlich überforderte Ueli Maurer warnte uns permanent vor Hysterie.

Das Resultat dieser Kakophonie: Deutschland hat pro Tag und 100 000 Einwohner fünf Mal weniger Neuinfizierte als unser Land. Die Schweiz hat verglichen mit Deutschland 1100 Tote zu viel. Helvetien hat pro 100 000 Einwohner sogar 2,5-mal mehr Neuinfektionen als die USA. Aber weniger Tote. Weil wir unser

Gesundheitswesen nicht durchprivatisiert haben. Immerhin das.

Die Schweizerinnen und Schweizer haben gemäss der Forschungsstelle Sotomo das Vertrauen in unseren Bundesrat, in unsere Kantonsregierungen verloren. Sie wollen mehrheitlich landesweit harte und einheitliche Massnahmen und mehr Geld für die Härtefälle.

Angela Merkel und Markus Söder versuchen mit eindrücklichen Statements den Deutschen beizubringen: Die Zahl der Kontakte muss auf ein Viertel gesenkt werden. Für mindestens einen Monat haben sie unter anderem alle Beizen, Hotels und Kinos geschlossen. Im priva-

Wer in Bayern ohne Maske erwischt wird, bezahlt 250 Euro Busse. Im Norden spielt die Anti-Corona-Musi.

ten Rahmen sind nur mehr bescheidene Feten möglich. Wer in Bayern mit seinen zwölf Millionen Einwohnern ohne Maske erwischt wird, bezahlt 250 Euro Busse. Im nahen Norden spielt die Anti-Corona-Musi.

Um Volksaufständen vorzubeugen, erhalten in Deutschland das Gastgewerbe und die Event-Branchen, wenn sie nicht mehr als fünfzig Personen beschäftigen, im November 75 Prozent ihres Vorjahresumsatzes zurückerstattet.

Das Beispiel Israels lehrt uns: Wer einen Monat lang hart auf die Bremse tritt, kann die Zahl der Fälle pro Tag von 9000 auf unter 600 Neuinfizierte drücken. Genau das, was die Schweiz jetzt brauchen würde.

In der Schweiz erlebt die Domino-Theorie ein Comeback: Weil der Bund faktisch nichts auf die Reihe bekommt, beginnen sich die Kantone zu bewegen. Im Jura mussten die Beizen schliessen. In Genf und in Neuenburg auch. Bald werden weitere Kantone umkippen.

Einen ersten Nasenstüber bekamen Guy Parmelin und Ueli Maurer. Sie wollten vor dem Februar 2021 nichts für die Solo-Selbstständigen und die kleinen und mittleren Betriebe machen. Umgekehrt bewilligten sie rückwirkend für den Härtefall Christoph Blocher 1,1 Millionen Franken. Der *Blick* startete eine Kampagne, Frank A. Meyer schoss aus Berlin mit der Bazooka in Richtung Herrliberg.

Jetzt soll etwas Bundesgeld bereits ab dem 1. Dezember 2020 fliessen. Ein Rinnsal, verglichen mit den Verlusten, die kleinen und mittleren Betrieben des sozialen Konsums entstehen.

In den ersten neun Monaten dieses *annus horribilis* machte unsere 1000 Milliarden schwere Nationalbank 15 Milliarden Franken Gewinn. Die Nationalbank gehört schwergewichtig den Kantonen. Sie müssten den Bund links liegenlassen, die Kuh im Stall melken und allen, die ohne Schuld Verluste schreiben, helfen. Christoph Darbellay ist mitschuldig an den europaweit höchsten Walliser Corona-Fallzahlen. Er jagt neu – zusammen mit Viola Amherd – den «unmoralischen» Ueli Maurer durchs Unterholz. In der Politik zählt Beweglichkeit.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Genial verwirrend

Emily Ratajkowski erwartet ihr erstes Kind. Eigentlich eine unerhebliche Nachricht. Doch das Model ist smarter, als viele meinen.

Beatrice Schlag

Natürlich kennen Sie Emily Ratajkowski. Selbst wenn Social Media nicht Ihr bevorzugter virtueller Tummelplatz sind, haben Sie von der Frau gelesen – allein in der *Weltwoche* war sie vier Mal Thema im letzten Jahr. Dabei ist das, was es im Wesentlichen über sie zu berichten gibt, ziemlich schnell erzählt: Die in London geborene und im kalifornischen San Diego aufgewachsene Tochter eines Malers und einer Literaturdozentin gehört zu den gefragtesten Models und Instagram-Persönlichkeiten der Welt. Dass sie an die 27 Millionen Follower hat, liegt nicht an ihrer Biografie, sondern daran, dass sie sich fürs Leben gern vor der Kamera auszieht, was wahrscheinlich viele Frauen täten, wenn sie nackt so begehrenswert aussähen.

Emily Ratajkowski hat dunkle, mandelförmige Augen, volle Lippen, einen sehr schmalen Körper und einen im Vergleich dazu riesigen Busen. Körbchengrösse D gibt es zwar inzwischen selbst unter Models häufig, aber was aus den Körbchen ragt, sieht meist aus wie zu satt gepumpte, reglose Tennisbälle. Die Brüste von Emrata, wie sie sich auf Instagram nennt, sehen so unaggressiv aus, dass man sie sich weich und warm vorstellt.

«Etwas traurig»

Natürlich gab es Gerüchte, ihre Lippen seien aufgespritzt und die Oberweite mit Silikon verstärkt. Vor vier Jahren stellte Ratajkowski ein Foto ins Netz, «um zu beweisen, dass mein Körper echt ist». Es zeigte sie als vierzehnjährigen Teenager im Bikini. Schon damals gleicher Busen, gleicher schöner Mund, nur ungeschminkt.

«Inzwischen macht es mich etwas traurig, dass es überhaupt existiert», sagt die heute 29-Jährige über das Bild. «Ich war damals nur ein Kind, und ich wünschte, die Welt hätte mein vierzehnjähriges Selbst dazu ermutigt, mehr als nur mein Körper zu sein.» Denn nur darauf sei sie von ihrer Umwelt reduziert worden. Nicht von ihren Eltern, auch nicht vom Show- und Modelbusiness, als sie mit fünfzehn zu modeln begann, sondern von ihrer täglichen

Umgebung. Die knappe Kleidung, die sie bevorzugte, habe zu dauernden Warnungen geführt: «Du musst dich vor Männerblicken schützen.» – «Ein Mädchen wie du muss sich unauffällig verhalten.» – «Schick keine falschen Signale.»

Nacktauftritt in Musikvideo

Dass es vor allem Freunde und Bekannte waren, die so redeten, verletzte sie. Was waren die falschen Signale? «Gemeint war, dass es trashy sei, sexuell zu sein, weil es dem männlichen Begehren entgegenkam. Für mich ist

Ähnlich Unausgesprochenes lernten wir von unseren Müttern: Alles, was sie uns verboten, gefiel den Buben.

Sexyness eine Art von Schönheit, ein Ausdruck meiner selbst, den es zu feiern gilt.» Je erfolgreicher Emily Ratajkowski wurde – und sie wurde nach ihrem Nacktauftritt im Video zu Robin Thickers Hitsong «Blurred Lines» schnell berühmt –, desto häufiger sprach sie

davon, dass es für Mädchen keine Vorbilder gebe, die ihnen zeigten, wie man Kraft darin finden könne, sexuell zu sein oder sich so zu fühlen. Ratajkowski wollte ein feministisches Sexsymbol sein, selbstbestimmt und trotzdem mit steiler Karriere.

Es geht nicht, aus einem einfachen Grund: Was sexy ist, lernen die Frauen durch die Reaktionen der Männer, und zwar in einem sehr jungen Alter, wo für manche noch nicht einmal klar ist, was das Wort «sexy» bedeutet. Meine Generation lernte von Brigitte Bardot den Schollmund. Kein Mann (ausser Donald Trump viel später) macht je einen geschürzten Schollmund, weil Schollmünder an Männern blöd aussehen. Aber wenn sie Bardots Schollmund-Fotos sahen, waren sie entzückt. Wie auch von Jayne Mansfields Décolleté, an dem ihr Blick klebenblieb, oder Marilyn Monroes Gang. Wir wussten nicht warum, wir hatten noch nicht einmal Ansätze von Brüsten, aber es blieb im Kopf kleben.

Ähnlich Unausgesprochenes lernten wir von unseren Müttern: Alles, was sie uns verboten, wie hautenge Jeans und bauchfreie Tops, gefiel den Buben, für die wir schwärmten. Der Zeigefinger, an dem wir nuckelten, Marlene Dietrichs strengen Blick von schräg unten – wir hatten uns das angeeignet, lange bevor echter Sex ein Thema wurde. Die Männer ahnten davon nichts und konnten nichts dafür. So schnell versteht man trotz Frauenbewegung nicht, wie sehr einen was geprägt hat. Mit Social Media wuchs das Angebot an Lernmöglichkeiten exponentiell an. Die jungen Frauen lernen genau so gierig wie die Generationen zuvor.

Dumme Sätze

«Selbstbestimmtes feministisches Sexsymbol» ist ein Phantom, wenn man ein Model ist und lukrative Aufträge will. Deswegen sagte Emily Ratajkowski dumme Sätze wie: «Auch wenn der Blick der Gesellschaft auf eine sexualisierte Frau erniedrigend sein kann, muss es einen Raum geben, wo Frauen sexuell sein können, wenn sie das wollen.» Ja, gibt es. Aber dort läuft keine Kamera.



„Friseurtermin? Geh' doch zum Dönerschneiderroboter. Da ist es günstiger...“



«Wie werde ich mein Kind davor bewahren?»: Feministin Ratajkowski.

Emily Ratajkowski ist smart. Ihr politisches Engagement – sie war für Bernie Sanders als Präsidentschaftskandidaten unterwegs, setzt sich für die amerikanische Gesundheitsorganisation für Frauen, Planned Parenthood, ein – wird überwiegend wohlwollend zur Kenntnis genommen. Nur: Warum will sie unbedingt eine feministische Stimme sein?

Keiner ihrer Follower erwartet das von ihr, solange sie mit der Zurschaustellung ihres berühmten *ab crack* und der herrlichen *underboobs* nicht geizt. Falls sie beides so wenig kennen wie ich bis vor kurzem: Ein *ab crack* ist die äusserst attraktive Kerbe zwischen Brustbein und Bauchnabel, die sich auch bei genetisch Gesegneten nur durch hartes Training erreichen lässt. *Underboobs*

sind die Unterseite der Brüste, die bei sparsamem Stoffgebrauch unterhalb des Bikini-Tops hervorquellen und bei Models sehr populär waren während des Corona-Sommers, als Fotos aus dem heimischen Garten die ausgefallenen Laufstegbilder ersetzen mussten. Beides hat Ratajkowskis Ruhm gesteigert. Sie ist die *ab crack queen*.

Essay in der *Vogue*

Letzte Woche gab Emily Ratajkowski bekannt, dass sie und ihr Ehemann, Schauspieler Sebastian Bear-McClard, seit zwanzig Wochen ein Kind erwarten. Auf dem Bild dazu war sie nackt

Gefragt, ob Mädchen oder Junge, sagt sie: «Wir werden es wissen, wenn das Kind achtzehn ist.»

bis auf die Socken. Gefragt, ob Mädchen oder Junge, antwortete sie in einem Essay, der in der *Vogue* veröffentlicht wurde: «Wir werden es erst wissen, wenn das Kind achtzehn ist und es uns wissen lässt.» Es war eine genial verwirrende PR-Zeile, die um die halbe Welt ging.

Was sie damit meine, sagte Ratajkowski, sei, zu warten, bis ihr Kind wisse, wer er oder sie sein wolle: «Es gibt Möglichkeiten, die viel komplexer sind als die Genitalien, mit denen unser Kind geboren wird. Wir haben keine Ahnung, wer in meinem Körper heranwächst.» Sie habe als Kind automatisch gedacht, einst ein Mädchen zu bekommen; es sei das Logische gewesen nach den Puppen ihrer Kindheit: eine Miniversion von sich. «Dann dachte ich darüber nach, wie Frauen sich ständig miteinander vergleichen. Ich kämpfe immer noch gegen unbewusste Frauenfeindlichkeit. Ich erwische mich dabei, wie ich die Hüftbreite anderer Frauen mit meiner vergleiche. Wie werde ich mein Kind davor bewahren?»

Unerwartete Enthüllungen

Und was wäre, wenn ihr weisser Mann sich genauso automatisch einen Buben wünschte? «Vor einem Sohn», sagt Emily Ratajkowski, «hätte ich auf andere Weise Angst. Ich habe zu viele weisse Männer durchs Leben gehen sehen, die keine Ahnung von ihren Privilegien hatten, und viele meiner Erfahrungen mit ihnen haben mich traumatisiert. Auch die mit Buben: Es ist erschreckend, wie früh Buben einen Sinn für Anmassung entwickeln – Frauenkörpern und der Welt generell gegenüber. Meine Angst ist nicht so sehr, einen *bad boy* aufzuziehen, der ist wie viele der Männer, die ich kannte und die unabsichtlich ihre Macht missbrauchten. Es ist die Angst, nicht zu merken, dass ich die Nachlässigkeit und den Mangel an Bewusstsein kultiviere, die für Männer so bequem sind.» Das sind, neben ihrer Schwangerschaft, ziemlich viele unerwartete Enthüllungen über den Preis einer Karriere mit fast 27 Millionen Followern.

Sie kommen, um zu töten

Der Attentäter von Nizza gelangte als Flüchtling nach Frankreich.
Werden weitere Terroristen über Schlepper-Routen ins Land eindringen?

Jürg Altwegg

Am Abend bevor er in der Kirche Notre-Dame in Nizza drei Menschen mit dem Messer die Kehle durchschnitt, rief Brahim Aouissaoui seine Eltern in Sfax an. Sie haben acht Töchter und drei Söhne, Brahim ist 21. Wohlbehalten sei er in Frankreich angekommen, erzählte er ihnen am Telefon, und suche jetzt einen Job als Motorradmechaniker. Gekommen war er über die klassische Flüchtlingsroute. Aber nicht, um Arbeit zu finden und eine Aufenthaltsbewilligung zu bekommen.

Im September hatte er seine Heimatstadt an der Küste verlassen. Schlepper brachten ihn zusammen mit rund zwanzig Migranten nach Lampedusa, wo sie am 21. September eintrafen. Sie wurden auf das Schiff «Rhapsody» verlegt, das am 8. Oktober mit 805 Flüchtlingen an Bord in Bari anlegte. Allein im September seien 10 000 Tunesier in Italien angekommen. Angesichts der chaotischen Zustände habe das Innenministerium die Rückführung selbst von mutmasslich Radikalisierten ausgesetzt, erklärt der Politologe Francesco Marone. Brahim Aouissaoui, der in keiner Datenbank verzeichnet war, wurde schlicht beschieden, dass er Italien innert einer Woche verlassen müsse.

In Italien verlor sich ihre Spur

Am Abend des 27. Oktober kam er in Nizza an – ziemlich sicher via Ventimiglia und per Bahn oder Bus. Jedenfalls wurde seine Anwesenheit zuallererst von den Videokameras am Bahnhof erfasst. Zwei Nächte verbrachte er in der Stadt. Auf späteren Videoaufzeichnungen ist zu sehen, wie er um die Kirche schlenderte. Mindestens zwei Araber sprach er an – Französisch kann er nicht.

«Er kam, um zu töten», stellt Innenminister Gérald Darmanin fest: Denn als Erstes beschaffte er sich in Nizza drei Messer. Eines hatte er in der Hand, die beiden anderen, zwei Handys und den Koran im Rucksack, als er zur Tat schritt. Dreissig Minuten war er in der Kirche und meuchelte drei Menschen. In Grasse – unweit von Nizza – wurde inzwischen ein Tunesier

verhaftet, der mit dem Terroristen von Sfax nach Lampedusa gekommen war. Auch die Quarantäne auf der «Rhapsody» verbrachten sie zusammen. Frankreich fürchtet, dass weitere Terroristen über die Flüchtlingsroute ins Land kamen. In Italien verlor sich ihre Spur. In den kommenden Tagen wird Darmanin nach Tunis reisen.

«Stereotype Erzählungen»

Als politische Flüchtlinge war die Familie des achtzehn Jahre alten Tschetschenen, der in



Als Erstes beschaffte er sich drei Messer: Terrorziel Notre-Dame, Nizza.

Confians-Sainte-Honorine bei Paris den Lehrer Samuel Paty enthauptete, nach Frankreich gekommen. Polen, wo sie zuvor gelebt hatten, wollte sie nicht behalten und verweigerte ihnen das Asyl. Auch in Paris waren die Behörden skeptisch. Das Amt für den Schutz von Flüchtlingen und Staatenlosen (OFPRA; Office français de protection des réfugiés et apatrides) empfand die Schilderung des Vaters als «stereotype Erzählung». Er habe die islamischen Rebellen, die eine unabhängige Republik begründen wollten, bei sich aufgenommen und ihnen als Chauffeur gedient. Von der russischen Polizei sei er verfolgt und entführt worden. Seine Entlassung will er sich mit einem Lösegeld erkaufen haben.

«Man glaubte ihm nicht», erinnert sich ein Beamter. Im Jahr darauf aber – 2011 – sprach

sich der Nationale Gerichtshof für Asylrecht (CNDA; Cour nationale du droit d'asile) für die Aufnahme des Tschetschenen und seiner Familie aus. Der 2002 in Moskau geborene Sohn Abdullah wurde im vergangenen März volljährig und bekam automatisch eine zehnjährige Aufenthaltsbewilligung. Seit dem Beginn des Prozesses gegen die Komplizen der *Charlie Hebdo*-Terroristen fahndete er im Internet nach potenziellen Opfern für eine Strafaktion. Es gelang ihm nicht, deren Adressen ausfindig zu machen. Erst die Hetzkampagne eines Vaters, der seine Telefonnummer veröffentlichte, und eines islamistischen Fanatiklers brachte ihn auf die Spur des Lehrers, der seinen Schülern die Mohammed-Karikaturen gezeigt hatte.

Bürgerkriegsähnliche Szenen

Lange waren die Tschetschenen, für deren Aufnahme die einflussreichen antitotalitären Intellektuellen um André Glucksmann plädiert hatten, unauffällig geblieben. Als aber im vergangenen Juni einer der Ihren in Dijon vor einer Shisha-Bar von Arabern drangsalieret wurde, strömten sie aus halb Europa herbei, um ihn zu rächen. Dutzende von Autos und eine Bar im Zentrum gingen in Flammen auf. Geschossen wurde aus Kalaschnikows. Mit Eisenstangen, Baseballschlägern und gezückten Pistolen zogen die verummten Jugendlichen durch die Strassen. Nachdem sie abgezogen waren, traten die Nordafrikaner zur Machtdemonstration an. Vier Nächte lang terrorisierten die Banden die Stadt. Die Polizei schaute zu: Es sei ihr darum gegangen, die Bevölkerung zu schützen.

Bürgerkriegsähnliche Szenen haben auch die jüngsten Attentate ausgelöst. In der Nähe von Lyon griffen «Hunderte von Türken» mit Hämmern und Eisenstangen Armenier während einer Solidaritätsdemonstration für ihr Land an. In Dijon wiederum marschierten sie ein paar Stunden nach dem Anschlag von Nizza mit Fahnen durch die Stadt und schrien «Allah Akbar».

Die Schneggs greifen durch

Bürgerliche Politiker verlieren in der Corona-Krise teils jedes Mass.



Es ist bekanntlich keine Zeit für Vergnügen und Zerstreuung, sondern für Solidarität und Verzicht. Verzichtet wird derzeit auch in Bern. Während man andernorts sein Gemüt noch mit einem Museumsbesuch aufhellen und sich beim Sport vorübergehend von Trübsal befreien kann, sind solche Ablenkungen den Bernern seit längerem schon nicht mehr vergönnt. Im Kanton Bern – obschon kein Corona-Hotspot, kein Seuchenherd und schon gar keine Todeszone – darf man noch zur Arbeit gehen, im Restaurant essen und sein Geld in einem der immer weniger werdenden Geschäfte ausgeben, sonst aber ist nur noch wenig erlaubt, und kaum etwas, was Vergnügen bereitet.

Sämtliche Museen sind geschlossen. Kinos sind ebenso zu wie Theater und Konzertsäle. Wer in eine Bibliothek oder in einen Lesesaal gehen möchte – etwa die Studenten, denen vom tagelangen Fernunterricht zu Hause die Decke auf den Kopf fällt –, steht vor verschlossenen Türen. Dasselbe gilt für Sport- und Fitnesszentren, wo niemand mehr seinen steifen Rücken allein trainieren darf. Dass die Betriebe allesamt Schutzkonzepte umgesetzt haben, die vor kurzem noch als Gütesiegel für Sicherheit galten – wen kümmert's? Wen kümmert's, ob solche Eingriffe in das Privatleben der Menschen verhältnismässig sind und welche schädlichen und belastenden Nebenfolgen sie haben? Und wen kümmert's, ob die verhängten Massnahmen tatsächlich etwas nützen, um – ja, um eigentlich was zu erreichen? Die Intensivstationen vorübergehend vor Überlastung zu schützen? Die Fallzahlen zu reduzieren? Das Virus lahmzulegen? Für wie lange?

Das Berner Regime trägt die Handschrift des Gesundheitsdirektors Pierre Alain Schnegg. Schon im Frühling zeigte sich, dass sich Schnegg schwer damit tut, wenn die Leute den behördlichen Vorgaben nicht punktgenau folgen – besonders in Rage versetzten ihn damals Jugendliche, die sich gruppenweise in Parks trafen. Der welsche SVP-Regierungsrat gehörte denn auch zu jenen Politikern, die mit einer allgemeinen Ausgangssperre liebäugelten und

Viele erwarten, dass der Staat die Bürger vor dem Tod bewahren wird, egal, wie alt oder krank sie sind.

den Eindruck machten, sie wollten die gesamte Bevölkerung am liebsten ein paar Wochen lang in den Wohnungen einschliessen, damit endlich Disziplin und Ordnung herrscht. Es würde nicht erstaunen, wenn wir bald wieder bei diesem Punkt der Debatte wären.

Pierre Alain Schnegg zählt zum Typus des bürgerlichen Politikers, der entschlossen regiert und der Bevölkerung sagt, wo es langgeht. Schweizweit bekannt wurde der Bernjurassier wegen seiner Pläne, die Sozialhilfe zu kürzen, um die Leute zum Arbeiten zu bringen. Wie Schnegg driften in der Corona-Krise auch andere bürgerliche Politiker, die sonst gerne von Eigenverantwortung reden, ins Autoritäre ab. So möchte, um im Kanton Bern zu bleiben, der freisinnige Sicherheitsdirektor Philippe Müller das Demonstrationsrecht faktisch aushebeln. Es zeigt sich, dass die individuelle

Freiheit nicht nur bei linken Politikern nicht viel gilt, in Krisenzeiten hat sie auch bei den Bürgerlichen einen schweren Stand. Und angesichts der fiebrigen Corona-Szenarien, die täglich verbreitet werden und die Leute panisch werden lassen, haben die Politiker derzeit freie Hand.

In den letzten Monaten hat sich etwas in unserer politischen Kultur drastisch verändert. Jeden Tag bekommen wir zu hören, dass wir nicht mehr nur für uns selber verantwortlich sind, sondern dass das Wohlergehen der ganzen Gesellschaft in unseren Händen liegt. Wer gegen die Corona-Regeln verstösst, und seien sie noch so unsinnig, gilt als Gefahr für das Kollektiv. Das persönliche Verhalten wird zur Angelegenheit aller und kann auf eine Weise geahndet werden, wie es vor kurzem noch unvorstellbar war.

Viele Leute halten das für richtig. Sie erwarten, dass der Staat die Bürger schützen und vor dem Tod bewahren wird, egal, wie alt oder krank sie sind. Und viele Politiker sehen sich gegenüber der Bevölkerung in der Pflicht, diese Erwartungen zu erfüllen. Doch das ist eine komplette Überschätzung dessen, was ein liberaler Staat tun kann und was nicht: Er ist dafür verantwortlich, dass das Gesundheitssystem bestens ausgerüstet ist und dass es funktioniert – in einer Pandemie, falls der Ansturm der Patienten irgendwann einmal zu gross werden sollte, so gut funktioniert, wie es unter diesen Umständen eben möglich ist. Er ist aber nicht dafür verantwortlich, jeden Corona-Toten zu verhindern, koste es, was es wolle.

«Ein Sehnsuchtsland wäre die Schweiz»

Wolfgang Reitzle ist einer der erfolgreichsten und anerkanntesten Unternehmensführer Deutschlands. Wie sieht er die Weltlage? Was kommt auf die Wirtschaft zu?

Beat Gygi und Florian Schwab

Wolfgang Reitzle zählt nicht nur zu den erfolgreichsten und bekanntesten Managern in Europa, er meldet sich im Gegensatz zu vielen Kollegen auch in wichtigen politischen Debatten zu Wort. Reitzle hat in der Autoindustrie Karriere gemacht und Entwicklungen geprägt. Nach dem Studium von Ökonomie und Maschinenbau begann er 1976 bei BMW, wo er bis 1999 massgeblich zum Erfolg der Marke beitrug und den Übernamen «Car Guy» erhielt. Dann wechselte er zu Ford und dessen Premium-Marken wie Jaguar, Aston Martin oder Volvo.

2002 wechselte Reitzle in das Industriegasgeschäft und wurde Chef des Technologiekonzerns Linde, den er radikal umbaute und zum Weltmarktführer machte. 2014 wurde er Verwaltungsratspräsident des frisch fusionierten französisch-schweizerischen Lafarge-Holcim-Zementkonzerns, trat 2016 ab und kehrte 2017 als Aufsichtsratsvorsitzender zu Linde zurück. Reitzle ist zudem Aufsichtsratschef beim Zulieferer Continental, des Weiteren auch bekannt als Verfechter der Idee, dass Deutschland eine Wasserstoff-Strategie einschlagen sollte und nicht zuletzt als Ehemann der Fernsehmoderatorin und Autorin Nina Ruge. Wir treffen ihn in Zürich.

Weltwoche: Herr Reitzle, was ist für Sie in diesen Zeiten das Verrückteste? Corona, der Linksrutsch in Deutschland oder der Niedergang der deutschen Autoindustrie?

Wolfgang Reitzle: Interessante Frage. Der Linksrutsch zeichnet sich in Deutschland schon lange ab, angereichert mit immer mehr sogenannten grünen Themen. Wie bei Digitalisierung oder Onlinehandel wirkt auch hier Corona als Verstärker. Und die Krise der Automobilindustrie wird durch Corona noch weiter verstärkt; dabei ist die Bedeutung dieser Branche wesentlich grösser, als es die Politik heute sieht.

Weltwoche: Was kommt von aussen, und was ist hausgemacht?

Reitzle: Hausgemacht scheint mir vor allem der breitflächig beobachtbare Richtungswechsel der Gesellschaft, an dem die Bundes-

kanzlerin ihren Anteil hat. Nach der langen Regierungszeit ist der Markenkern der CDU nicht mehr klar erkennbar, und viele tun sich schwer, das bisherige Wertesystem heute noch wahrzunehmen. Das war ein schleichender Prozess, und die Union besetzt heute Kernthemen der Sozialdemokratie; bitter für die SPD.

Weltwoche: Wie wirkt Corona verstärkend?

Reitzle: Die Pandemie ist für die Politiker eine Riesenzäsur; sie müssen sich plötzlich als Krisenmanager bewähren, und ihre Entscheidungen haben eine ungeheure Tragweite. Der Umgang mit Corona berührt fundamentale Bürgerrechte und Güterabwägungen zwischen Selbstbestimmung des Einzelnen und Schutz der Gemeinschaft, die nicht immer

«Wenn es schlimm kommt, ist Italien zu Grosseem fähig. Frankreich dagegen ist veränderungsresistent.»

einfach sind. Politiker erlangen so eine ungeheure Machtfülle, an der so mancher auch Gefallen findet, die ich aber vielmehr als Verantwortung gegenüber der Gesellschaft verstehen würde.

Weltwoche: Was sehen Sie denn besonders kritisch bei den Politik-Beschlüssen?

Reitzle: Dass die Sondersituation den willkommenen Anlass bot, Budgetdisziplin und die «schwarze Null» aufgeben zu können. Und vieles, was zunächst als einmalige Krisenmassnahme schien, wird dauerhaft aufrechterhalten werden. Die Folgen der Shutdown-Beschlüsse werden nun mit einer über die Notenbanken geschaffenen Geldlawine abgefedert, und wir sind in der monetären Staatsfinanzierung angekommen. Europa ist nun endgültig zur Transferunion geworden. Der Einfluss des Staates nimmt in beängstigender Weise zu. Planwirtschaft verdrängt Marktwirtschaft. In Deutschland zeigen aktuelle Umfragen, dass nur noch weniger als 50 Prozent der Bevölkerung die Marktwirtschaft unterstützen.

Weltwoche: Sondersituationen können Sondermassnahmen notwendig machen.

Reitzle: Das ist zweifelsohne richtig, aber man läuft gleichzeitig Gefahr, sich zu sehr daran zu gewöhnen, aus einem schier endlosen Geldtopf zu schöpfen. Umschrieben mit dem Begriff Modern Monetary Theory heisst das: aus dem Nichts Geld zu schaffen und so Staatsausgaben zu finanzieren. Das ist nicht nachhaltig, sondern ähnelt eher einem Kartenhaus.

Weltwoche: Sie sind Ingenieur, was heisst «Kartenhaus»?

Reitzle: In meinem ersten Semester an der TU München stand gleich am Anfang der erste Hauptsatz der Thermodynamik auf dem Programm. Vereinfacht ausgedrückt besagt er: Von nichts kommt nichts! Man kann nicht auf ein höheres Energieniveau kommen, ohne dass an anderer Stelle das Niveau absinkt. So ist es auch mit der Geldpolitik: Geldschöpfung aus dem Nichts kann nicht ohne Folgen sein.

Weltwoche: Die EU und die Europäische Zentralbank (EZB) versprechen sich davon eine Stabilisierung und Stärkung Europas.

Reitzle: Richtig, Transferzahlungen können die EU zwar für bestimmte Zeit stabilisieren, aber sicher nicht stärken. Immer mehr Länder werden von diesen Transfers abhängig wie Suchtkranke von der Spritze – die eigene Leistungsfähigkeit nimmt ab. Und Kredite mit der Laufzeit unendlich und einem Zins von null noch als Kredite zu bezeichnen, ist kühn.

Weltwoche: Kann man sich da nicht mehr herausarbeiten?

Reitzle: Nicht wirklich, mit diesen Transfers werden im Allgemeinen keine Struktur-reformen auf den Weg gebracht – im Gegenteil! Das Geld versickert in Budgetlöchern und wird zum Kaufen von Wählerstimmen genutzt – so wird kein nachhaltiges Wachstum erzeugt.

Weltwoche: Italien verhandelte erfolgreich.

Reitzle: Kann man so sagen – es wurde ja auch kräftig gefeiert nach diesem Beschluss. Das Tragische ist nur, dass Italien damit seine Probleme nicht löst.

Weltwoche: Sie leben ja zeitweise in Italien, bauen da Wein an und kennen das Land.

Reitzle: Genau deshalb sehe ich das zwiespältig. Im Kern ist Italien ein wohlhabendes



«Planwirtschaft verdrängt Marktwirtschaft»: Ingenieur Reitzle.

Land mit grossem, nicht erschlossenem Potenzial, das aber Gefahr läuft, sich in der Bezuschussungsmentalität einzurichten. Das Kernproblem ist die Kürze der Regierungszyklen. Alle achtzehn Monate kommt im Mittel eine neue Regierung an die Macht. So werden keine Reformen angestossen, denn die Belohnung für unpopuläre Entscheidungen erntet ja der nächste oder übernächste Regierungschef.

Weltwoche: Dann sehen Sie in Italien keinen Sprengsatz für den Euro?

Reitzle: Wenn es ganz schlimm kommt, ist Italien zu Grossem fähig. Frankreich dagegen ist weitgehend veränderungsresistent. Struktur-

reformen sind nahezu unmöglich durchzusetzen. Dazu kommen soziale Spannungen in den Grosstädten und ihren Banlieues. Dort verbirgt sich sozialer Sprengstoff.

Weltwoche: Gefährdet Frankreich den Euro?

Reitzle: Die Gefahr geht nicht so sehr von einem einzelnen Land aus. Das Problem liegt vielmehr in einem allgemeinen Verfall der Leistungsprinzipien, der Erwartung von dauerhaften Geldtransfers bei gleichzeitigem Ausbau des Sozialstaats bis hin zu seiner Überforderung. Damit erlöschen die Wachstumskräfte. Dies kann dann in Verbindung mit der ja nun endgültig ein-

gerichteten Transferunion im ungünstigsten Fall sogar das Endspiel für den Euro einleiten.

Weltwoche: Ist die Schweiz Ihrer Ansicht nach in Gefahr, mitgerissen zu werden, oder sieht sie eher aus wie ein sicherer Hafen?

Reitzle: Wäre die Schweiz eine Insel, so wäre sie mit ihrer einzigartigen Verfassung, ihrer bemerkenswerten Vernunft und Disziplin und der eigenen, stabilen Währung ein wahres Sehnsuchtsland. Sie liegt aber als Staat inmitten dieser grossen EU, für die wiederum dieses kleine Land eine Art Fremdkörper ist. Zugleich ist die Schweiz wirtschaftlich abhängig von der EU, also würde ein Nieder-

gang der EU auch die Schweiz erheblich in Mitleidenschaft ziehen.

Weltwoche: Was ist mit Deutschland passiert, dass es Umverteilung und Verschuldung nun plötzlich viel stärker unterstützt?

Reitzle: Das ist nur teilweise das Ergebnis bewusster Entscheidungen. Frau Merkel hat seinerzeit die Finanzkrise hervorragend gemeistert und sich im Laufe der Jahre hohes Ansehen und Autorität verschafft. Inzwischen folgt man ihr, auch wenn ihren Entscheidungen bisweilen kein klarer Plan für das Land zugrunde liegt, sondern sie eher situativ erfolgen.

Weltwoche: Sie gilt aber als eine Regierungschefin, die wenn nötig ein Machtwort spricht.

Reitzle: Irgendwann spricht sie immer ein Machtwort. Dem voraus geht aber in der Regel ein längerer Prozess des Beobachtens und Sensierens von Strömungen in der Bevölkerung und den Medien. Sie lässt komplexe Themen bewusst lange im Vagen – darin ist sie eine Meisterin geworden. Am Ende ist es eine Abfolge situativer Entscheidungen, die somit also nicht Teile eines strategischen Plans sind.

Weltwoche: Nennen Sie das Führung?

Reitzle: Natürlich ist das Führung, aber eben nicht im strategischen Sinne. Das ist jetzt viele Jahre gut gegangen und ihre Reputation ist nach wie vor hervorragend und über jeden Zweifel erhaben.

Weltwoche: Ist das zum Problem geworden?

Reitzle: Was heisst Problem? Das kann dann eben dazu führen, dass durch viele kaum wahrnehmbare kleine Weichenstellungen der Zug am Ende in einem Bahnhof ankommt, wo die Mitreisenden eigentlich gar nicht hinwollten.

Weltwoche: Wie merkten Sie selber das?

Reitzle: Jeder aufmerksame Beobachter hat die schleichende Sozialdemokratisierung der Union wahrgenommen: Sogenannte Gerechtigkeitslücken werden unverzüglich mit Milliarden geschlossen. Und zunehmende Umverteilung und das Fehlen von Strukturreformen seit der Agenda 2010 sind nicht zu übersehen.

Weltwoche: Aus Schweizer Sicht ist Merkel auch als «Mutter der Energiewende» im deutschsprachigen Raum bekannt; die Schweiz ging ja einen ähnlichen Weg wie Deutschland.

Reitzle: Auch dies war eine situative Entscheidung. Fukushima liegt zwar 9000 Kilometer von Deutschland entfernt, und obwohl damals nicht einmal in Tokio ein Anstieg der Radioaktivität messbar war, waren bei uns die Geigerzähler ausverkauft. Ein Beispiel für die berühmte «German Angst». Es ist eigentlich unfassbar, dass eine so weitreichende Entscheidung wie diese sogenannte Energiewende ohne Bewertung der Konsequenzen erfolgte und bis heute breite Unterstützung findet. Man subventioniert den Ausbau der erneuerbaren Energien mit Hunderten von Milliarden, schaltet zuerst den CO₂-freien und grundlastfähigen Atomstrom ab, und erst zuletzt sollen

Braunkohlekraftwerke vom Netz gehen. Die umgekehrte Reihenfolge wäre vernünftiger gewesen. So aber haben wir den teuersten Strom Europas, bei dessen Erzeugung ständig mehr CO₂ ausgestossen wird.

Weltwoche: Klimapolitiker sagen, Umwelt müsse verursachergerechte Preise haben.

Reitzle: Wenn wir die Erderwärmung stoppen wollen, dann muss CO₂ bepreist werden, und wir brauchen einen global funktionierenden Zertifikatehandel. Denn ohne China, die USA und Indien kann eine Klimapolitik nicht funktionieren. Weshalb müssen uns Politiker aber die Technologie vorschreiben und in einige Branchen direkt eingreifen? Richtig wäre es, ambitionierte, aber erreichbare Emissions-

«Damit das klar ist: Es ist gut, dass der Staat jetzt hilft, aber das sollte zeitlich begrenzt sein.»

ziele für alle Verursacher gleichermassen zu setzen und technologieoffen zu bleiben. Bei der Mobilität gibt der Gesetzgeber bewusst derart extreme Ziele vor, dass sie vom Verbrennungsmotor nicht mehr erreicht werden können. Gleichzeitig setzt man die CO₂-Emissionen von Elektrofahrzeugen auf null, obwohl diese in Deutschland wegen des schmutzigen Stroms hohe Emissionen aufweisen. Das E-Auto ist folglich eine staatlich autorisierte Mogelpackung. Damit soll der Verbrennungsmotor möglichst schnell aus dem Markt gedrängt werden – ohne Rücksicht auf die damit verbundenen Folgeschäden für die traditionelle Automobilindustrie.

Weltwoche: Warum unternimmt die Wirtschaft nichts dagegen?

Reitzle: Ausgelöst durch den Dieselbetrug, hat die Automobilindustrie in Deutschland die Unterstützung durch die Politik verloren. So konnte sich Frankreich in Brüssel ohne Wider-



spruch der deutschen Regierung mit diesen extrem niedrigen Grenzwerten durchsetzen. Und jetzt ist es passiert – die deutschen Premiumhersteller sind nun mit ihren schweren und leistungsstarken Fahrzeugen besonders betroffen. Zum Erreichen der Flottengrenzwerte müssen sie ertragreiche Premiumfahrzeuge durch immer mehr E-Autos substituieren. Damit verliert die deutsche Automobilindustrie sukzessive ihre Vorreiterrolle.

Weltwoche: Sie haben früh den Wasserstoffantrieb verfochten und auch grosse Erwartungen mit synthetischen Treibstoffen verbunden. Sehen Sie das immer noch so?

Reitzle: Ich glaube nach wie vor an den Wasserstoffantrieb und bedaure es sehr, dass in den letzten zwanzig Jahren so wenig daran gearbeitet wurde. Für schwere Fahrzeuge und hohe Reichweiten wird sich Wasserstoff in Verbindung mit der Brennstoffzelle neben dem batteriegetriebenen E-Fahrzeug für Ballungsräume fest etablieren. Synthetische Kraftstoffe wären ideal, um den Verbrennungsmotor langfristig halten zu können – bis diese aber kostengünstig verfügbar sein werden, kann es leider noch einige Zeit dauern.

Weltwoche: Was wäre Ihre Strategie?

Reitzle: Wir werden uns in eine Wasserstoff-Gesellschaft hineinentwickeln, das ist für mich klar, und dabei meine ich nicht nur den Bereich Mobilität. Auch für die Energieversorgung von Häusern und für industrielle Anwendungen wird Wasserstoff die ideale Lösung sein. Wasserstoff war das Urmolekül, aus dem unsere Welt entstanden ist, und er ist auch heute in beliebiger Menge vorhanden.

Weltwoche: Kann die Wirtschaft so etwas realisieren, oder braucht es dazu den Staat?

Reitzle: Ich denke, so eine grosse Aufgabe kann nur gemeinsam in Partnerschaft verwirklicht werden. Marktwirtschaft und ein Staat, der die richtigen Rahmenbedingungen und Anreizsysteme setzt, scheinen mir dafür die beste Herangehensweise zu sein. Weniger hilfreich ist ein sogenannter Green New Deal, der eher einem planwirtschaftlichen Monstrum ähnelt. Und die EZB scheint ihre Aktivitäten jetzt auch endgültig auf Bereiche auszudehnen, die nichts, aber auch gar nichts mit ihrem eigentlichen Mandat der Preisstabilität zu tun haben.

Weltwoche: Ist der Kapitalismus unrettbar auf dem Rückzug?

Reitzle: Diese Frage stellt sich so eigentlich gar nicht, denn wir haben ja die soziale Marktwirtschaft, bei der dem Kapital ohnehin immer mehr Verantwortung für die Allgemeinheit zugeordnet wird, als das bei einem reinen Kapitalismus der Fall wäre. Doch nun führt Corona mehr und mehr zum Ruf nach dem Staat, und am Ende wird dieser an sehr vielen Unternehmen beteiligt sein. Damit das klar ist: Es ist gut, dass der Staat jetzt hilft, aber das sollte zeitlich begrenzt sein.

NEIN zur Konzern-Verantwortungs-Initiative: Der Steuerzahler zahlt die Zeche!

Die sogenannte Konzern-Verantwortungs-Initiative ist ein gefährlicher Etikettenschwindel, der einen bürokratischen Mehraufwand zur Folge hätte. Neue Haftungsregeln und unklare, weitgehende Anforderungen an die Sorgfaltsprüfung erzwingen einen massiven staatlichen Kontrollapparat – nicht nur für Grossunternehmen, sondern auch für kleine und mittlere Betriebe (KMU).

In der aktuellen Krisenzeit sind noch mehr Auflagen zusätzliches Gift. Mit der Konzern-Verantwortungs-Initiative geraten Schweizer Unternehmen unter Generalverdacht und könnten selbst von ausländischen Anwaltskonzernen mit Gratisklagen eingedeckt werden. Kein Unternehmen ist gezwungen, seinen Sitz in der Schweiz zu haben. Mit dem Wegzug ins Ausland gehen aber hier Arbeitsplätze und Steuersubstrat verloren. Die Zeche der linken Politik zahlen einmal mehr die Steuerzahlerinnen und Steuerzahler, deren Belastung als Folge noch mehr steigen wird.

Der Bund der Steuerzahler (BDS) lehnt das Bürokratie-Monster namens Konzern-Verantwortungs-Initiative ab. Der BDS will die Zerstörung wichtiger Arbeitsplätze verhindern und den Abstieg des Werkplatzes Schweiz abwenden.

**Stimmen auch Sie am 29. November 2020 darum
NEIN zur Konzern-Verantwortungs-Initiative!**

NEIN
ZUR SCHÄDLICHEN UND TEUREN
KONZERN-VERANTWORTUNGS-INITIATIVE



Zu weiss, zu dünn, zu reich

Unter Anna Wintour soll die *Vogue* ein unfaires Bild von Schönheit verbreitet haben. Ist nicht genau das die Aufgabe einer Modezeitschrift?

Mark van Huissing

Es war nicht die Art von Stellungnahme, die man von der «Teufelin in Prada» erwartet hatte: «Zweifellos habe ich Fehler gemacht auf meinem Weg. Für Fehlleistungen, die bei *Vogue* passieren, muss ich geradestehen. Und ich bin bereit, das zu tun.» Doch diese Sätze von Anna Wintour, Chefredaktorin der amerikanischen *Vogue* seit 1988, zudem seit 2013 künstlerische Direktorin von Condé Nast, dem Verlag, der sie herausgibt, erschienen vergangene Woche in der *New York Times*.

Welche «Fehler» hatten die NYT-Reporter enthüllt? Für welche «Fehlleistungen» will die 71-jährige Engländerin in New York, die 35 Millionen Dollar Vermögen haben soll und in einem Hollywoodfilm von Meryl Streep gespielt wurde, geradestehen? Es geht darum, so die Zeitung, die sich nach eigenen Angaben auf Interviews mit achtzehn *Vogue*-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeitern stützt, dass *people of colour*, nichtweisse Menschen, mit Absicht untervertreten sind in hohen Stellungen bei der wichtigsten Zeitschrift der Modewelt. Andererseits darum, dass auf den Seiten zu wenig Models, Designer, Stylisten, Fotografen et cetera *of colour* vorkommen. Mit anderen Worten, also mit jenen der mehrheitlich nicht namentlich genannten, teilweise ehemaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter: «Die Sicht und Auswahl, die *Vogue* verbreitet beziehungsweise vornimmt, ist zu weiss, zu reich, zu dünn.» Und zwar nach innen wie nach aussen.

Einsame Entscheide

Doch das sind zwei Paar Schuhe – die Arbeitsbedingungen können sich vom Arbeitsergebnis unterscheiden wie Sneakers von Sandalen mit Zwölf-Zentimeter-Absätzen. Wenn die Verantwortlichen ihre Untergebenen ungleich behandeln, zum Beispiel Gehälter und/oder Aufstiegsmöglichkeiten abhängig machen von Hautfarbe, Herkunft, sexuellen Vorlieben, dann ist das in jedem Fall ungerecht und in vielen Fäl-

len ungesetzlich. Wenn aber die Zeitschrift ein Bild vermittelt, das nicht *diversity and inclusion*, Verschiedenheit und Einbeziehung, zum Ideal erklärt, dann ist das der Chefin unbenommen. Zwischen 2000 und 2005 seien bloss drei von 81 *Vogue*-Cover-Frauen schwarz gewesen, zählte ein Beobachter nach (zwischen 2017 und 2020 seien es bereits 32 Prozent gewesen, hält Condé Nast dagegen). Und wichtiger: Heute seien 42



Ganz grundsätzlich: *Vogue*-Chefin Wintour.

Prozent der leitenden Redaktorinnen und Redaktoren des Verlags *people of colour*.

Die *Vogue* liefert Leserinnen/Seherinnen Einblicke in eine Welt, zu der sie meist keinen Zugang haben, sowie Mode- und Styling-Nachrichten. Wenn die Stilvorlagen in dieser Welt junge, dünne, reiche und weisse Frauen, oft Mädchen sind, ist das ein redaktioneller Entscheid. Wer damit nicht einverstanden ist, hat das Recht, das Magazin zu ignorieren. Das ist in Ordnung. Genauso wie jede Frau (und sogar jeder Mann) entscheiden darf, ob sie (er) die Reklame des Wäsche-Multis Victoria's Secret mit Topmodel-Engeln lieber mag oder die

der Kosmetikaherstellerin Dove, die ein Portfolio abbildet inklusive mittelalter, mehr oder weniger vom sogenannten Idealgewicht abweichender und verschiedenen Ethnien zugehöriger Frauen.

Rassismus, Chauvinismus, Bodyismus

Ganz grundsätzlich: Schönheits- und, mehr noch, Mode-Ideale fussen auf einsam gefällten Entscheiden. Was ein sogenannter Arbitrer Elegantiarum findet, muss nicht dem Mehrheitsgeschmack entsprechen, darf nicht jedem gefallen. Mode soll, am Anfang ihrer Verwertungskette jedenfalls, spalten, trennen, Gegensätze und Lager schaffen. Menschen, mehrheitlich Frauen, aber auch immer mehr Männer, die sich als Modekennerinnen und -kenner verstehen, denken in «Wir schon, ihr nicht»-Kategorien. Bloss, gegen wen sollen sie sich noch abgrenzen, wenn alle okay und schön sind?

Wer das unfair findet oder in Bildstrecken auf «kulturelle Aneignung» stösst – Karlie Kloss als Geisha, Kendall Jenner mit falschem Rapper-Goldzahn; die Übersetzung des Begriffs *cultural appropriation* kommt aus der *critical whiteness*-Bewegung –, hat das Recht, die *Vogue* nicht zu kaufen, stattdessen Zeitschriften oder Websites zu nutzen, die genau die Schattierung, den Geschmack zum Mass der Dinge erkl-

klären, die ihm oder ihr passen. Was hingegen kein Menschenrecht ist: sich darüber aufregen zu dürfen, wenn man die *Vogue* durchblättert, wie die Wintour die Frauen und die Welt sieht.

Wer das als Rassismus, Chauvinismus oder Bodyismus bezeichnet sowie bestraft sehen möchte, betreibt *cancel culture*, Absage- oder Löschkultur (systematischer Boykott von Personen oder Organisationen, denen beleidigende oder diskriminierende Aussagen beziehungsweise Handlungen vorgeworfen werden; Wikipedia). Das ist die neuste Erfindung, aber sie ist so schlimm wie die erwähnten alten Übel.

EINE FRAGE DER MORAL

Eugen Sorg



Es gibt viele überflüssige Dinge in dieser Welt, und zu diesen gehört der Menschenrechtsrat der Uno. Entstanden nach der Idee eines Schweizer Juristen und hartnäckig gefördert von der damaligen Aussenministerin der Schweiz, Micheline Calmy-Rey, wurde der Rat im Jahre 2006 von der Uno-Generalversammlung feierlich ins Leben gerufen. Herzstück des neuen Gremiums war eine periodische und wechselseitige Überprüfung der Menschenrechtslage in allen 193 Uno-Mitgliedstaaten. Jedes Land sollte sich als gleichwertiger Teil der Menschheitsfamilie in den globalen interaktiven Dialog über die unveräusserlichen Rechte des Menschen einbringen können. In dieser Atmosphäre des Respekts und der Begegnung auf Augenhöhe, so die Fantasie, würden sich auch die verstocktesten Regimes dem Geist der Verständigung und der heilenden Toleranz zugänglich zeigen.

Die Gründer waren geleitet von der Lieblingsreligion der postreligiösen westlichen Moderne: dem utopischen Therapeutismus. Sie glaubten, das Böse sei weder eine eigenständige Macht noch das Resultat eines freiwilligen Entscheides gesellschaftlicher Akteure, sondern die Folge von früher erlittenem Unrecht. Viele Drittweltstaaten mochten von üblen Cliques und Figuren kaputtregiert werden, aber der Grund für deren Misere liege in historischen Kränkungen wie Kolonialismus, weissem Rassismus, Ausbeutung. Die heutigen Täter seien selber Opfer, und jedes Wiederaufleben vergangener Demütigungserfahrungen müsse verhindert werden.

Die Arbeit des Menschenrechtsrates lief von Beginn weg schief. Ein naiv-illusionäres Menschen- und Weltbild, gepaart mit westlichem Schuldkomplex, hatten die stolzen Erfinder

des Rates blind für die Realitäten gemacht. Die Schurkenstaaten dachten keinen Moment daran, sich heilen zu lassen. Vielmehr nützten sie die neuen Mitsprachemöglichkeiten aus, um eigene politische Sonderinteressen durchzudrücken.

So forderte der Menschenrechtsrat schon ein Jahr nach seiner Gründung ein Verbot von Islamkritik. Dass ein zur Verteidigung der Menschenrechte geschaffenes Gremium ausgerechnet mit einem mittelalterlichen Blasphemiegesetz die Meinungsfreiheit unterbinden wollte, konnte jedoch nicht erstaunen, wenn man dessen Zusammensetzung kannte. Islamische Staaten hielten mit anderen Halb- oder Ganz-Diktaturen wie Kuba die Stimmenmehrheit im 47 Länder umfassenden Rat. Dies sollte sich nicht mehr ändern.

Bis heute hat der honorige Rat neunzig verurteilende Resolutionen gegen Israel erlassen, die einzige Demokratie im Nahen Osten – das sind mehr als alle Resolutionen gegen Syrien, Nordkorea und den Iran zusammengenommen.

Und erst vor kurzem wählte die Uno-Vollversammlung in New York fünfzehn neue Mitglieder in den Menschenrechtsrat. Unter den Erkorenen sind schlimme Grundrechtsverletzer: Zum Beispiel das tropische Inselgefängnis Kuba; oder das orwellsche China, das an den Tibetern und den Uiguren kulturellen Genozid verübt; oder Russland, das seine Oppositionellen mit Gift tötet; oder Pakistan, das Journalisten foltert und verschwinden lässt und Christen jagt.

Die Hoffnung auf die sanfte Heilkraft eines globalen Dialogs «auf Augenhöhe» muss als gescheitert betrachtet werden. Es ist ein Hohn, wenn korrupte Unrechtsstaaten wie Venezuela im Rahmen der periodischen Länderüberprüfung anderen Unrechtsstaaten wie dem Gottesstaat Iran ein «unerschütterliches Engagement für den Schutz der Menschenrechte» at-

testieren können. Ebenso wie es ein schlechter Witz ist, wenn dieses Venezuela an die Adresse der Schweiz «Besorgnis» äussert über deren «Förderung von rassistischen Stereotypen durch rechtsextreme Parteien und Medien». Es ist unwürdig, wenn die Schweiz einwilligt, «geeignete Massnahmen gegen die Verantwortlichen von Polizeibrutalität gegen Asylsuchende und Migranten» zu ergreifen, wie es der Delegierte aus dem Banditenstaat Zentralafrikanische Republik empfahl.

Der Menschenrechtsrat ist eine Farce. Seine Existenz hängt von der Uno ab, deren Vollversammlung die Ratsmitglieder wählt. Die Menschenrechte sind eine westliche Er rungenschaft, die Mehrzahl der 193 Uno-Mitgliedstaaten jedoch sind autoritäre oder diktatorische Politgebilde, antiwestlich, anti-amerikanisch, antiisraelisch.

Die Uno zählte bei ihrer Gründung nach der Katastrophe des Nazismus 51 Länder. Sie verstand sich als Hüterin der Freiheit. Die Neumitglieder der Folgezeit, hauptsächlich aus Asien und Afrika, veränderten den Charakter der Organisation. Sollen die moralisch korruptierten Ursprungsideen gerettet werden, müssen sich die demokratischen Nationen zusammentun. Sonst geht es ihnen wie dem Frosch aus der Fabel, der vom Skorpion gefragt wurde, ob er ihn über den Fluss bringen könne. Frosch: «Ich traue dir nicht. Du bist ein Skorpion und wirst mich töten.» Skorpion: «Keine Angst. Ich kann nicht schwimmen und will nicht sterben.» Als sie in der Mitte des Flusses sind, sticht der Skorpion zu. Frosch: «Warum hast du dies getan? Jetzt müssen wir beide sterben.» Skorpion: «Ich kann nichts dafür. Es liegt in meiner Natur.»

Lügen für den guten Zweck

Die Kampagne der Konzern-Initiative basiert auf gefälschten Bildern von angeblich vergifteten Kindern. Die Hilfswerke verschleiern Leid, das sie mit verursacht haben.

Alex Baur

Diktatoren und Hilfswerke lieben sie gleichermaßen, die Kinderfotos. Es gibt kein effizienteres Mittel der Propaganda. Der treuherzige Blick eines unschuldigen Kindes verbietet jeden Widerspruch. Das nutzten die grossen Demagogen des letzten Jahrhunderts, als sie vor den Kameras im Akkord dargereichte Babys abküssten, ebenso wie die barmherzigen Missionare. Wenn diese mit einer Schar bettelarmer schwarzer Kinder posierten, öffneten sich die Herzen und die Brieftaschen. Geändert hat sich seither allein die Abwicklung der Zahlung. Sie erfolgt heute in der Regel per Mausklick.

In dieser bewährten Tradition haben die Hilfswerke ein Indianermädchen aus den peruanischen Anden zur Ikone ihrer millionenschweren Kampagne für die Konzernverantwortungsinitiative (KVI) erkoren. Die Message ist glasklar: «Trinkwasser verseucht. Kind vergiftet. Rohstoffkonzern haftet.» Der traurige, vorwurfsvolle Blick des Kindes lässt den Blutdruck steigen: Dieser Konzern gehört bestraft! Gemäss den Hilfswerken besteht auch kein Zweifel, wer die Giftmine betreibt, die im Hintergrund des Plakats zu sehen ist. Es ist der in Baar ZG beheimatete Glencore-Konzern.

Fake mit Kindern und Giftfliegern

Nur ist das Plakat um den vermeintlichen Brunnenvergifter aus dem Kanton Zug eine Fälschung, und zwar in doppelter Hinsicht. Wie die NZZ aufdeckte, hatten die Werber den Kopf des Mädchens auf die Glencore-Mine montiert. Gemäss *Weltwoche*-Recherchen wurde das Kind zwar tatsächlich in Cerro de Pasco fotografiert, also in der Stadt, in der sich diese Mine befindet. Im Hintergrund des Originalbilds ist das Viertel Chaupimarca zu sehen, das am Fuss der Abraumhalde Excelsior liegt. Der toxische Abraum ist seit vielen Jahren das ebenso bekannte wie ungelöste Hauptproblem von Cerro de Pasco. Nur hat diese Halde rein gar nichts mit der Firma Glencore zu tun.

Von den Sprühflugzeugen, die angeblich Landarbeiter vergiften, bis zu vermeintlichen Kinderarbeitern auf afrikanischen Baumwoll-



Original: Indianermädchen vor der Abraumhalde Excelsior in Cerro de Pasco.

feldern – untersucht man die Beispiele, mit denen die Initianten gegen die Multis Stimmung machen, erweisen sie sich alle als gestellt und getürkt. Dass ausgerechnet die von den Kirchen unterstützte Allianz der Hilfswerke derart hemmungslos manipuliert, wirkt doppelt zynisch. Die Propagandalügen für den guten Zweck sind freilich nichts Neues, sondern ein altbekanntes Laster der Hilfswerke. Es hat auch damit zu tun, dass ihre Anklagen und Vorwürfe gegen die Multis aus der Ferne schlicht nicht zu überprüfen sind.

Die Initianten liefern damit auch gleich das Hauptargument gegen die KVI: Wie um Himmels willen soll ein Richter aus Zug, der in den fernen Anden für Recht und Ordnung sorgen sollte, die Vorwürfe gegen Glencore seriös prüfen? In Peru gelten sehr strenge Arbeits- und Umweltnormen. An sich müssten die lokalen Behörden und Gerichte klären, ob Glencore für die angebliche Vergiftung von Kindern in Cerro de Pasco verantwortlich ist. Doch die KVI geht stillschweigend davon aus, dass diese dazu nicht in der Lage sind, weil korrupt oder

schlicht unfähig. Folglich dürfte sich der Zuger Richter auch nicht auf Akten aus Peru stützen. Er müsste sich also vor Ort ein Bild machen, um ein gerechtes Urteil zu finden. Dabei würde er – sofern der Höhenkoller und seine Kenntnisse der lokal gängigen Quechua-Sprache dies überhaupt zulassen – auf eine sehr komplexe Geschichte stossen.

Schutthalden gehören nicht zu Glencore

Die Stadt Cerro de Pasco wurde 1578 von den spanischen Conquistadores gegründet. Dafür gab es in der unwirtlichen Höhenlage (rund 4400 Meter über Meer) nur einen Grund: den ungeheuren Reichtum an Mineralien aller Art. Gefördert wurden anfänglich vor allem Silber und Gold, später kamen Zink, Kupfer und Blei hinzu. 1901 kaufte die amerikanische Cerro Corporation die Abbaulizenz und entwickelte eine der weltweit grössten Minen mit zahlreichen Ablegern in den Zentralanden.

In den 1950er Jahren ging die Cerro Corporation zum Tagbau über. Über die Jahrzehnte entstand nun ein Krater, der das alte Städtchen

inklusive Kirche buchstäblich verschlang. 1974 enteignete die sozialistische Militärdiktatur unter General Velasco Alvarado die florierende Mine und führte diese in den Staatsbetrieb Centromin über. Während die Militärs den Betrieb mehr schlecht als recht weiterführten, begann in jenen Jahren rund um den Krater herum eine neue Stadt zu wuchern.

1980 mussten die Generäle abtreten. Centromin siechte unter der Führung von Politfunktionären noch zwei weitere Jahrzehnte vor sich hin. Der von Vetternwirtschaft geprägte Staatsbetrieb presste mit veralteter Technologie bar jeder Umweltauflagen aus dem Boden heraus, was er hergab. Dabei entstanden die Schutthalden Excelsior und Quiulacochoa: rund 150 Millionen Tonnen schlecht-ausgebeutete und daher toxische Schlacke inmitten einer planlos gewachsenen Stadt.

Centromin, ein Emblem der Velasco-Revolution, Hochburg der Gewerkschaften, wurde 1999 als eine der letzten Staatsfirmen privatisiert und an das peruanischen Bergbau-Konsortium Volcan verkauft.

Die Abraumhalden von Centromin blieben allerdings im Besitz des Staates. Glencore stieg 2002 mit einer unbedeutenden Minderheitsbeteiligung bei Volcan ein. 2017 übernahm der Zuger Weltkonzern die Mehrheit der stimmberechtigten Volcan-Aktien.

2017 wurde in Cerro de Pasco allerdings nur noch sehr wenig geschürft. Der Krater konnte nicht mehr wachsen, weil die Stadt ihn umzingelt hatte. Cerro de Pasco wurde nun plötzlich zum Hotspot für NGO- und Umweltaktivisten aus aller Welt. Auch dafür gibt es eine banale Erklärung: Erst mit dem Einstieg des Schweizer Multis liess sich die Empörung international bewirtschaften. Die niederländische NGO «Center for Climate Crime Analysis» fertigte ein Papier an, das belegen soll, dass die Umweltbelastung mit dem

Als Glencore 2017 die Mine kaufte, wurde Cerro de Pasco plötzlich zum Hotspot der NGO-Aktivisten.

Einstieg von Glencore noch gravierender geworden sei. Der Vorwurf ist schon deshalb absurd, weil die Produktion in Cerro de Pasco zu diesem Zeitpunkt längst auf das Recycling alter Zinkhalden zurückgefahren worden war.

Die Schwermetalle aus dem Bergbau sind zweifellos ein Problem, vor allem, wenn sie ins Trinkwasser gelangen. Doch Cerro de Pasco befindet sich in einem unlösbaren Dilemma: Wenn die Mine verschwindet, stirbt die Stadt. Eine andere Einkunftsquelle gibt es in dieser

Gegend nicht. Bereits 2007 hatte die Regierung beschlossen, die Stadt zu evakuieren und in einer sicheren Entfernung neu aufzubauen. Alles war bereit, doch die Weltwirtschaftskrise von 2008 beendete den Plan abrupt.

Hilfswerke sabotieren eine Lösung

Mit dem Einstieg von Glencore wurde 2017 eine neue Strategie zur Rettung von Cerro de Pasco in die Wege geleitet. Die kanadische Firma Cerro de Pasco Resources, die sich auf das Recycling von Minenabfällen spezialisiert hat, kam ins Spiel. Sie übernahm von Staat die Abraumhalden, in denen Abertausende Tonnen Gold, Silber,

nen Tonnen toxische Altlasten von Centromin über die Jahre gewinnbringend aus der Gegend verschwinden.

Während der peruanische Staat die Sanierungsarbeiten an den Abraumhalden planmässig vorantrieb, wurden 2019 die Vorverträge zwischen Volcan und den Kanadiern unterzeichnet. Dieses Jahr hätte es losgehen sollen. Dann kam Corona dazwischen und warf alles über den Haufen. Nun scheinen alle zuzuwarten. Wenn die Welt in eine Rezession stürzt und die Rohstoffpreise sinken, ist es fraglich, ob sich das Recycling der Abraumhalden noch rechnet. Das wäre nicht nur für Cerro de Pasco eine Katastrophe. Sondern für ganz Peru.

Peru hat sich in den letzten drei Jahrzehnten vom Entwicklungs- zum Schwellenland hochgearbeitet. Der Boom des Bergbaus, der dem Staat rund einen Drittel aller Fiskaleinnahmen beschert, war dabei entscheidend. Die Armutsquote ist seit 1990 von über 50 auf unter 20 Prozent der Bevölkerung gesunken. Im selben Zeitraum gingen Geburtsraten und Säug-

lingssterblichkeit auf rund die Hälfte zurück, während die statistische Lebenserwartung um zehn Jahre von 66 auf 76 stieg.

Die Hilfswerke haben nichts zu diesem Entwicklungswunder beigetragen. Im Verbund mit Umweltaktivisten, alten Gewerkschaftern und linken Priestern haben sie vielmehr alles unternommen, um eine Modernisierung des Bergbaus zu hintertreiben. Das ist die triste Wahrheit hinter dem vorwurfsvollen Blick des kleinen Indianermädchens von Chaupimarca.



Fake: Fotomontage mit dem Mädchen vor der Glencore-Mine.

Kupfer, Blei und Zink lagern. In einem zweiten Schritt sollten die Kanadier die Raffinerien und Schürfrechte von Volcan übernehmen.

Der Staat verpflichtete sich derweil, Cerro de Pasco mit Trinkwasser zu versorgen und seine Schutthalden zu sanieren. Die grössten gesundheitlichen Bedrohungen für die Bewohner von Cerro de Pasco wären damit aus der Welt geschafft worden. Alle hätten profitiert. Dank modernen Anlagen mit weitgehend geschlossenem Kreislauf würden die 150 Millio-

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Fachkräfte von morgen: KMU machen es vor

Ab Montag, 9. November, täglich um 17.25 Uhr auf



und ab Montag, 16. November, täglich um 17.25 Uhr auf

TELEZ



und unter:
www.fokus-kmu.tv

Das zweite Leben des Martin Bäumle

Nach einem Herzinfarkt hat sich der Gründer der Grünliberalen zurückgezogen. Jetzt ist er wieder da – und widerspricht seiner nach links gerückten Partei.

Hubert Mooser

Als die Nationalräte vergangene Woche zur zweitägigen Sondersession in Bern aufmarschierten, fehlte einer: Martin Bäumle, Nationalrat der Grünliberalen Partei (GLP). Angesichts der steigenden Covid-19-Fallzahlen zog es der Zürcher Politiker vor, dem Betrieb fernzubleiben. Bäumle ist vorbelastet, vor sechs Jahren erlitt er während einer Session einen Herzinfarkt, das hat ihn vorsichtiger werden lassen. Die Sondersession hätte seiner Meinung nach wegen der gegenwärtigen epidemiologischen Lage auch nicht stattfinden dürfen. «Es standen keine zentralen Geschäfte an, die man nicht auch in der Wintersession im Dezember hätte behandeln können.» Eine Sondersession durchzuführen, nur um die Vorstösse von Parlamentariern abzuarbeiten, das sei nicht gerade gescheit, das Risiko, sich anzustecken, jedoch gross.

Bäumle muss es wissen. Seit Anfang Frühling führt der Chemiker und Atmosphärenwissenschaftler akribisch Buch über Fallzahlen und Ausbreitungstempo des Coronavirus. Daraus hat er ein mathematisches Modell entwickelt, das den Verlauf der Covid-19-Pandemie voraussagen soll. Wie dieses funktioniert, erschliesst sich einem im Gespräch mit ihm nicht sogleich. Er hat aber aus seinen Excel-Tabellen und Statistiken herausgelesen, dass in der Sondersession, die letzten Donnerstag und Freitag im Bundeshaus stattfand, täglich acht bis elf Leute «potenziell infiziert» waren.

Bäumles Baby

Der grünliberale Vordenker macht wieder von sich reden, wie in seinen besten Tagen, als seine Partei praktisch eine Ein-Mann-Show war. Die GLP ist Bäumles Baby und entspricht dem Zeitgeist. Sie ist eine Art Wohlfühlprogramm für gutverdienende Bedenkenträger. Der Erfolg rührt ein Stück weit auch daher, dass im Grunde jeder Schweizer Wohlstandsbürger, der seinen Müll trennt und eine Kompostanlage im Garten hat, ein potenzieller Grünliberaler ist. Das hatte Bäumle erkannt, und nach einem Richtungstreit der Zürcher Grünen stampfte er 2004 die GLP aus dem Boden. Nachdem er

das Präsidium 2017 an den Berner Oberländer Jürg Grossen abgegeben hatte, wurde es um den Zürcher Schnellredner aber etwas still. «Ich habe mich nach meinem Rücktritt als Präsident zurückgenommen», sagt er. «Ich wollte nicht den Eindruck entstehen lassen, dass der alte Parteichef immer noch dreinredet.»

Historische Niederlage

Er musste aber auch ein paar Krisen überstehen, die gefährlichste vor sechs Jahren,



Innerer Kompass: Nationalrat Bäumle.

als er 2014 in der Frühlingssession einen Herzinfarkt erlitt. Als Stadtrat von Dübendorf war er wegen einer Amtsgeheimnisverletzung jahrelang in den Schlagzeilen, wurde aber 2018 vom Bundesgericht von diesem Vorwurf reingewaschen. Bei Green Cross, wo er eine treibende Kraft ist, warfen finanzielle Ungereimtheiten ein schiefes Licht auf ihn und die Organisation. Bäumle musste auch eine historische Niederlage mit der von ihm lancierten Initiative «Energie- statt Mehrwertsteuer» verantworten, die mit 92 Prozent Neinstimmen klar verworfen wurde. Kurz-

um: Bäumle erging es wie seiner GLP, mal ging es rauf – und dann wieder runter.

Zurzeit ist die Partei im Aufwind. Bei den letzten eidgenössischen Wahlen vor einem Jahr konnte sie ihre Sitzzahl von sieben auf sechzehn mehr als verdoppeln. Auch bei den kantonalen Wahlen in diesem Jahr legte die GLP zu. Pfl egte man in den Jahren unter Bäumle bei der Finanz- und Wirtschaftspolitik noch ein bürgerliches Profil, driftet die GLP seit den Parlamentswahlen 2019 aber stärker ins rot-grüne Lager ab. Das freut den Gründer-vater nicht.

Als sich die GLP-Delegierten vor einigen Wochen für die linke Konzernverantwortungsinitiative aussprachen, schrieb der frühere GLP-Präsident in einer internen E-Mail: «Ich verstehe meine Partei immer weniger ... tut weh als Gründer.» Bäumle sagt dazu, dass das Parlament inzwischen jünger und weiblicher sei. Die anderen Parteien hätten ähnliche Diskussionen wie die GLP. Die politische Grosswetterlage in Bern habe sich halt verändert, und die Parteien passten sich dem Trend an.

«Es gibt einen Mobilitätsdrang»

Er selber hält an seinem inneren Kompass fest. Bäumle bäumt sich nicht bloss gegen den derzeitigen Kurs auf, er gibt auch Gegensteuer mit typischen grünliberalen Projekten. Anders als Grüne und Linke, welche die Fliegerei beinahe verteufeln, will er Gelder aus dem Klimafonds in die Entwicklung von sauberem Flugzeugtreibstoff investieren. «Es gibt einen Mobilitätsdrang, also sollten wir dafür sorgen, dass man diesen wenigstens nachhaltig abwickeln kann.»

Zurückgemeldet hat sich der Zürcher auch mit seinen Excel-Tabellen zur Covid-19-Ausbreitung, anhand deren sich der Verlauf der Pandemie voraussagen lasse. «Der Bund muss jetzt aber auch rasch die Möglichkeit für eine digitale Session schaffen», fordert Bäumle als Option für die Wintersession im Dezember, falls die Situation ausser Kontrolle gerät, oder für Parlamentarier, die sich keinem Risiko aussetzen wollen. Bäumle ist fast wieder der Alte.

Die Entzauberung von Facebook und Twitter

Der US-Wahlkampf brachte eine mittelalterliche Unsitte in die freie Gesellschaft zurück: die Zensur.



Die «October surprise» hat bei den US-Wahlen Tradition. Die Überraschung im Oktober hat schon manchen Wahlkampf umgedreht.

Im Oktober 2016 etwa wurde als *surprise* bekannt, dass das FBI gegen Hillary Clinton ermittelte, weil sie dienstliche E-Mails über ihren privaten Mail-Account verschickt hatte. Es war ein Hauptgrund dafür, dass Donald Trump auf der Zielgeraden noch an seiner Rivalin vorbeizog.

Das, so schwor sich die linke und liberale amerikanische Elite und mit ihr die linken und liberalen Journalisten der Mainstream-Medien, das sollte ihnen kein zweites Mal passieren.

Vier Jahre später führte dies zu einem der erstaunlichsten Fälle von Zensur, die man aus freien Ländern kennt.

Im Oktober 2020 wurde als *surprise* bekannt, dass Präsidentschaftskandidat Joe Biden viel tiefer in die obskuren Geschäfte seines Sohnes Hunter Biden in der Ukraine verstrickt war, als man bisher ahnte. Unter der Headline «Biden's Secret Emails» enthüllte die *New York Post* die Affäre und bewertete sie als Beleg für Joe Bidens «langjährige Korruption».

Facebook, die Nummer eins unter den sozialen Medien, schränkte die weitere Verbreitung des Artikels aus der *New York Post* umgehend ein und argumentierte, die hauseigenen *Fact-Checker* hätten dessen Wahrheitsgehalt erst zu überprüfen. Das war sehr ungewöhnlich, denn bei vergleichbaren journalistischen Enthüllungen zu Donald Trump, etwa zu seinen Steuern, war Facebook noch nie auf die Idee einer Wahrheitsprüfung gekommen.

Eine noch schärfere Blockade verhängte Twitter, der politischste Kanal der Social Media.

Twitter blockierte den Account der *New York Post* sofort komplett, damit die Biden-Story nicht weiterverbreitet werden konnte. Auch private User, die auf die Zeitung verwiesen und den Artikel teilen wollten, wurden rigoros abgeblockt. Erst nach zwei Wochen gab Twitter die *New York Post* wieder frei. Es war das radikalste Beispiel von Zensur, das es in den digitalen Medien des Westens bisher gab.

Nach seiner Zensurmassnahme wurde Twitter-Chef Jack Dorsey vor die Handelskommission der US-Senats geladen. Ein Senat

Ich kann mich an keine vergleichbare Zeitbombe erinnern, die dermassen unter den Tisch gekehrt wurde.

tor fragte ihn, warum er Recherchen einer amerikanischen Zeitung blockiere, aber andererseits die Hassbotschaften von iranischen Ajatollahs ungefiltert weiterverbreite. Dorsey wusste keine Antwort.

Die Antwort ist naheliegend. Die sozialen Medien sind im Wahlkampf der Verlockung erlegen, sich von neutralen Plattformen des Dialogs in ideologische Kanzeln der Parteinahme zu wandeln. Auch beim Thema Pandemie zensurierten Facebook und Twitter Statements von Präsident Trump, etwa seine Vergleiche von Corona mit einer gewöhnlichen Grippe. Sie begründeten, hier würden Fake News verbreitet.

Es ist dies ein bemerkenswerter Wandel. Facebook wie Twitter wurden populär, weil sie keine autoritären Instanzen sein wollten. Sie pflegten

das Konzept des offenen Forums, auf dem jeder und jede die eigene Meinung deponieren konnte, wenn sie nicht gerade gegen die Gesetze verstieß. Man riskierte dafür zwar Widerspruch im Netz, womöglich auch mal einen vorübergehenden Shitstorm, aber die sozialen Medien waren etabliert als eine demokratische Veranstaltung des offenen Worts.

Solche Gedankenfreiheit unterschied die Social Media von den alten Medien in Presse und TV, wo traditionellerweise ein Journalismus der Gesinnung dominiert. Auch das war rund um die News der *New York Post* schön zu beobachten. Die Pro-Biden-Redaktionen von *New York Times* bis CNN hängten die Story tief oder verschwiegen sie gleich ganz. Ich kann mich im politischen Journalismus an keine vergleichbare Zeitbombe erinnern, die dermassen unter den Tisch gekehrt wurde.

Zensur allerdings kann man diese Informationsverweigerung dennoch nicht nennen. Redaktionen arbeiten nur in der edlen publizistischen Theorie auch jene Fakten umfassend auf, die ihrer politischen Überzeugung zuwiderlaufen. In der Praxis sind sie dazu nicht verpflichtet.

Von Facebook bis Twitter ist man einen Schritt weitergegangen und hat die mittelalterliche Unsitte der Zensur wieder entdeckt. Der fanatisiert geführte US-Wahlkampf hat dadurch die sozialen Medien zu einem schönen Stück entzaubert. Der Nimbus eines allseits offenen Marktplatzes der Meinungen hielt in diesem Klima nicht stand.

Man könnte auch sagen: Die neuen Medien sind zu alten Medien geworden.

Armee auf der Intensivstation

Militärische Wiederholungskurse und Rekrutierungen sind eingestellt, dafür sollen künftig auch Ausländer Dienst leisten. Was ist los mit der Schweizer Armee?

Christoph Mörgeli

In den letzten Monaten war die Armee ein Garant für Schlagzeilen. Leider waren es bei weitem nicht nur positive. So kann auch der positive Covid-19-Test von Armeechef Thomas Süssli nicht als Aktivposten verbucht werden. Bis vor kurzem kommandierte der Oberbefehlshaber in Isolation. Dasselbe gilt für den Chef des Nachrichtendienstes, Jean-Philippe Gaudin. Wer auf die unglückselige Idee kam, der Welt auch den Ausfall unserer Geheimdienstspitze mitzuteilen, bleibt ein Geheimnis des Verteidigungsdepartements.

Korpskommandant Süssli schwört auf moderne Kommunikationsmethoden. Dennoch kam es zu ärgerlichen Pannen. Im *Blick* klagte er über fehlende Bestände von 30 000 Wehrmännern in näherer Zukunft. Dies ausgerechnet vor der Abstimmung über neue Kampfjets, die nur gerade durch ein Zufallsmehr gewonnen wurde. Ausgerechnet am Tag einer Kampfjet-Medienkonferenz mit Verteidigungsministerin Viola Amherd schlug Armeechef Süssli im *Tages-Anzeiger* vor, dass künftig auch Ausländer Militärdienst leisten könnten. Die Journalisten stürzten sich statt auf die Flugzeugvorlage auf Süsslis Vision, die zwar der Verfassung widerspricht, aber dafür dem Zeitgeist huldigt. Die Abstimmung vom 27. September offenbarte eine erschreckende Kluft zwischen Stadt und Land, Deutschschweiz und Romandie, Frauen und Männern, Alten und Jungen.

Was geschehen kann, wenn Armeeeingehörige ins Ausland reisen, bewies eine Fahnenlegation von Schweizer Instruktionsoffizieren am französischen Nationalfeiertag, die das Defilee vor dem Staatspräsidenten gehörig verstopfte. Der permanent lächelnde Armeechef ist unter den Generälen als Vertreter der nichtkämpfenden Sanitätstruppen ein Exot geblieben. Er selber bezeichnet sich als «Menschenfreund» und empfindet seine Aufgabe als «Privileg», sei sie doch mit «interessanten Gesprächen» verbunden. Ausserdem mag er Raclette lieber als Fondue. Süsslis nichtkulinarischen, sondern militärischen Entscheide sind weniger harmlos:

Bis Ende Jahr hat die Armee wegen Corona sämtliche Wiederholungskurse abgesagt. Was nicht heisst, dass auch die Löhne der Chefs eingefroren oder Beförderungen der Generäle sistiert werden. Es befinden sich also keine regulären Truppen im Dienst, die bei einer Krise kurzfristig abberufen werden könnten.

Noch bis vor kurzem wurde darauf geachtet, dass jederzeit zumindest ein Bataillon perma-



«Menschenfreund»: Armeechef Süssli.

nent im Einsatz stand. Man stelle sich vor, was mit unserem Land geschehen wäre, wenn sich die Armee beim Generalstreik vom November 1918 wegen der Grippepandemie zu Hause verkrochen hätte. Die Diktatur des Proletariats nach sowjetischem Vorbild war das erklärte Ziel der Streikleitung. Der Erhaltung von Rechtsstaat, Freiheit und Demokratie fielen damals aufgrund der grassierenden Spanischen Grippe 1500 Soldaten zum Opfer.

Frauenquote, Diversity-Beauftragte

Das grösste militärische Aufgebot seit dem Zweiten Weltkrieg wurde im März bei Pandemiebeginn mit Pauken und Trompeten angekündigt. Die Demobilisierung fand dann still und leise statt, denn die 8000 Sanitäts- und Logistiksoldaten hatten kaum etwas Sinnvolles zu tun. Ein rabenschwarzer Tag für die Armee bildete der 19. Juni, als das Parlament die faktische

Wahlfreiheit zwischen dem Militärdienst und dem Zivildienst beschloss. Dies wird dazu führen, dass sogar aufwendig ausgebildete Unteroffiziere und Offiziere in den Zivildienst wechseln, wenn ihnen das Militär verleidet ist. Das Bundesamt für Zivildienst hat sich zum mächtigen bürokratischen Wasserkopf mit mittlerweile 150 Vollzeitstellen entwickelt.

Zu den Lieblingsthemen von Armeechef Süssli gehört eine Frauenquote von zehn Prozent; gegenwärtig liegt diese noch unter einem Prozent. Stolz präsentierte man mit Germaine Seewer erstmals eine Frau im Rang eines Divisionärs. Weitere Vorzeigefrauen sind die erste Kampfjet-Pilotin Fanny Chollet und die Berufsoffizierin Sarah Brunner, die vegan lebt und dem feministischen Komitee «Helvetia ruft» angehört. Auch diskutiere sie «lieber mit Dienstverweigerern als mit Soldaten», liess Brunner die *NZZ* wissen. Sie schwärmte von ausländischen Armeen, die «Karton-Vorrichtungen» an Soldatinnen verteilten, «mit denen diese im Stehen pinkeln können». Das Panzerbataillon 12, der älteste noch aktive Panzerverband

der Armee, wird von einer Frau Oberstleutnant geführt, die bis 2019 noch ein Mann war und das Geschlecht während ihres aktiven Kommandos gewechselt hat. Dank ihr wurde in der Militärverwaltung unverzüglich eine Diversity-Beauftragte ernannt.

Ob all diese Vorkommnisse geeignet sind, künftig die besten unserer Jungen für die Schweizer Armee zu gewinnen, scheint fraglich. Die Weiterentwicklung der Armee (WEA) soll bis 2022 umgesetzt werden. Doch Oberst Stefan Holenstein, der Präsident der Schweizerischen Offiziersgesellschaft, erklärte in der *Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitschrift* die WEA als gescheitert. Und zwar nicht wegen der Finanzen oder der materiellen Ressourcen, sondern einzig wegen der mangelnden Bestände. Die Schweizer Armee liegt auf der Intensivstation. Doch an einer Genesung dieser Patientin scheint derzeit kaum jemand richtig interessiert.

BRIEF AUS GSTAAD

Taki Theodoracopulos



Unzählige Reiche, die ihre Winter- und Sommerferien gern in Gstaad verbringen, haben beschlossen, das ganze Jahr zu bleiben, und damit einen Immobilienboom ausgelöst. Chalets und Apartments gehen weg wie warme Weggli, weil ängstlichere Zeitgenossen panikartig aus Städten und Ländern fliehen, in denen das Virus wütet. Die Gstaader freuen sich, auch wenn das lebenswürdigste Paar im Ort, Metzgermeister Bratschi und seine Frau, bekanntgegeben hat, dass ihnen eine Verschnaufpause im Moment wichtiger wäre als das Geldverdienen. (Die Reichen legen Wert auf gutes Fleisch, Hamburger sind verpönt, und die Bratschis bieten erstklassige Ware.)

Ich sitze seit Weihnachten in meinem Chalet fest und bin, was Gstaad angeht, zu einer Erkenntnis gelangt: Die wichtigste Person im Ort ist ein gewisser Dan Brüderli, allseits bekannt unter dem Namen TV-Dan. Er ist nicht nur der gefragteste Mensch in Gstaad, er wird hofiert und mit Komplimenten überschüttet von all jenen, die sich noch nie bei jemandem bedankt haben, es sei denn, dieser Jemand war viel reicher als sie. TV-Dan ist Held und Mann der Stunde, ich kannte ihn, lange bevor er reich und berühmt und der wichtigste Mensch im Berner Oberland wurde. TV-Dan hat totale Kontrolle über unser Leben und unsere Beziehungen. In seiner Abwesenheit soll es unter Paaren zu heftigem Streit, ja zu Scheidungen gekommen sein, und Alleinstehende denken an Selbstmord. Ohne TV-Dan ist das Leben schlicht nicht lebenswert, jedenfalls für diejenigen, die Rambo und Rimbaud für ein und dieselbe Person halten.

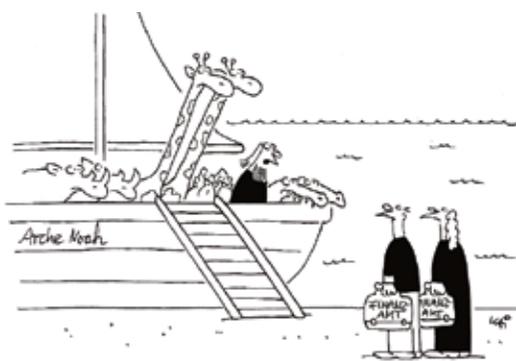
TV-Dan ist derjenige, der Fernsehgeräte installiert, repariert und Servicearbeiten erledigt. Noch nie war diese Technologie so begehrt in Gstaad wie heute, in Zeiten der Pandemie. Früher konnten all jene, die es nicht in den «Greengo» zog, den sagenhaften Nachtclub im «Palace»-Hotel, ein Buch lesen, aber die jungen Leute lesen nicht mehr, während viele von uns Älteren mit einem Buch durch manche Nacht kamen. Tempi passati. In Gstaad liest kein Mensch mehr, und die beiden Buchhandlungen, die es den Fünfzigern noch gab, haben längst dichtgemacht. Allerdings stimmt es nicht, dass das Lesen von Büchern in Gstaad verboten wurde, das ist bloss ein Gerücht. Wie mir der Ortspolizist versicherte: «Nie würden wir jemanden verhaften, weil er ein Buch liest, aber wir haben auch noch nie jemanden gesehen, der liest.»

Und eben deswegen, weil hier niemand mehr liest, ist TV-Dan der gefragteste Mann in Gstaad und Umgebung. Der Shutdown hat auch dazu geführt, dass viele der

reichsten Chaletbesitzer autark sind. Ihre Anwesen sind inzwischen mit Pools, Privatkinos und Fitnessräumen ausgestattet, was ihr Leben lebenswerter macht. Private Fitnesstrainer geniessen mehr Ansehen als Ärzte, dicht gefolgt von philippinischen Hausangestellten. Und natürlich stehen italienische und französische Köche höher im Kurs als Privatpiloten, von Skilehrern ganz zu schweigen.

Mir persönlich machte der Shutdown nicht so viel aus, wie ich angenommen hatte. Das Nachtleben in Gstaad hatte sich schon verändert, die Klubs wurden dominiert von Leuten aus der Golfregion und anderen exotischen Orten. Natürlich spielt das Alter eine Rolle. Es war eine schöne Zeit, als ich jeden im «Palace» und im «Olden» kannte und mit meinen Freunden, von denen die meisten nicht mehr kommen, wilde Partys feierte, ein Massensexodus vor allem der Gebildeten und Kultivierten, die das heutige Gstaad viel zu knallig und ordinär finden.

Wie dem auch sei, dieses kleine Alpendorf kommt ohne grössere Verluste durch die Pandemie. Die Bauern sind wie immer mürrisch, aber kerngesund, die Ortsansässigen machen Kasse, Marcel Bach (der Kalif, wie er in unseren Kreisen heisst) baut noch mehr Chalets, und die Ausländer sitzen wie erstarrt vor den Fernsehgeräten und schauen Netflix.



„Vielleicht mache ich jetzt einen Fehler...“

Taki Theodoracopulos ist ein griechischer Kolumnist und Lebemann. Er wohnt in New York, London und Gstaad.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

«Das ist kultureller Selbstmord»

Menschenrechtlerin Ayaan Hirsi Ali sagt nach der Mordserie in Europa: Nur ein Moratorium für die Einwanderung aus muslimischen Staaten könne den Kontinent vor islamistischer Gewalt schützen.

Urs Gehriger

Islamische Fundamentalisten töteten in Paris, Nizza und Wien. Österreichs Bundeskanzler Sebastian Kurz sagt: «Es ist ein Kampf zwischen Zivilisation und Barbarei.» Frankreichs Präsident Emmanuel Macron erklärt: Das «Endziel» der islamistischen «Ideologie» bestehe darin, die «vollständige Kontrolle» über die Gesellschaft zu übernehmen.

Ayaan Hirsi Ali, 50, hat den islamistischen Horror am eigenen Leib erlebt. Im Alter von fünf Jahren wurde ihr die Klitoris beschnitten. Als sie gegen das Koranstudium aufbegehrte, brach ihr der Koranlehrer den Schädel. Später lebte die gebürtige Somalierin in einer nach orthodoxem Islam arrangierten Ehe. Nach ihrer Flucht in die Niederlande stieg sie zu einer prominenten Stimme wider den fanatischen Islam auf. 2004 wurde ihr Kollege, Filmregisseur Theo van Gogh, auf offener Strasse ermordet. An van Goghs Leiche befestigte der Täter eine Morddrohung an Hirsi Ali. Sie tauchte ab. Aus dem Untergrund schrieb sie in einer Anklageschrift: «Islamistischer Terror, in den Niederlanden und ausserhalb, kann gedeihen, weil er eingebettet ist in einen grossen Kreis gleichgesinnter Muslime.» Heute ist sie amerikanische Staatsbürgerin, mit dem britischen Historiker Niall Ferguson verheiratet und arbeitet für das American Enterprise Institute.



«Eine Frage des politischen Willens»: Islamkritikerin Hirsi Ali.

Weltwoche: Frau Hirsi Ali, waren Sie überrascht von der neuen Welle des Terrors?

Hirsi Ali: Wie alle anderen auch bin ich schockiert, entsetzt und angewidert. Aber jeder, der sagt, er sei überrascht, hat nicht aufgepasst.

Weltwoche: Wir beobachten, dass bei Attentaten immer öfter Messer eingesetzt werden. Haben Sie eine Erklärung dafür?

Hirsi Ali: Es ist oft schwierig, Waffen oder Sprengstoff zu organisieren. Fanatische Prediger drängen junge Menschen dazu, mit dem «Küchenmesser Ihrer Mutter» zu töten. Einen «Ungläubigen» zu töten oder zu verletzen, bringe ihnen «Punkte» im Jenseits ein. Das ist es, was Extremisten in Moscheen predigen. Ausserdem hat im Islam, insbesondere in der Dschihadisten-Ideologie, das Messer oder das Schwert eine besondere Bedeutung. Schauen

Sie sich die Flaggen einiger muslimischer Länder an, zum Beispiel diejenige von Saudi-Arabien. Sagen Sie mir, was Sie sehen.

Weltwoche: Einen Säbel. Messer – oder Säbel – werden nicht nur zum Stechen benutzt. Gleich zweimal wurden in Frankreich die Opfer enthauptet. Welche Bedeutung kommt diesem barbarischen Tötungsakt zu?

Hirsi Ali: Man kann dies im Koran nachlesen. Es ist angeblich das, was der Prophet Mohammed seinen Feinden angetan hat. Wenn er in den Krieg zog und die Gruppe von Menschen besiegte, die man als Ungläubige bezeichnete, schnitten seine Mitstreiter diesen den Kopf ab. Es ist also eine Nachstellung jener Zeitspanne im Islam, in der die Enthauptung die ultimative Strafe war, die

ultimative Erniedrigung des Feindes. Es ist eine grausame Art zu sterben, die in den Herzen der «Ungläubigen» Angst und Schrecken auslöst. So ist es im Koran, im Hadith verbrieft. Im Jahr 2001 waren die Menschen in Europa von solcher Barbarei überrascht. Inzwischen sind diese Methoden hinlänglich bekannt. Die einzige Frage ist nun, wie wir dieser Ideologie beikommen.

Weltwoche: Der niederländische Sozialwissenschaftler Ruud Koopmans hielt in einer sechs Länder umfassenden Studie fest, dass 65 Prozent der Muslime religiöse Regeln für wichtiger erachten als die Gesetze des europäischen Landes, in dem sie leben. Was sagt das über die schweigende Mehrheit der Muslime in Europa angesichts solcher Verbrechen aus?

Hirsi Ali: Manchmal ist es Toleranz gegenüber solchen Verbrechen. Manchmal ist es Akzeptanz, aber sehr oft ist es Kollaboration. Wenn ich von Kollaboration spreche, meine ich Leute, die Geld an islamische Wohltätigkeitsorganisationen spenden. Es sind Leute, die wissen, dass das Verbrechen stattfinden wird, aber nichts sagen. In Moscheen drängen Gläubige zu Gewalt, Intoleranz und Einschüchterung. Die muslimischen Gemeinschaften, die Individuen, die nicht Teil der Gewalt sein wollen, werden auf verschiedene Arten zum Schweigen gebracht. Die von Ihnen erwähnte Umfrage wurde 2008 durchgeführt. Jetzt, zwölf Jahre später, hat sich das Problem vertieft und ausgeweitet. Es ist nötig, dass wir einen Schlussstrich ziehen und Islamisten kristallklar machen, dass wir dies nicht weiter tolerieren. Wir sollten junge Migranten vor die Wahl stellen: «Entweder ihr wollt in Frankreich oder in Deutschland, in den Niederlanden, in Grossbritannien leben, also befolgt ihr die hiesigen Gesetze – oder ihr müsst Europa verlassen.»

Weltwoche: Verlassen?

Antwort lautet kurz: Weil sie aus Kulturen stammen, in denen Frauen als Sexualobjekte betrachtet werden. Dort gibt es keinen Respekt für Frauen, wenn sie sich nicht an die Regeln halten, nicht zu Hause bleiben und sich nicht von Kopf bis Fuss verhüllen. Wenn sie ohne einen männlichen Vormund und ohne eine Anstandsdame nach draussen gehen. Wenn die jungen Männer Frauen in Europa sehen, die frei sind, die joggen, die ausgehen, die arbeiten, dann ist das für sie ein Kulturschock. Nach ihrer Vorstellung sind weisse Frauen alle Huren. Wenn sie nach Europa kommen, sagt ihnen niemand, dass die Vorurteile falsch sind. Niemand sagt ihnen, was von ihnen hier erwartet wird.

Weltwoche: Die Einwanderung führt offensichtlich zu einem Konflikt der Kulturen in Europa. Wie sehr ist dies darauf zurückzuführen, dass unsere europäischen Staats- und Regierungschefs versagt haben?

Hirsi Ali: Sie versagen auf der ganzen Linie. Jedes Mal, wenn wir über Einwanderung diskutieren, tun die europäischen Staats- und Regierungschefs nichts anderes, als an unse-

Weltwoche: Sollte es für eine bestimmte Zeitspanne eine klare Grenze für die Aufnahme neuer Migranten geben?

Hirsi Ali: Auf jeden Fall. Die Zahl sollte so lange bei null liegen, bis dieses Problem gelöst ist. Sobald ein Land zuversichtlich ist, dass das Assimilationsproblem gelöst ist, dann kann es anfangen, über Einwanderung zu sprechen. Eine grosse Anzahl von Männern unkontrolliert in eine europäische Gesellschaft einreisen zu lassen, in der sie die Werte und die Rolle der Frauen hassen, das ist kultureller Selbstmord. Es ist politischer Selbstmord, und es wird einen Bürgerkrieg auslösen.

Weltwoche: Präsident Macron positioniert sich jetzt als Verteidiger der französischen Werte und zeigt sich entschlossen, den islamistischen Sumpf trocken-zulegen. Was braucht es dazu?

Hirsi Ali: Eine Reihe von Dingen. Er kann die aussenpolitischen Instrumente einsetzen, die wir haben, um den ideologischen Einfluss zu stoppen, der aus Ländern wie der Türkei, wie Katar, anderen Golfstaaten kommt. Und den Geldfluss aus diesen Ländern unterbinden, der



Hirsi Ali: Sie haben jetzt ganze Flotten von Fluggesellschaften, die wegen des Coronavirus am Boden stehen. Man müsste sie mit Leuten füllen, welche die Werte in Frankreich oder Deutschland nicht akzeptieren. Wir sollten ihnen sagen: «Gehen Sie dorthin, wo Sie ein Leben führen können, wie es Ihnen gefällt und das Sie verstehen.» Man muss ihnen zeigen, dass man es wirklich ernst meint.

Weltwoche: Viele Muslime, die sich schwer integrieren lassen, sind in Europa geboren. Sie nennen Europa ihre Heimat. Wohin sollen wir sie schicken?

Hirsi Ali: In das Land ihres Vaters und ihrer Mutter oder ihres Grossvaters. Wenn sie sagen: «Oh, ich bin in Frankreich geboren, aber eigentlich hasse ich es hier und will nach den Werten Algeriens leben», dann sage ich: «Geh zurück nach Algerien.»

Weltwoche: Meine eigene siebzehnjährige Tochter wurde vergangenen Sommer in der Schweiz von muslimischen Migranten sexuell belästigt. Verstört fragte sie mich, warum diese jungen Männer, die als Flüchtlinge nach Europa kamen, sich an Frauen vergreifen.

Hirsi Ali: Ich schreibe gerade ein Buch darüber. Geben Sie es Ihrer Tochter zu lesen. Die

re Tugenden zu appellieren und uns alle möglichen sentimental Geschichten darüber zu erzählen, warum immer mehr Menschen einwandern sollten. Oder wenn Menschen illegal einreisen, warum wir sie nicht ausweisen können. Die Integrations- und Assimilierungsprogramme, wo es sie gibt, sind schrecklich.

Weltwoche: Ohne Ausnahme?

Hirsi Ali: Ich habe in Österreich nach einer Serie sexueller Belästigungen von Frauen durch eingewanderte Männer einige Programme ge-

«Die Behauptung, es sei zu spät, ist ein Vorwand, um nichts zu tun.»

sehen, die funktionierten. Einige dieser Männer wurden tatsächlich in Programme gezwungen, weil sie keinerlei Sozialhilfe erhielten, wenn sie nicht auftauchten. Ich habe ein oder zwei Programme in Dänemark gesehen, die auch Erfolge erzielten. Ich glaube also, dass Korrekturen machbar sind, aber es gab nie den politischen Willen, die Einwanderung zu begrenzen, die Assimilation zu fördern und die Menschen, die nur wegen des Wohlstands da sind, auszuweisen.

verwendet wird, um Indoktrinationszentren einzurichten, in denen diese jungen Menschen einer Gehirnwäsche unterzogen werden. Zweitens müssen die Programme zur Assimilierung muslimischer Minderheiten sehr ernst genommen werden. Für alle, die sich weigern, sich zu assimilieren, sollte es ein Rückführungsprogramm geben, d. h. ein Programm zur Rückführung in die Herkunftsländer, wo sie nach der Scharia leben können. Wenn Europas Führer aufgrund des Coronavirus die Macht haben, ganze Länder abzuriegeln, dann haben sie vielleicht auch die Macht, das Assimilationsprogramm und das Rückführungsprogramm umzusetzen.

Weltwoche: Ist es nicht schon zu spät, den Kurs zu ändern?

Hirsi Ali: Die Behauptung, es sei zu spät, ist ein Vorwand, um nichts zu tun. Es ist ein Vorwand, dass wir mit dem Terrorismus leben müssen. Ich denke, das ist inakzeptabel. Es ist eine Frage des politischen Willens.

Ayaan Hirsi Ali: Prey, Immigration, Islam, and the Erosion of Women's Rights. Harper Collins. Erscheint im Januar 2021

Das ausführliche Interview auf Englisch: www.weltwoche.ch/International

An der Hand der französischen Mutter

Axa Schweiz verlässt den Versicherungsverband.
Sie ist schon früher eigene Wege gegangen.

Beat Gygi

Im Grunde ist es eine Art Rückkoppelung mit einer weit zurückliegenden Vergangenheit, die Antimo Perretta erfährt, wenn sein Versicherungsunternehmen Axa Schweiz jetzt dem Schweizerischen Versicherungsverband (SVV) den Rücken kehrt. «Axa geht politisch eigene Wege» – mit dieser Formulierung hat der Versicherer aus Winterthur vor einigen Tagen öffentlich das bestätigt, was er im Juni als Möglichkeit formuliert hatte: Axa will Ende 2020 aus dem SVV austreten. Der Versicherungsverband umfasst laut eigenen Angaben 75 Erst- und Rückversicherer, die in der Schweiz gegen 48 000 Mitarbeiter beschäftigen und rund 85 Prozent des Prämienvolumens des Schweizer Marktes verbuchen. Mit Axa verlässt einer der grössten Spieler diesen Kreis. Als grosse international orientierte Versicherer verbleiben nur noch die Zurich und die Swiss Re.

EU-kritischer Präsident Dörig

Warum eine Rückkoppelung mit der Vergangenheit? Fast vierzig Jahre ist es her, dass Perretta im Herbst 1982 bei der Rentenanstalt seine berufliche Karriere begann. Die Begeisterung für Mathematik, fürs Kalkulieren von Risiken, öffnete damals dem jungen Absolventen der Handelsschule St. Gallen bei seiner Bewerbung sogleich die Tür zur grossen Versicherungswelt. Und nun ist es Perretta, mittlerweile weit oben im Branchengefüge angekommen, der mit dem Austritt seiner Axa der Rentenanstalt, die heute Swiss Life heisst, einen Schlag versetzt – genauer gesagt, dem Verwaltungsratspräsidenten der Swiss Life, Rolf Dörig, der zugleich Präsident des Schweizerischen Versicherungsverbandes ist.

Die Axa-Aktion hängt nach Einschätzung von Branchenvertretern eng damit zusammen, dass Dörig in wirtschaftspolitischen Fragen, vor allem mit Blick auf die Beziehung zwischen der Schweiz und der EU, andere Positionen vertritt als Perretta und die hinter ihm stehende Axa. Die Axa-Führung tönt in ihrer Austrittsmeldung in komplizierten Formulierungen an, dass sie sich politisch von der Verbandsführung distanzieren wolle. Das wird so um-



Kein Interesse an Branchenpolitik:
Perretta (l.), Dörig.

geschrieben: «Die grösste Schweizer Allbranchenversicherung versteht sich als politisch neutral. Sie will ihre Expertise deshalb künftig nur noch dann in den öffentlichen Diskurs einbringen, wenn sie sich durch ihre Geschäftstätigkeit ausreichend legitimiert sieht und einen konstruktiven Beitrag zu einer Debatte leisten kann, indem sie die Folgen von politischen Entscheiden zu Kernthemen der Versicherungswirtschaft möglichst objektiv aufzeigt. Deren Beurteilung erachtet die Axa als Sache von Volk und Parlament.»

Politisch neutral, ausreichend legitimiert, konstruktiv, objektiv, Sache von Volk und Parlament – diese Botschaft enthält etliche

Mit Axa verlässt einer der grössten Spieler diesen Kreis. Nun verbleiben nur noch die Zurich und die Swiss Re.

Pfeile gegen Dörig, der sich zu EU-Fragen bisweilen kritischer äussert und geäussert hat als der SVV und der mit dem Beitritt zur SVP-nahen «Stiftung für bürgerliche Politik» für Aufsehen und Nervosität gesorgt hat. Vor allem auch seine kritische Haltung gegenüber dem Rahmenabkommen Schweiz–EU stiess auf Widerspruch bei Kollegen, darunter Perretta. Allerdings hat auch der SVV den vom Bundesrat

zur Konsultation vorgelegten Abkommensentwurf seinerzeit kritisiert: In der vorliegenden Form könne dieser nicht unterstützt werden. In zentralen Bereichen brauche es Klärungen, so zu Rechtsübernahme und Streitbeilegung, EU-Unionsbürgerrichtlinie sowie flankierenden Massnahmen. Perretta ging schon 2017 politisch eigene Wege, als er für die von linker Seite erwünschte AHV-Zückerchen-Rentenreform warb, dies in Kontrast zu Kollegen und SVV.

«Axa» ohne «Winterthur»

Axa Schweiz wird operativ zwar seit 2018 von Fabrizio Petrillo geführt, aber sein Vorgänger Perretta sitzt an einer wichtigeren Schaltstelle im Konzern. Die Laufbahn des schweizerisch-italienischen Doppelbürgers Perretta, Jahrgang 1962, führte von der Rentenanstalt über mehrere Versicherungsunternehmen wie Allianz, Libera-Pensionskasse, Elvia, La Suisse, dann wieder für sieben Jahre zur Swiss Life (Rentenanstalt) in die Geschäftsleitung. 2007 wechselte er zu Axa Schweiz, die kurz vorher dadurch entstanden war, dass die «Winterthur» von der Credit Suisse an den französischen Versicherungsriesen Axa verkauft worden war. Zu dieser Zeit ergänzte er seine frühere Ausbildung als Versicherungsfachmann und Experte für berufliche Vorsorge um einen MBA.

Bei Axa gelangte Perretta ganz nach oben. Von 2014 bis 2017 war er Chef Schweiz, dann wurde er Leiter des Europa-Geschäfts der Axa-Gruppe und damit Mitglied der Konzernleitung auf oberster Ebene. Es traf sich, dass ungefähr mit seinem Wechsel nach Frankreich der Markenauftritt von «Axa Winterthur» auf «Axa» reduziert wurde. Als Verwaltungsratspräsident der Axa-Tochter in Winterthur stellt er die Verbindung von Paris zur Schweiz her. Wenn die Tochter jetzt «politisch eigene Wege» gehen will, lässt sich das vor diesem Hintergrund auch so verstehen, dass für sie die Linie der französischen Mutter wichtiger wird als die einheimische Branchenpolitik. Hinzu kommt sicher der Vorteil, dass der SVV-Jahresbeitrag eingespart wird und dies den Gewinn entsprechend verbessert.

Der California 6.1 Beach Spirit

Grenzenlose Freiheit auf vier Rädern

Bereit für alles, sei es der Grosseinkauf oder der spontane Trip in die Berge mit einem herzhaft gekochten Essen auf der serienmässigen Miniküche, der California 6.1 Beach ist ein echtes Allround-Talent. Und dank einem Kundenvorteil von CHF 12'690.- ist er bereits ab CHF 45'540.- erhältlich. Das Sondermodell California 6.1 Beach Spirit ist exklusiv mit bis zu 5 Sitzplätzen erhältlich. Geniessen Sie die volle Unabhängigkeit.

Jetzt mit attraktiven Kundenvorteilen



VW California 6.1 Beach Spirit 2.0 TDI, 150 PS, 6-Gang manuell, 8,2 l/100 km, 214 g CO₂/km. Abgebildet: Mojave Beige Metallic, Alufelgen „Posada“ 7 J x 17, regulärer Preis CHF 60'580.-, zu bezahlender Preis CHF 47'980.-. Unverbindliche Preisempfehlung des Importeurs AMAG Import AG, inkl. 7,7% MwSt.

volkswagen-nutzfahrzeuge.ch

Fertigmacher-Journalismus

Le Temps outet TV-Ikone Darius Rochebin als angeblich homosexuell und wirft ihm Übergriffe vor, ohne Fakten zu liefern. Was hat man sich dabei nur gedacht?

Peter Rothenbühler



Sind dem Chefredaktor die Pferdchen durchgebrannt? Moderator Rochebin.

Die welsche Tageszeitung *Le Temps* hat noch nie eine People-Geschichte so gross und sensationell aufgemacht wie die Titelstory vom letzten Samstag. Auf ganzen fünf Seiten inszenierte die Zeitung den Abschluss des prominentesten Westschweizers: Darius Rochebin, der langjährige Tagesschau-Moderator von RTS und neuerdings Star des französischen News-Senders LCI, sei nicht nur der elegante, propere, brillante, superintelligente Moderator, Familienvater und *chouchou* des Publikums, als den wir ihn kennen. Schreibt die Zeitung.

Es war, als wolle sich *Le Temps* mit einem fulminanten Schlussbouquet als echtes Sensationsblatt von Ringier verabschieden. Am Mittwoch wurde der Verkauf von *Le Temps* an die Stiftung «Aventinus für die Förderung von Qualitäts-Medien» von deren Vorsitzenden, dem Ex-Staatsrat François Longchamp (FDP) und dem Journalisten und Russland-Experten Eric Hoesli (ehemals Tamedia, Gründer von *Le Temps*), bekanntgegeben. Aventinus ist eine Gründung

der finanzkräftigen Stiftungen Hans Wilsdorf (Rolex), Leenaards und Jan Michalski (von Hofmann-Erbin Vera Michalski-Hoffmann) sowie des Bankiers Ivan Pictet. Der Chefredaktor Stéphane Benoit-Godet bleibt bei Ringier und wechselt an die Spitze von *L'illustré*. Die Redaktion, heute noch in Lausanne, wird nach Genf verlegt, *Le Temps* soll die grosse Genfer Tageszeitung mit nationaler Ausstrahlung werden.

Die pompös aufgemachte Sensationsstory zum Abschied sagt, es gebe endlich Beweise für die Gerüchte um Darius Rochebin, die schon lange herumschwirrten und denen schon viele Journalisten erfolglos nachgegangen seien.

Alte Erinnerungen

Ganze drei Redaktoren hat *Le Temps* in den letzten drei Monaten auf Rochebins angebliche Untaten angesetzt. In minutiöser Kleinarbeit hätten sie nicht weniger als dreissig Leute befragt und dabei hartgemacht, was die Zeitung für eine notwendige «Enquête d'utilité publique», wie

gleich zwei Chefredaktoren, Stéphane Benoit-Godet und Gaël Hürlimann, in ihrem Edito vierhändig schreiben, als eine notwendige «Untersuchung von öffentlicher Nützlichkeit».

Wenn's denn so wäre. Wer genau liest, mit welcher dünner Muniton grosskalibrig auf einen kapitalen Hirsch geschossen wird, fragt sich, warum *Le Temps* dies so gigantisch anrichtet. Nicht einmal die von mehreren Frauen glaubhaft und mit Namen vorgebrachten Strafanzeigen wegen Vergewaltigung gegen Islam-Professor Tariq Ramadan hat *Le Temps* je wirklich gross aufgemacht, obschon der weltweit bekannte Mann in langer Untersuchungshaft landete.

Seit Jahren habe sich im Informationsdepartement von RTS ungebührliches Verhalten breitgemacht, schreiben die Rechercheure. Zwei nicht namentlich genannte Kaderleute der SRG hätten Untergebene gemobbt und ins Burnout getrieben. Und Publikumsliebbling Darius habe mehrmals Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter belästigt: mit ungebührlichem Verhalten, ver-

balen Anzüglichkeiten und unzulässigen Berührungen. Die zwei andern nicht namentlich genannten «Angeklagten» seien immer noch bei der SRG angestellt. Die Direktion habe jahrelang einfach weggeschaut. Von Darius publizierte das Blatt gleich drei grosse Fotos.

«Unser» Darius hat nicht etwa eine Cutterin oder einen Kameramann vergewaltigt. Nein, er habe von einer Frau bei einem Firmenfest einen Mundkuss stehlen wollen. Wollen, notabene! Sie habe sich dem Angriff erfolgreich entzogen. Eine andere erzählt, im Trubel einer Silvesterfeier, bei der sich alle geküsst und umarmt hätten, habe sie ihm ihre Hand auf die Schulter gelegt, er habe dieselbe genommen und zu seinem Geschlechtsteil geführt (allerdings über der Hose). Das habe sie sehr verwirrt. Einem männlichen Mitarbeiter soll er die Hand unters Hemd geschoben haben. Und im Internet habe er sich unter falschen, weiblichen Namen an junge Männer herangemacht und sie zur Besichtigung des Fernsehens eingeladen. Auch da sei aber nix passiert. Einem jungen Fotografen, der ihm offenbar sehr gefiel, habe er einen Job vermittelt, aber beim Kaffee anzügliche Fragen wie «Masturbierst du oft?» gestellt. *That's all*. Alles recht alte Erinnerungen aus den Jahren 2009 bis 2017.

Nun gibt es bis heute weder eine Strafklage noch eine aktenkundige interne Beschwerde gegen Darius, die etwa zu einer Disziplinaruntersuchung geführt hätte. *Nada*, nichts.

Denunzianten bleiben anonym

Wenn sich jemand bei der Direktion beschwerte, wurde sofort untersucht, die Denunzianten wurden aufgefordert, Strafklage einzureichen, wenn wirklich etwas klagewürdig sei. Aber es geschah nichts, nur Darius' seltsame Irrwege im Internet wurden von der Direktion mit Hinweis auf die internen Regeln über den Gebrauch von sozialen Medien verboten. Das liegt aber auch schon vier Jahre zurück. Deutet natürlich auf ein höchst pueriles Verhalten des Moderators hin, das zwar nicht strafbar ist, aber irgendwie doch nicht ganz kompatibel mit der Rolle eines glaubwürdigen Interviewers, der Leute wie Putin oder Macron in die Enge treibt. Aber ist das einen Abschuss erster Klasse wert?

Die zwei als Mobber beschuldigten Kaderleute arbeiten immer noch beim Fernsehen, eine externe Untersuchung ergab, dass ihr Verhalten kein Entlassungsgrund sei; sie wurden in Funktionen verschoben, in denen sie keine Untergebenen mehr haben. Business as usual. Und doch machen jetzt Medien wie der *Tages-Anzeiger* aus der «Affäre Darius» einen «Fall RTS», weil offenbar zu viel weggeschaut wurde.

Die eher leichtgewichtigen Anschuldigungen gegen Darius stammen von mehreren jungen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern von RTS und Möchtegern-Mitarbeitern, alle weit über dem Schutzalter notabene, meistens männliche Groupies, die gerne zu ihrem Idol Darius ins Auto ge-

stiegen sind. Niemanden hat der Mann je zu sexuellen Akten aufgefordert, es blieb immer bei Annäherungsversuchen.

Alle Denunzianten wollen anonym bleiben, angeblich «aus Furcht vor Nachteilen im Beruf», wie die Zeitung schreibt. Das zu einer Zeit, wo es insbesondere in der schon jahrelang auf Frauen- und LGBT-Förderung programmierten SRG mehrere Anlaufstellen für Whistleblower und die Denunziation von sexuellen Belästigern gibt. Wenn wirklich etwas vorliegt, das aus dem Rahmen von dummem Partyverhalten und tollpatschigen Annäherungsversuchen fällt, wird prompt eingeschritten und sanktioniert. Aber kein Denunziant riskiert irgendwas.

Nur der bekannte junge Humorist Thomas Wiesel hat dem Fernsehdirektor offen gesagt, Darius habe ein seltsames Verhalten, er habe ihm Komplimente zu seinem Körper gemacht und ihn zu einem Kaffee eingeladen – was er abgelehnt hatte. *So what!* Solche völlig unerhebliche «Zeugenaussagen» zitiert *Le Temps*.

Die Zeitung hat mit dieser dünnen Munition einen grossen Schaden angerichtet: Sie hat den berühmten Mann, der bisher als heterosexuell

Beim RTS hatte er viele Neider, die nicht ertrugen, dass er so lange das Aushängeschild des Fernsehens war.

galt, mit einer Ärztin verheiratet ist und zwei kleine Töchterchen hat, als Homosexuellen hingestellt, was einem forcierten Outing gleichkommt. Ohne dass er sich je dazu geäussert hätte. Das verstösst gegen alle Regeln der Deontologie.

Die Geschichte erinnert stark an einen grossen Bericht im *Tages-Anzeiger* (2017), in dem ein Chefredaktor der Ringier-Konkurrenz aufgrund einer Reihe eifrig zusammengesuchter anonymen Aussagen als «Chef der Zudringlichkeiten» betitelt wurde. Beim Klagetelefon des Verlags hat sich damals keine einzige der angeblich betroffenen Anonymen gemeldet. Gerüchte blieben Gerüchte, die *Tagi*-Recherche war reine Fertigmacherei einer Persönlichkeit der Konkurrenz, ohne harte Grundlage. Ringier hat damals auf eine Strafklage verzichtet, damit die leidige Sache vergessen geht.

Man fragt sich nun, ob Chefredaktor Stéphane Benoit-Godet kurz vor seinem Abgang noch die Pferdchen durchgebrannt sind, weil er wusste, dass die neuen Besitzer seiner Zeitung ihn nicht übernehmen wollten.

Interessant an der Sache ist, dass eigentlich Rochebin, der früher den Status eines Unberührbaren hatte, in der Schweiz längst weg vom Fenster ist und deshalb leichter zum Abschuss freigegeben werden konnte. Vor ein paar Monaten bekam er von TF1, dem grössten privaten TV-Sender Frankreichs, ein sensationelles Angebot. Seit zwei Monaten macht er als «Federer des Interviews» (*Le Figaro*) in Paris mit einer Sen-

dung in der Primetime (20 Uhr, von Montag bis Donnerstag) auf dem Tochttersender LCI Furore.

In Paris kriegt er von Wirtschaftsminister Bruno Le Maire über den Philosophen Michel Onfray, Top-Medizinprofessoren, Justizminister Eric Dupond-Moretti bis zu Ex-Präsidenten oder grossen Schauspielerinnen einfach alle vors Mikrofon. Die stündige Sendung, schlicht «Darius Rochebin» genannt, ist ein Grosseffort, die Promis nennen ihn schon beim Vornamen, was in Frankreich ein Ritterschlag ist: Darius hier, Darius dort. Der Wechsel nach Frankreich wurde vom Westschweizer TV-Publikum wie der Verlust eines Familienmitgliedes betrauert. Im Hause RTS hatte er viele Neider, die nicht ertrugen, dass er so lange das einzige Aushängeschild des Fernsehens war und immer wieder auf den Titelblättern von *L'illustré* erschien.

Klage in Frankreich?

Der welsche RTS-Direktor Pascal Crittin zeigte sich am Wochenende überrascht und bestürzt. Nicht etwa über die überrissene Berichterstattung von *Le Temps*, sondern weil er von allem nichts gewusst hatte und erst noch von der Zeitung beschuldigt wird, lange Zeit weggeschaut zu haben, was er natürlich heftig bestreitet. Der neue französische Arbeitgeber von Darius hält sich an die Unschuldsvermutung und nahm dessen Angebot an, sich für ein paar Tage vom Bildschirm zurückzuziehen, um sich der Familie zu widmen. Darius selbst lässt über seinen Anwalt ausrichten, dass er alle Anschuldigungen zurückweist und sich dagegen auf dem Gerichtsweg wehren wird.

Ein sehr prominenter französischer Medienanwalt, der nicht genannt sein möchte, nicht weil er berufliche Nachteile fürchtet, vielmehr eher Vorteile (noch mehr Mandate!), findet im Gespräch mit der *Weltwoche* die Berichterstattung von *Le Temps* «schlicht eine Katastrophe, absolut unzulässig. Was haben sich die Rechtsberater der Zeitung nur gedacht? Rochebin wurde nicht zu den inkriminierenden Details angehört, der Ehemann und Vater wurde ohne sein Einverständnis als Schwuler geoutet, es sind alles alte Geschichten, es liegt keine einzige Klage vor, kein einziger Beschuldiger hat den Mut, dazu zu stehen.»

«Wenn Rochebin in Paris gegen die Schweizer Zeitung wegen Verletzung der Persönlichkeitsrechte klagt, dann möchte ich nicht in der Haut der verantwortlichen Journalisten stecken», sagt der Anwalt. In Frankreich werden die Persönlichkeitsrechte vom Gesetz besser geschützt als in der Schweiz. Die Schadenersatzzahlungen an Prominente sind bei Zivilklagen sehr hoch. Rochebin zeigte sich am Wochenende verletzt, aber recht guter Dinge, eher optimistisch. Ein Künstler der Verstellung? Sein Ruf ist schwer beschädigt. In Paris, diesem medialen Haifischteich, dürfte er es schwer haben, wieder vor die Kamera zu treten. Fragt sich auch, mit welchem Ruf *Le Temps* aus der Affäre herauskommt. *Affaire à suivre*, wie man in Genf und Paris sagt.

Schlacht aller Schlachten

Der Fehler im amerikanischen Wahlrecht ist, dass die Deutschen nicht mitentscheiden können.



Wie die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* am 31. Oktober meldete, sind «acht deutsche Bundestagsabgeordnete als Wahlbeobachter in die USA gereist». Sie sollen im Auftrag der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) die Wahlen in den USA beobachten und zeitnah einen «umfassenden Bericht» an die OSZE-Zentrale in Wien liefern. Der Leiter der deutschen Delegation, ein ehemaliger Staatsminister im Auswärtigen Amt, sagte, es sei «bedauerlich, dass in 18 Bundesstaaten der USA internationale Beobachter am Wahltag nicht in den Wahllokalen anwesend sein dürfen». Im *Berliner Tagesspiegel* konnte man schon zwei Tage früher, am 29. Oktober, lesen, es seien «bereits seit einigen Wochen 40 Langzeitbeobachter im Auftrag der OSZE in 31 US-Bundesstaaten unterwegs», zum Wahltag am 3. November würden weitere «60 Parlamentarier aus 25 Ländern anreisen», darunter die acht deutschen Bundestagsabgeordneten unter der Führung des ehemaligen Staatsministers im Auswärtigen Amt.

Alles in allem also 100 OSZE-Beobachter, auf 50 US-Bundesstaaten verteilt, die ihre Augen und Ohren offenhalten sollen, was rund um die Wahllokale passiert. Mehr dürfen sie nicht, aber auch das ist schon eine Menge, wenn man bedenkt, dass die OSZE zu den letzten Wahlen in Belarus keinen einzigen Wahlbeobachter entsandt hat.

Die OSZE-Experten für faire Wahlen könnten wohl daheimbleiben, wenn die Amerikaner ihr umständliches Wahlrecht reformieren würden, darin sind sich alle Beobachter und Kommentatoren in Deutschland einig. Fast jeden Tag erinnern sie daran, dass nicht Donald Trump,

sondern Hillary Clinton die letzten Wahlen vor vier Jahren gewonnen hatte und dass Trump nur deswegen ins Weisse Haus einziehen konnte, weil die Mehrheit der 538 Männer und Frauen im Electoral College für ihn gestimmt hatte. So etwas, fürchten sie, könnte wieder passieren, und das wäre, nach deutschen Massstäben, ein Super-GAU für Amerika und die ganze Welt. *Four more years? Nie wieder!*

Der eigentliche Fehler im amerikanischen Wahlrecht, so hört man es aus dem Subtext der Berichte und Kommentare heraus, ist der, dass die Deutschen nicht mitentscheiden können, wer in den USA zum Präsidenten gewählt wird. Wäre dies der Fall, hätte Trump keine Chance, und Joe Biden könnte den Wahlkampf aus seiner Wohnküche führen. Man soll das nicht als Größenwahn missverstehen, es ist eher ein Zeichen von Fürsorge gegenüber den Amerikanern, denen wir «so viel verdanken».

In diesem Szenario kommt «kritischen» Amerikanern eine besondere Rolle zu, Paul Auster zum Beispiel, der zusammen mit anderen Schriftstellern das Netzwerk «Writers Against Trump» gegründet hat. Sie wollen erreichen, erzählte Auster einem Radioreporter aus Berlin, dass Trump die Wahlen verliert. Sollte er aber entgegen allen Vorhersagen doch gewinnen, dann «wären wir auf dem Weg in den Faschismus», es gebe bereits «Zeichen dafür, dass das Land dabei ist, zur Hölle zu fahren».

Oder Karl Kaiser, «Politikberater sozialdemokratisch geführter Bundesregierungen und langjähriger Politikwissenschaftler an der Harvard-Universität», der in einem langen Interview mit

dem Deutschlandfunk eine «Entscheidungsschlacht» am 3. November vorhersagt. Sollte Trump diese letzte aller Schlachten für sich entscheiden, so der Politikwissenschaftler mit einem Hang zur Kaffeesatzkunde, würde er in einer zweiten Amtszeit «völlig ungehemmt» agieren und «Dinge tun, die er jetzt nicht zu tun wagt, obwohl er sie gern tun würde», zum Beispiel die USA aus der Nato führen.

Das mag nicht ganz abwegig sein, denn wer «America first!» ruft, dem ist alles zuzutrauen. Auch dass er am Repräsentantenhaus, Senat und an anderen Säulen des politischen Systems der USA vorbei das Land aus dem Traditionsverein Nato führt, der sich den Übernamen – «No Action Talk Only» – hart erarbeitet hat.

Die Vorstellung, Trump regiere bereits heute wie ein Diktator und werde es morgen noch mehr tun, hat etwas erschreckend Tröstliches, vor allem in der Bundesrepublik, wo man es den Amis auch 75 Jahre nach der Kapitulation nicht verziehen hat, dass sie Deutschland gedemütigt und vom Nationalsozialismus befreit haben.

Wenn die einstigen Befreier nun selbst «auf dem Weg in den Faschismus» voranschreiten, dann fällt es leichter, sich mit der eigenen, der deutschen Geschichte zu versöhnen. Die anderen sind nicht besser als wir, sie tun nur so! Dann kann man es Oma und Opa nicht vorwerfen, dass sie sich verführen liessen und «Sieg Heil!» geschrien haben. Dann dürfen Opa und Oma, auch wenn sie längst tot sind, wieder an der Familientafel Platz nehmen. Willkommen in der neuen entnazifizierten Heimat.

Mit Drive in die Zukunft



ZUKUNFTS-
WEISENDE
TECHNOLOGIEN MIT
POWER

Elektromobilität gewinnt an Bedeutung. Ob als Verwaltung einer Wohn-Überbauung oder einer öffentlichen Anlage, ob als KMU, Industrie- oder Gewerbebetrieb oder auch als Eigenheimbesitzer.

Die Hustech bietet clevere Lösungen sowie intelligente Lade- und Abrechnungssysteme, die durch Sicherheit und Wirtschaftlichkeit überzeugen.

Wir sind Ihr Partner!



HUSTECH

www.hustech.ch

Elektro | Gebäudeautomation | Energiemanagement

Persönlich, zuverlässig, nah.

Freiheit im Geistesleben

Nr. 43 – «Politik der Angst»
Alex Baur über die Corona-Politik

Alex Baur hat eine Vielzahl verfügbarer Daten und Erkenntnisse zusammengetragen, um seine Kernthese zu untermauern: Was zurzeit mit Corona gemacht wird, ist eine beispiellose Politik der Angst und Unterdrückung. Die schlimmsten Fehlinterpretationen und Falschmeldungen werden hier aufgedeckt und ins rechte Licht gerückt. Wir erleben zurzeit einen massiven Verlust unserer Grundrechte, weltweit und ohne wirkliche Not. Woran unsere Gesellschaft krankt, ist ein falsches Wirtschafts- und Politiksystem. Wenn wir es schaffen, die Grundpfeiler der Französischen Revolution, ihren Bereichen entsprechend, umzusetzen, wird unser globales Zusammenleben wieder zukunftsfähig: Freiheit im Geistesleben (dazu gehört neben Wissenschaft, Kultur und Bildung auch die Gesundheit!), Gleichheit im Rechtsleben und Brüderlichkeit im Wirtschaftsleben. Wo hingegen Solidarität zur ethischen Norm erhoben wird, ist der totalitäre Staat nicht mehr fern. *Silke Roether, Aesch*

Null Beitrag

Nr. 43 – «Angst und Augenmass»
Editorial von Roger Köppel

Ich bin 79, also Hochrisikopatient. Eine Maske habe ich nie getragen und auch keine Abstände eingehalten. Am 17. Oktober ist meine Freundin aus Italien zurückgekehrt, wir haben uns normal begrüsst, und am 20. Oktober hatte ich dann typische Grippesymptome. Mein Immunsystem hat sofort das Zepter übernommen, alles rausgeputzt, und eine Woche später war ich wiederhergestellt. Wegen einer Grippe bin

ich noch nie zu einem Arzt gegangen, ausser für ein ärztliches Zeugnis für den Arbeitgeber. Wenn ich dem Bundesamt für Gesundheit Futter liefern möchte, müsste ich jetzt einfach zu einem Arzt gehen. Was der dann «herausfindet», ist voraussehbar und für mich nicht überprüfbar, da ich kein Labor habe. Wer weiss, vielleicht frisst mich das Virus doch noch auf. Bis dahin bleibt Corona für mich lediglich eine Biersorte. Dieses Theater hat aber eine real existierende weltumspannende Pandemie ans Tageslicht gebracht: eine hochgradige Geisteskrankheit. Und genau diese geistigen Nichtschwimmer rufen dann «Verschwörungstheorie», wenn jemand hinter dem harmlosen Virus andere Dinge vermutet. Wer wirklich profitiert, ist der staatliche Verwaltungsapparat: null Beitrag zum Brutto-sozialprodukt, keine Angst um den Lohn und jetzt noch Home-Office. So ein Leben hätte ich mir auch gewünscht. *Peter Michel, Sisikon*

Nötiger denn je

Nr. 44 – «Märtyrer der Republik»
Jürg Altwegg über islamistischen Terror in Frankreich

General Charles de Gaulle (1890–1970) hat sich zur Integration der Muslime in Frankreich geäussert: «Wenn diese Bevölkerungsgruppe hingegen Gutes tut, wird sie überall mit offenen Armen empfangen. Aber sie darf nicht zu uns kommen, um uns ihre Regeln aufzuzwingen.» Nötiger denn je sind seine Forderungen, wenn heute 40 Prozent der muslimischen Franzosen ihre religiöse und kulturelle Überzeugung über die Werte Frankreichs stellen. Präsident Macron hat kürzlich in einer bemerkenswerten Rede Klartext über die Integration des Islam in die französische Gesellschaft gesprochen. Seine Einschätzung gilt auch für uns. Die Enthauptung

von Samuel Paty ist ein barbarischer Akt, den eine freie pluralistische Gesellschaft mit aller Härte ahnden muss. *Roger E. Schärer, Trin Mulin*

«Jede wott ken Löli sii»

Nr. 44 – «Sehnsucht nach dem Führer»
Editorial von Roger Köppel

Die Durchschnittsbürger sind klüger als die *Superhirni* im Bundesrat und brauchen keine Führungsbefehle aus Bern? Die fidele Hochzeit in Schwellbrunn? Ahoi – lustig ist doch so eine Schifffahrt! Familien-Shopping mit Kind und Kegel? «Mami, wänn gömer hei?» – *da langsch der doch an Grind*. Ganz nach dem Motto: «Jubel, Trubel, fröhli sii, jede wott ken Löli sii». *Bruno Giacobbo, Trüllikon*

Gegendarstellung

Nr. 43 – «Schafft die Pro Helvetia ab»
Christoph Mörgeli über die Schweizer Kulturstiftung

Die *Weltwoche* schreibt unter Verweis auf einen Artikel in der *Sonntagszeitung*, der Zürcher Uni-Professor Philipp Theisoehn habe als Jurymitglied seinem Kumpel Christian Kracht einen Förderpreis zugesprochen. Pro Helvetia hält fest, dass Philipp Theisoehn beim Juryentscheid zum Werkbeitrag von Christian Kracht regelkonform in den Ausstand getreten ist. Pro Helvetia leistet Beiträge an Gesuchstellende gemäss der von Stiftungsrat und Bundesrat genehmigten Beitrags- und Geschäftsordnung. *Direktion und Geschäftsleitung der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Sean Connery (1930–2020)



Ostinato der Bond-Melodie: Monument Connery in «Dr. No».

Es ist die wahrscheinlich perfektste Einführung einer Figur in der Filmgeschichte: Wir befinden uns in einem Spielkasino in London. Am grünen Tisch wird *Chemín de fer* gespielt. Die Dame im roten Cocktailkleid verliert in Serie gegen den Bankhalter. Sie erkundigt sich nach dem Namen des unverschämten Glücklichen. Zuerst sieht man nur seine rechte Hand, sie zieht Baccarat-Karten aus dem Schlitten und klaubt anschliessend eine Zigarette aus dem Silberetui. Die Kamera schwenkt auf sein Gesicht. Er steckt sich die Zigarette an und murmelt: «Bond, James Bond.»

Genau sechzig Sekunden dauert diese Szene im ersten James-Bond-Film «Dr. No» (1962). Sie schuf, mit minimalem Aufwand und spärlicher Gestik, eine Ikone für die Ewigkeit. Nie aber wäre die Figur so erfolgreich geworden, hätte sie nicht der Schotte Sean Connery verkörpert. Und wahrscheinlich wäre Connery ohne Bond auch nie zu diesem Monument geworden, als das der am 31. Oktober Verstorbene nun gepriesen wird.

Mitternachtsblauer Smoking

Ursprünglich hätten die Produzenten die Rolle lieber mit Cary Grant oder Richard Burton besetzt. Die sagten jedoch ab. Ein Glücksfall, wie der erwähnte Kameraschwenk in die Totale offenbart: Nie zuvor hat ein Mann in mitternachtsblauem Smoking besser ausgesehen als Sean Connery. Zweifellos brachte er den Look

mit, verantwortlich für seine Garderobe aber war Regisseur Terence Young. Dieser führte das ehemalige Aktmodell zu seinem Schneider Anthony Sinclair in der Londoner Savile Row.

Aber es ist alleine Connerys Leistung und seiner Herkunft aus der schottischen Arbeiterklasse geschuldet, dass er das von Young verordnete Exoskelett immer wieder abstreifte und damit ironisierte. Als er sich der Dame in krudem schottischem Akzent vorstellt, macht er sich nicht die Mühe, die in seinem Mundwinkel im Rhythmus der Worte wippende Zigarette zu entfernen. Der so hängende Mundwinkel wird zum Gegenentwurf der *stiff upper lip* der englischen Oberschicht.

Sein unverschämtes gutes Aussehen, gepaart mit dem Umstand, dass er keinen Ehering trägt, signalisiert: Hier sitzt der Prototyp des Homo ludens am Spieltisch. Der Playboy ist sich des Glücks im Spiel und bei den Frauen gleichermassen sicher. «I admire your luck, Mr...?», erkundigt sich die Dame im roten Kleid. «Bond, James Bond.» Zwischen Name und Vorname legt Connery eine Pause ein – und exakt in jener Lücke setzt die chromatische Abfolge dreier Noten ein, die das Ostinato der Bond-Melodie ausmachen und Unheilvolles verheissen. Tatsächlich: Nachdem die Schöne die Limite erhöht hat, verliert sie auch dieses Spiel. Ihr Schicksal ist besiegelt, er hat sie besiegt, und sie wird deshalb in seinem Bett landen. Die Spielerin wird zur Gespielin.

Connerys Bond wurde in den frühen sechziger Jahren zum Ideal damaliger Männlichkeit. Welcher Mann hätte nicht James Bond sein wollen? Abwechslungsreicher Job, exotische Arbeitsorte, grosszügiges Spesenreglement, sportlicher Dienstwagen, hohe Promiskuität erwünscht, Heirat ausgeschlossen. Und schliesslich die «Licence to Kill», die so manches Problem zeitsparend aus dem Weg räumt.

Bond befreite den Mann – mindestens in dessen Fantasie – vom rigid-biedereren Moral- und Fleiss- und Verzichtskorsett der Nachkriegsgeneration. Connery wurde zu einem *role model* für die Emanzipation des Mannes von der ihm zugewiesenen Rolle des verantwortungsvollen Ernährers und Ehemanns – eine Alice Schwarzer mit umgekehrten Vorzeichen. Er zeigte den Weg aus den rostigen Fabrikatoren und muffigen Büros hinaus in eine aufregende Welt.

Immer fantastischer

Im Verlauf der ersten vier Bond-Filme spielte Connery diese Rolle immer besser, seine Abenteuer wurden immer fantastischer. Der Höhepunkt war «Goldfinger» (1964), der die Bond-Mania, die weltweite Begeisterung für den Libertin James Bond, auslöste. 1967 kam es zur Wende. In «You Only Live Twice» schien der erst 37-Jährige seltsam gealtert. Er hatte an Gewicht zugelegt, an Körperspannung verloren, und das Toupet konnte sein schütteres Haar kaum mehr verbergen.

Im selben Jahr feierten die Hippies den «Summer of Love». Obwohl sie punkto Ablehnung des bürgerlichen Lebens durchaus eine Gemeinsamkeit mit der von Connery interpretierten Figur aufwiesen, waren sie in anderer Hinsicht ihr exakter Gegenentwurf: ungewaschen, verfilzt, zugegröht, friedfertig. Das Krude verdrängt das Sophistizierte.

1971 kam Connery mit «Diamonds Are Forever» zurück. Es wurde nicht besser, im Gegenteil. Zwei Jahre später übernahm Roger Moore. Connery konnte das nur recht sein. Er soll die Rolle gehasst haben. Die Menschen auf der Strasse hatten ihn nur noch mit dem Namen der Figur angesprochen. Aber er war selber schuld. Seine *opening line* war schliesslich: «My name is Bond, James Bond.»

Peter Wälty

Steffen Appel und Peter Wälty: The Goldfinger Files. Steidl, 192 S., Fr. 49.90

Messen ohne Rücksicht auf Verluste

Schnelltests erhöhen die Fehleranfälligkeit und die Kosten der Corona-Politik.



Seit Wochenbeginn erlaubt der Bundesrat in der Schweiz Antigen-Schnelltests zur Entdeckung von Corona, auch ausserhalb von bewilligten Labors. Diese Verfahren sollen bereits innerhalb von fünfzehn bis zwanzig Minuten ein Testergebnis liefern, während es bei den bisherigen PCR-Tests bis zu 48 Stunden dauert. Die Behörden forcieren eine massive Ausweitung der Testkapazitäten und versprechen sich von Schnelltests grosse Vorteile: Es «können mehr Menschen getestet werden, und der Zugang zur Testung wird erleichtert. Es können somit mehr positive Fälle nachgewiesen werden, und die betroffenen Personen können sich schneller in Isolation begeben.» Die Verfügbarkeit von Antigen-Schnelltests werde sich nun laufend vergrössern. Das tönt nach zielgerichteten Massnahmen, um Klarheit zu gewinnen.

Aber es könnte sein, dass es auf das Gegenteil hinausläuft. Alle Tests haben Fehlerquoten, bei den Covid Standard Tests liegen diese zwischen 0.5% und 4%, ganz genau weiss man das nicht. Das BAG räumt ein, die Antigen-Schnelltests würden weniger verlässliche Resultate liefern als die bisher üblichen PCR-Tests. Aber welche Auswirkungen Messfehler haben können, wird nicht zum Thema gemacht. Anton Gunzinger, Professor für Informationstechnologie an der ETH Zürich und Gründer der Firma Supercomputing Systems, hat schon früh kritisiert, dass das Testen zu wenig systematisch erfolge und die Qualität der Messdaten nicht genügend überprüft werde; es fehlten systematische Fehleranalysen. Problematisch sind ja schon die heute aktuellen PCR-Tests. Nehmen wir an,

dass sie in gut 2 Prozent der Fälle fälschlicherweise «positiv» anzeigen. Das sieht zunächst nach Genauigkeit aus, aber je mehr man testet, desto grösser wird dabei die Zahl der «falsch positiven» Resultate im Verhältnis zu den echt Infizierten. Bisher wurden über zwei Millionen Personen getestet, bei 2 % Fehler wären rund 40 000 «falsch positiv» und Gunzinger hält es für möglich, dass von den gut 180 000 Positivresultaten fast ein Viertel unkorrekt ist. Und das Gewicht der «falsch positiven» Ergebnisse nimmt bei Ausweitung des Testens zu.

Wenn jetzt noch die Schnelltests mit ihrer höheren Fehleranfälligkeit hinzukommen, wird das Problem vervielfacht. Was tun, wenn falsche Alarme bald häufiger sein werden als die echten Warnungen? Gunzinger empfiehlt etwa, positive Fälle zur Sicherheit ein zweites Mal zu testen, findet aber kein Gehör. Trotz Ungewissheit werden also belastende Quarantänebefehle erlassen, die zudem als fragwürdig entlarvt wurden. Und der Bund legt keine sorgfältige Fehleranalyse des Testens vor, obwohl die Folgen der Politik extrem teuer sind. Test-Center werden nicht systematisch durch Blindtests überprüft, die Covid-Task-Force bleibt still.

Forbo wie Tesla

Der Unternehmer Elon Musk erhält für seinen Erfolg als Konzernchef des Elektroautokonzerns Tesla Aktienoptionspakete, die ihm rund zehn Milliarden Dollar bringen. Das ist sein Lohn, ein Fixgehalt oder vereinbarte Bonuszahlungen erhält er nicht. Gemessen wird Musk an Marktkapitalisierung sowie an operativen Leistungen wie Umsatz und Ge-

winn. Das sei eben Amerika, seufzen jetzt einige, in Europa dagegen klammerten sich alle Manager an feste Lohn- und Boni-Zusagen. Stimmt nicht, in der Schweiz hängt eine industrielle Erfolgsgeschichte mit einem lohnlosen Engagement zusammen. Beim Forbo-Konzern kam 2018 Verwaltungsratspräsident This E. Schneider auf einen Aktienanteil über der Meldegrenze von 3 Prozent, den er im Laufe seiner Karriere erarbeitet hat. Schneider trat 2004 als Konzernchef an und half, Forbo aus strategischer Orientierungslosigkeit zu befreien und im Geschäft mit Bodenbelägen und Transportbändern die Disziplin und Ertragskraft eindrücklich und mit Ausdauer zu steigern – kräftig unterstützt durch den Grossaktionär und Franke-Eigentümer Michael Pieper. 2006 wurde Schneiders Entlohnung auf Aktien umgestellt; das verband sein Vermögen enger mit seinem Job und dem Schicksal der Firma, als es raffinierte Bonusmodelle können.

Günstiger Staat

Es tönt wie eine Wohltat: Unter dem Titel «Gebühren meistens tiefer als Kosten» meldet die Bundesverwaltung, die Gebühren für staatliche Leistungen seien meist niedriger als die entstehenden Kosten. Die Bezüger kommen scheinbar günstig weg, aber eigentlich bezahlen sie den Rest über Steuern. Man kann das als harmlos einstufen, weil das ja klar sei. Aber oft geht dabei vergessen, dass die Verwaltung mit Discount-Gebühren den Konsum der Leistungen anheizen kann und dadurch willkommene Gelegenheiten findet, um ihr Angebot und ihr Budget unbemerkt auszuweiten.

LITERATUR UND KUNST

Die Hinterfragung,
was ein Mann ist, begann
mit der Industrialisierung.
Beatrice Schlag, Seite 62

Herausgegeben von Daniel Weber



Drängen aus dem Untergrund.

Jackson Pollock, Mural, 1943 – Draussen waren Krankheit, Tod und Krieg, aber das interessierte den Maler nur wenig. Er lebte und, das ein wenig mehr, starb jeden Tag vor dieser monströsen Leinwand. Sie war so gross, dass er in seinem Atelier eine Wand einreissen musste, damit sie Platz hatte: 2,5 mal 6 Meter.

Sie schien zu gross für ihn. Er begann wieder mit dem Trinken, nach drei Jahren Therapie, in denen er nach jungschier Manier hinabgetaucht war in das eigene Unsichtbare, das sich hin und wieder in Träumen zeigt. Drei Jahre lang hatte er gehofft, sich selbst kennenzulernen, aber vor dieser Leinwand verlor er sich wieder.

Die Leinwand blieb hell, mit jedem Blick darauf verdüsterte sich sein Gemüt etwas mehr, die Depressionen kamen zurück wie eine zerstörerische Welle, also trank er noch mehr in der Hoffnung, in sein Unbewusstes zu rauschen, wo das Bild unfassbar trieb, hin zu dieser dunklen Materie der Seele, dieses Sammelbeckens des je Ge- und Erlebten und Gefühlten, dieses unsichtbaren Archivs der Existenz und des Existenziellen.

Drei Wochen lang ging das so, Millionen von kleinen Ewigkeiten. Dann begann er, Farbe auf die Leinwand zu spritzen und zu malen. Irgend- ein Es malte mit ihm. Es war ein Urknallen des Unbewussten, das zu einem Panoptikum der

Qualen und der Freuden, der Freiheit und Gefangenschaft, der Zärtlich- und Gewalttätigkeit, der Schönheit und des Gemetzels, des Dämonischen und Engelhaften wurde. «Mural» machte dunkle Materie sichtbar und Pollock zum Genie. Er hörte auf mit dem Trinken und wechselte zu Antidepressiva, dreizehn Jahre nach «Mural» starb er 44-jährig bei einem Autounfall.

«Mural» hängt vergessen in einem Kunstmuseum der Universität von Iowa, es scheint fast so, dass es ins Unbewusste zurückgekehrt ist, dieses Mahnmal, dieses Plädoyer wider den Trugschluss, dass der Mensch sich je selbst ganz fassen und verstehen könnte. *Michael Bahnerth*

«Ja, es gibt das Glück des Lesens»

Sein Instinkt für erfolgreiche Bücher ist legendär. Er hat Hanser zu einem der wichtigsten Verlage gemacht: Michael Krüger über das Lebenselixier Literatur.

Pia Reinacher

Weltwoche: Michael Krüger, kaum hatten Sie erfahren, dass Sie Leukämie haben, brach die Corona-Krise aus. Seitdem leben Sie abgeschieden in Ihrem Holzhaus am Starnberger See, weil jeder Kontakt mit dem Virus Sie in Gefahr bringen würde. Wie geht es Ihnen?

Krüger: Mir geht es sehr gut. Ich habe mich statt einer Chemotherapie einer Tablettenkur unterzogen, die gottlob geräuschlos und geschmacklos über die Bühne oder durch den Leib geht. Da ich die mich betreuenden Ärzte für hervorragende Koryphäen halte, habe ich mich auch kaum mit der Krankheit beschäftigt – ich wollte nicht zum Besserwisser werden, sondern lieber demütig die Dinge auf mich zukommen lassen. Durch Wikipedia ist jeder Kranke zu einem Arzt geworden, das kann auf die Dauer nicht gutgehen.

Weltwoche: Wie sieht Ihr Alltag aus?

Krüger: Ich lebe mit meiner Frau in einem schönen kleinen Holzhaus über dem Starnberger See. Wenn ich hinter dem Haus den Hügel hinauf zum Bismarck-Denkmal gehe, kann ich von Innsbruck bis zum Bodensee die Bergkette bewundern, und zu Füßen liegt der Starnberger See, ein Juwel. Er gehört tatsächlich zu grossen Teilen der Bevölkerung und nicht nur denen, die zufällig eine Villa am See geerbt haben. Wenn ich Zeit hätte, würde ich gerne das Gesicht des Sees bei unterschiedlicher Beleuchtung, bei verschiedenen Wetterverhältnissen und Jahreszeiten beschreiben, aber das müssen andere machen.

Weltwoche: Die meisten Menschen würden das Alleinsein nicht aushalten. Fun, Events, eine galoppierende Vergnügungssucht bestimmen das kollektive zeitgenössische Lebensgefühl. Wie ertragen Sie die Isolation?

Krüger: Eigentlich vermisse ich nur die Freunde. Im Sommer haben wir uns noch auf der Terrasse treffen können, wenn auch selten genug, weil man keinem zumuten will, eigens hier herauszufahren, um sich in gehörigem Abstand anzuschreien. Aber es war natürlich ein gutes Training für die Zeit, die auf uns zukommt. Wir haben wohl noch nicht recht begriffen, wie die Welt aussieht, die von Viren

und anderen Mikroorganismen beherrscht wird. Vor einigen Jahren haben wir noch gelacht, wenn von der Chaosforschung behauptet wurde, ein hiesiger Schmetterling könne in Südamerika ein Erdbeben auslösen. Das hatte sogar ästhetische Konsequenzen, weil bestimmte Linearitäten und Ordnungssysteme in Frage gestellt wurden. Aber wenn heute ein auf einem fliegenden Hund in China entdecktes Virus das Herzstück des deutschen Kapitalismus zerlegt, nämlich die Autoindustrie, da vergeht einem das Lachen, selbst wenn man bekennender Grüner ist. Man vergisst schnell, was man sonst noch machen wollte.

Weltwoche: Wie verbringen Sie den Tag?

Krüger: Sie werden lachen: Ich lese, schreibe und gehe spazieren, ab acht sehe ich Nachrichten und versuche danach, keine Talkshow anzusehen, weil ich alle Gesichter schon kenne und die Argumente sowieso. Manchmal sehe ich alte Filme, gerade Truffaut. Oder Tierfilme. Und wenn ein besonders nettes Tier von

«Ich glaube, die meisten schummeln, wenn sie sagen, was sie alles gelesen haben.»

einer überhaupt nicht netten Schlange oder einem bösen Löwen aufgefressen wird, gehe ich so lange in die Küche und trinke ein Bier. Gott sei Dank wird pro Film nur ein Tier aufgefressen. Und ich lese Bücher. Gerade habe ich zwei Hans-Blumenberg-Bios gelesen und eine Walter-Benjamin-Bio, jetzt kommt Flaubert dran. Und viele Gedichte. Ich staune immer, wie wenig ich gelesen habe, obwohl ich mein ganzes Leben lang gelesen habe. Ich glaube, die meisten schummeln, wenn sie sagen, was sie alles gelesen haben. Wenn ich an einem langen Abend vierzig Seiten schaffe, dann ist das viel. Also habe ich auch geschummelt, wenn ich sage, ich hätte zwei Blumenberg-Bios gelesen...

Weltwoche: Literatur war immer Ihr Lebenselixier. Was fasziniert Sie daran?

Krüger: Ja, die Faszination für Literatur bleibt mir. Das hat wohl auch damit zu tun,

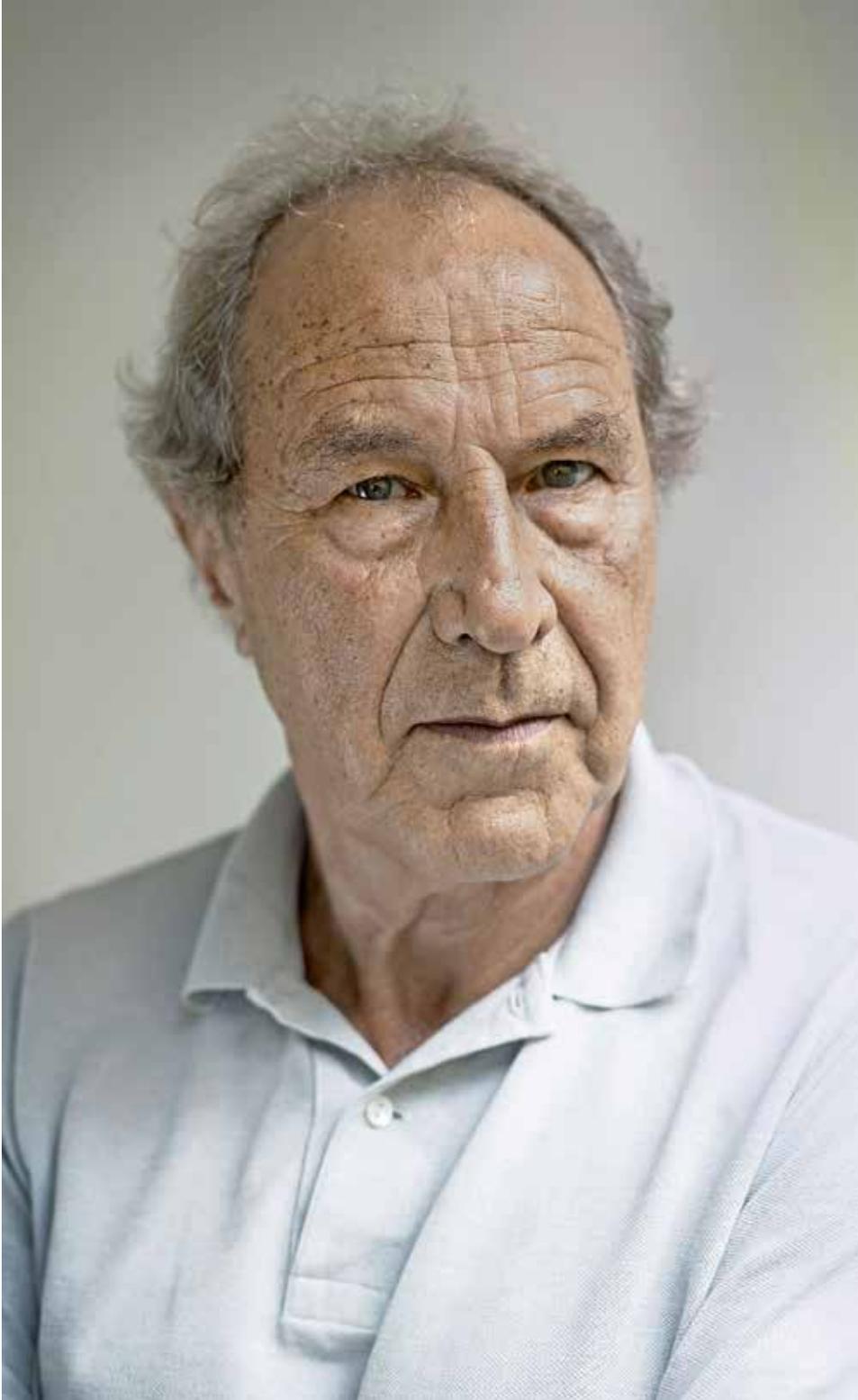
dass ich zwar gerne Musik höre, aber technisch zu wenig davon verstehe, leider, so dass sie mir nicht alle Zeit raubt, weil ich zu wenig vergleichen kann. Durch Museen und Galerien kann ich im Moment auch nicht gehen, also spart das auch Zeit. Mit den technischen Dingen habe ich mich auch zu wenig beschäftigt, und jetzt ist es zu spät. Als die beiden Forscherinnen den Chemie-Nobelpreis gewonnen haben, habe ich alles, was ich kriegen konnte, über die Gen-Schere gelesen, ich weiss jetzt, was das ungefähr ist, aber noch lange nicht, was es bedeutet. Ähnlich erging es mir mit dem wunderbaren Physiker und seinen schwarzen Löchern. Es ist nicht so einfach, sich eine Masse als Loch vorzustellen. Aber ich bin nie verzweifelt, wenn ich mich mit Gedichten beschäftige, in denen es ja nur so von schwarzen Löchern und Gen-Scheren wimmelt. Auf jeden Fall trifft der dumme Spruch auf mich zu: Je älter man wird, desto dümmer wird man, auch wenn man weiser wird.

Weltwoche: Was bringen einem Bücher?

Krüger: Literatur ist ja nun wirklich komplexer, schöner und anregender als eine Fernsehsendung, bei der Menschen sich alle Mühe geben, so zu tun, als seien sie intelligent. Ich habe eine mir noch nicht bekannte Übersetzung von Teilen des «Canzoniere» von Petrarca gelesen, zusammen mit dem Original, weil meine Erinnerungen des Altitalienischen nicht mehr viel hergeben, und nach zwei Stunden hatte ich mich erholt! Wenn ich zwei Stunden Fernsehen schaue, bin ich reif fürs Narrenspital.

Weltwoche: Trotzdem scheint Literatur als Welterklärungsmodell ausgedient zu haben, der Bücherkauf ist eingebrochen. Woran liegt das?

Krüger: Selbstverständlich weiss Wikipedia mehr über die Welt, aber Literatur weiss etwas anderes. Warum das nicht mehr gelten soll, weiss ich nicht. Ich meine aber, dass es nicht schaden könnte, wenn alle sich ein wenig mehr mit Literatur beschäftigen würden. Beispiel: Ich habe im Moment mit vielen syrischen und arabischen Autoren zu tun, die bei uns im Exil leben und denen ich zu Übersetzungen und Publikationsmöglichkeiten ver helfe. Für diese



«Peter von Matt ist einer der besten Schriftsteller der Schweiz»: Verleger-Genie Krüger.

Menschen ist es nicht nur selbstverständlich, dass sie die arabische Literatur kennen, es ist oft auch die einzige Habe, die ihnen geblieben ist. Solche Menschen braucht das Land – und nicht die dumpfen, dummen Rechten, die von deutscher Kultur faseln und Donald Duck nicht von Dante unterscheiden können. Ein AfDler hält Hölderlin für ein gutes deutsches Waschmittel.

Weltwoche: Haben Sie ein Rezept dagegen?

Krüger: An den Verlegern liegt es nicht. Ich bin jedes Jahr wieder erstaunt, wie viele in-

teressante Bücher verlegt werden, Literatur, Sachbuch und Wissenschaft, wie viele ältere Dinge neu und strahlend übersetzt werden, es ist wirklich toll. Es gibt zu wenig Leser, das ist die Tragödie. Das liegt natürlich an den Schulen – nicht oder nur zu einem kleinen Teil an den Lehrern. Das pandemische (um dieses Wort auch einmal zu gebrauchen) Lesen, wie wir es seit knapp 300 Jahren kennen, war eine Er rungenschaft des Bürgertums. Dieses Bürger tum hat heute andere Interessen. Bildung als

solche ist nicht besonders en vogue. Wenn Sie in Ihre Bewerbung als Bankmitarbeiter oder in einem Industrieunternehmen unter Freizeitbeschäftigungen schreiben: «Stefan Georges Gedichte oder Gotthelfs Erzählungen, und wenn die Zeit reicht, höre ich Luigi Nono», haben Sie weniger Chancen, als wenn Sie schreiben: «Ich versuche in hässlicher Sportkleidung mit dem Fahrrad die Berge hinaufzufahren, um meine Belastbarkeit zu prüfen und die Spaziergänger zu erschrecken.» Das ist so. Deshalb wird nun die Welt unter Spezialisten aufgeteilt, und ein Spezialist ist für Literatur zuständig.

Weltwoche: Welche Bücher lesen Sie?

Krüger: Wie gesagt: viele Gedichte, viel Essayistisches und Philosophisches. Gerade habe ich das Tagebuch von Ivo Andric gelesen, dessen Romane ich früher gelesen und geliebt habe, das hat dazu geführt, dass ich mir aus der Stadt die Tagebücher von Peter Handke, auch ein Andric-Leser, habe bringen lassen – hier im Holzhaus sieht es zwar wie in einer von einem Hurrikan verwüsteten Bibliothek aus, aber es sind eben nur ein paar hundert Bücher, die ich in diesem Jahr gelesen habe – hm! Nun werde ich also wieder seine Tagebücher lesen. Auch die Bücher mit der philosophischen Prosa von Botho Strauss kann ich immer wieder lesen, dann lese ich ein Buch zur Entstehung der Bibel von Konrad Schmid und Jens Schröter und das letzte Buch von Roberto Calasso über die himmlischen Jäger. Daneben die neuen Gedichtbände von Marion Poschmann und Esther Kinsky und nun auch wieder vermehrt Louise Glück. Und eines der schönsten Bücher über Zürich habe ich gelesen, Guido Morsellis «Dissipatio humani generis», und daraufhin hat mir mein Freund Reto Hänni seinen Roman «Sturz» geschickt.

Weltwoche: Was sind für Sie die «Giganten» der Literatur, Texte ohne Verfalldatum?

Krüger: Es müssen ja viele Momente zusammenkommen, um aus einem Buch ein Werk der Weltliteratur werden zu lassen. Selbst Cervantes hat mit seinem nicht immer besonders eleganten und sehr langen «Don Quijote» ein Stück Weltliteratur hingelegt, das wahrscheinlich ausser von Spaniern, die es müssen, von wenigen gelesen wird. Und dennoch «bleibt» es natürlich in der Geschichte des Romans ein Meisterwerk. Das wird man von der Bibel ja wohl auch sagen dürfen. Gibt es etwas Schöneres als die Psalmen? Ich halte nicht viel von einem Kanon. Jeder soll sich seinen eigenen Kanon erlesen, und wenn dann entweder Dostojewski oder Tolstoi vorkommen, ist das auch gut. Zola oder Hugo? Bleiben müssen natürlich die 300 Gedichtbände von Giuseppe Ungaretti bis Goethe.

Weltwoche: Auf welche Autoren, die Sie verlegt haben, sind Sie besonders stolz?

Krüger: Eigentlich liebe ich alle Bücher, die bei Hanser verlegt wurden. Natürlich kann

nicht jeder Autor ausschliesslich Meisterwerke schreiben, das gilt auch für Goethe und Thomas Mann und alle anderen. Aber ich liebe auch viele Bücher, die keine Meisterwerke sind. Nicht jedes Buch von Simenon ist ein Meisterwerk, und trotzdem war ich nie enttäuscht, wenn ich wieder einen seiner Romane in die Hände bekam – wieder ein Abend weg, aber ohne Reue. Die Tragödie unserer Zeit ist ja, dass so viele fürchterlich schlechte Bücher sich breitmachen, der sekundäre Mist. Während gute Bücher über Bücher viel zu selten gelesen werden. Es vergeht zum Beispiel kein Monat, ohne dass ich in den Büchern von Peter von Matt lese, einem der besten Schriftsteller der Schweiz.

Weltwoche: Gibt es Dinge, die man in den grossen Romanen über das Leben lernen kann?

Krüger: Ich bin felsenfest davon überzeugt, dass man etwas über das Leben gelernt hat, wenn man Dostojewskis «Aufzeichnungen aus einem toten Haus» gelesen hat. Dann kann einen nicht einmal Putin erschrecken.

Weltwoche: Ist die Kulturtechnik des Lesens nicht überholt?

Krüger: Ob sie überholt ist, kann ich nicht sagen, das weiss man immer erst hinterher, wenn es zu spät ist. Vielleicht erholt sie sich jetzt, wenn die Menschheit mehr Zeit in der Bude verbringen muss, alle Computerspiele gespielt sind, man sich nichts mehr zu sagen hat ausser dem allgemeinen Geschimpfe. Vielleicht greift sich jetzt einer Peter Bichsels gesammelte Geschichten oder den Roman «Canto» von Paul Nizon oder die Gedichte von Emily Dickinson in der Übersetzung von Gunhild Kübler und entdeckt das Lesen als eine Möglichkeit, mit sich selber ins Gespräch zu kommen. Wer weiss!

Weltwoche: Bieten Bücher vor allem Ablenkung, Vergnügen, Belehrung? Oder gibt es für Sie das einfache Glück des Lesens?

Krüger: Ja, es gibt das Glück des Lesens! Man muss nur eine gute Buchhandlung aufsuchen, und schon nach vier oder fünf Nieten hat man ein Buch in der Hand, das einen nicht mehr loslässt. Ich war vierzehn Jahre alt, als ich per Anhalter über Paris in die Bretagne gefahren bin. In Paris habe ich bei einem Bouquinisten einen Roman von Joseph Roth gefunden und im Stehen über mehrere Stunden fast ausgelesen. Damals waren die antiquarischen Bücher noch nicht eingeschweisst. Als der Buchhändler am Abend nach Hause gehen wollte, hat er mir das broschiierte Buch einfach geschenkt, damit ich es wirklich auslesen konnte. Es war der Roman «Die Flucht ohne Ende», mit Sicherheit kein Meisterwerk, aber ein tolles Buch mit einem wahrhaft grossartigen Schluss – zehn Sätze über das Alleinsein, die Einsamkeit. Ich habe es tränenüberströmt zu Ende gelesen, aber eben voller Glück.

Weltwoche: Viele suchen in den Büchern eine Art Überlebenshilfe.

Michael Krüger

Geboren 1943 in Wittgendorf, Sachsen-Anhalt. Die ersten Jahre verbrachte er auf dem Bauernhof der Grosseltern in Wittgendorf. Nach dem Abitur in Berlin absolvierte er eine kombinierte Lehre als Verlagsbuchhändler und Buchdrucker. 1962 – 1965 arbeitete er als Buchhändler im Londoner Nobelkaufhaus Harrods.

Seine Karriere als Verleger begann mit der Anstellung als Lektor beim Münchner Carl Hanser Verlag. 1986 übernahm er die Leitung des Literaturverlags, 1995 wurde er Geschäftsführer. Unter seiner Regie avancierte Hanser zu einem der erfolgreichsten deutschen Verlage. Im Laufe der Jahre kamen zum Verlagsimperium der Kinderbuchverlag, der Zsolnay-Verlag, der Deuticke-Verlag sowie Sanssouci und Nagel & Kimche dazu.

Michael Krüger gilt seit dem Tod des Suhrkamp-Verlegers Sigfried Unseld als letzte auratische Verlegerfigur Deutschlands. Es gelang ihm, ein verlegerisches Repertoire aufzubauen, das einzigartig dasteht. Und er ist ein Doppeltalent: Er schreibt selber Romane und Erzählungen, vor allem aber Lyrik; zuletzt publizierte er «Mein Europa. Gedichte aus dem Tagebuch» (2019). Mit 70 übergab er den Verlag seinem Nachfolger Jo Lendle.

Krüger: Was die Überlebenshilfe betrifft, kann man ja in den einschlägigen Büchern aus den deutschen Konzentrationslagern nachlesen, welche Bedeutung sie hatte. Die gerade verstorbene Ruth Klüger hat beschrieben, wie ihr das Memorieren deutscher Gedichte geholfen hat, und diese Bemerkungen finden sie

«Die Tragödie unserer Zeit ist ja, dass so viele fürchterlich schlechte Bücher sich breitmachen.»

überall dort, wo Menschen eingesperrt waren, von Primo Levi bis Robert Antelme.

Weltwoche: Sie haben den Hanser-Verlag zu der Referenzadresse für Belletristik, Lyrik und Sachbücher gemacht. Was hat Sie angetrieben? Was war Ihr Rezept?

Krüger: Die einfachste Regel lautet: Verlege nie ein Buch, das du nicht selber gelesen und für gut, halbwegs gut oder gerade noch gut gehalten hast. Und: Umgebe dich mit Mitarbeitern, die klüger sind als du und mehr wissen.

Weltwoche: Gelesen wird weniger, geschrieben offenbar mehr denn je. Warum eigentlich?

Krüger: Das gilt vor allem für Poesie. Es ist unfassbar, wie viele Gedichte heute geschrieben werden! Während wir hier sitzen und reden, werden in tausend Dachkammern und Villen, an Tischen in Gasthäusern und unter dem Lindenbaum Gedichte geschrieben. Das ist tatsächlich so. Offenbar ist das Gedicht für viele Menschen immer noch das Symbol für die Unverletzlichkeit des Subjekts: ein Gefühl, das von keiner anderen Institution mehr erfüllt wird. Nicht von der Kirche, der Gewerkschaft, den Parteien, aber auch nicht mehr von der Familie, der Schule et cetera. Man muss es selber tun. Man muss ausprobieren, ob man das Innerste in wenigen Worten ausdrücken kann, wie man es bei Rilke oder Gottfried Benn oder Alexander Xaver Gwerder gelesen hat. Man will das Innerste, das, was einen ausmacht, nicht verlieren. Ganz egal, ob es gedruckt wird oder nicht: Das ist meins, und wenn es geschrieben steht, kann es nicht ausradiert werden. Nur Pech, wenn innen nichts ist, dann wird es ein Gedicht über die Leere.

Weltwoche: Wie ist es Ihnen gelungen, aus der Flut der zugeschickten Manuskripte die richtigen herauszufischen?

Krüger: Der Erfolg von Hanser rührte daher, dass eine kleine Gruppe von Menschen sich für gute Literatur interessiert hat. Tatsächlich kam es weniger auf den Quatsch mit Sauce an, der um mittelmässige Bücher gerne veranstaltet wird, sondern auf die Bücher selber. Dass auch vieles von dem, was wir damals gemacht haben, heute vollständig vergessen ist, gehört zum Lauf der Zeit. Heute hat man Angst, dass Bücher vom Frühjahr schon im Herbst keiner mehr kennt.

Weltwoche: Unter Ihrer Ägide konnten Sie wie kaum ein anderer Verlag Nobelpreisträger an das Haus binden, etwa Seamus Heaney, Orhan Pamuk, Herta Müller, Tomas Tranströmer und zuletzt Patrick Modiano oder Svetlana Alexijewitsch. War das Zufall?

Krüger: Ach, die Nobelpreisträger, Amartya Sen gehörte dazu. Ich habe immer im August, wenn die Umsätze hinken, gesagt, jetzt muss schleunigst der Nobelpreis her, sonst sind wir platt. Und dann hatte die Schwedische Akademie ein Einsehen.

Weltwoche: Warum sind Klassiker eigentlich Klassiker?

Krüger: Die beste Definition des Klassikers stammt von Italo Calvino: Klassiker sind Bücher, von denen man sagt: Ich lese gerade mal wieder ... Und jetzt ist der wunderbare Calvino selber ein Klassiker. Eben noch habe ich mit ihm auf seiner Terrasse beim Pantheon gegessen ...

Weltwoche: Etliche Schweizer Autoren verdanken ihre Beachtung der Förderung durch Sie und den Hanser-Verlag. Welcher Schweizer Autor ist für Sie warum wichtig?

Krüger: Wir hatten viel zu wenige Schweizer Autoren im Programm, deshalb haben wir vor etlichen Jahren den Verlag Nagel & Kimche erworben, in dem nicht nur eine Reihe von sehr guten zeitgenössischen Autoren verlegt wurde, sondern auch eine Serie existierte für die grossen Schweizer Literaten, die von Peter von Matt betreut wurde, wo wir viele vergessene Meisterwerke mit schönen Nachworten auflegten, von Otto F. Walter bis Adel-

«Populismus, Rassismus, Verblödung in Europa lassen sich nicht mit Gedichten aufhalten.»

heid Duvanel, von Kellers «Martin Salander» bis Jakob Schaffner. Die zeitgenössischen Autoren – von Charles Lewinsky bis Lukas Hartmann – haben sich andere Verlage suchen müssen und wohl auch gefunden, nachdem der Verlag vor einigen Jahren wieder verkauft wurde. Aber auch die Hanser-Autoren aus der Schweiz sind unvergessen, von Curt Paul Janz, dessen dreibändige Nietzsche-Biografie wir verlegt haben, über Martin Dean, Hanna Johansen, Rolf Lappert und Peter Utz bis zu dem schon erwähnten Peter von Matt oder Martin Meyer, dessen essayistisch-kritisches Werk

wir betreut haben. Die Schweizer Literatur ist so wunderbar reich, wenn man alle Sprachen zusammennimmt. Man muss sich nur das Poesieprogramm des Limmat-Verlags anschauen – und kaufen! –, dann hat man einen guten Vorrat Bücher für den Winter!

Weltwoche: Gibt es Ihrer Ansicht nach eine typische Schweizer Literatur, oder hat diese Zuordnung in Zeiten der Globalisierung ausgedient?

Krüger: Ja, es gibt eine spezifisch schweizerische Literatur. Aber es gibt Menschen, die geeigneter sind, sie zu definieren. Wie man Frisch, Dürrenmatt, Muschg und Bichsel und Cendrars, Jaccottet und Leo Tuor unter ein begrifflich stabiles Dach kriegt, unter dem auch noch Ludwig Hohl, Lukas Bärfuss und Robert Walser und all die andern Platz haben, das müssen die jüngeren Literaturwissenschaftler besorgen.

Weltwoche: Was halten Sie von Unterhaltungsliteratur? Heute schielen Verleger auf Bestsellerlisten, weil sie hohe Auflagen bringen, es kann auch recht Triviales darunter sein. Ist das gut oder schlecht?

Krüger: Es gibt eine bestimmte Unterhaltungsliteratur, die tatsächlich zwar nicht überall, aber in den westlichen kapitalistischen Ländern funktioniert. Das ist der grosse

Vorteil der angelsächsischen Unterhaltungsliteratur, dass sie nicht nur ein paar hundert Millionen potenzielle Leser in der Originalsprache hat, sondern auch noch überall sonst gerne gelesen wird. Man kann ja inzwischen lernen, wie man solche Romane schreibt, und es wird nicht mehr lange dauern, bis man bestimmte Zutaten festlegt und die Romane dann über Algorithmen schreiben lässt. Man erkennt diesen Mist übrigens ganz leicht an der aufgedruckten Werbezeile: «Der schönste Roman, den ich in letzter Zeit gelesen habe.»

Weltwoche: Wie sehen Sie die Zukunft des Buches?

Krüger: Ich habe keine Sorge, dass das Buch verschwindet. Natürlich kann man die Bibel oder Rousseau oder Jaccottet auch auf dem Computer lesen, wenn man es lieber hat. Aber warum sollte man, wenn es die schönen Bücher gibt? Es gibt dringendere Probleme auf der Welt. Populismus, Rassismus, Verblödung in Europa lassen sich leider nicht mit Gedichten aufhalten. Von den noch grösseren Problemen ganz zu schweigen. Stellen Sie sich mal vor, Präsident Trump müsste die Gedichte von Louise Glück lesen oder Herr Orbán die Bücher von Péter Nádas – die würden tot umfallen. Die wissen schon, warum sie sich nicht mit Kultur beschäftigen.

Was macht ein Start-up nach 123 Jahren? Weiter.



Betriebsmitarbeiter Fernando Cruz auf Zeitreise in der Stanzerei von Müller AG Verpackungen anno 1939.

1897 gründete Ernst Müller in Kleinhüningen seine eigene Spenglerei. Er begann Dosen und Fässer zu produzieren und hörte nicht mehr auf damit. Heute sind die Müller-Fässer begehrte Behälter für den sicheren Transport von gefährlichen und anspruchsvollen Gütern. In den Fabrikhallen stanz und formt nun schon die fünfte Generation Feinblech und Edelstahl. Seit 84 Jahren mit dabei: Swiss Life. Wir begleiten die Müller AG Verpackungen durch alle Höhen und Tiefen und unterstützen sie dabei, weiterhin selbstbestimmt entscheiden zu können. Müller AG Verpackungen und Swiss Life – seit Generationen gemeinsam am Start.

Selbstbestimmt leben.

Weltwoche Nr. 45.20

SwissLife 

Staatsmann wider Willen

Jürg Altwegg

Hanspeter Born: Staatsmann im Sturm.
Pilet-Golaz und das Jahr 1940.
Münsterverlag. 540 S., Fr. 36.90

Hanspeter Born: Politiker wider Willen.
Pilet-Golaz – Schöngeist und Pflichtmensch.
Münsterverlag. 520 S., Fr. 36.90

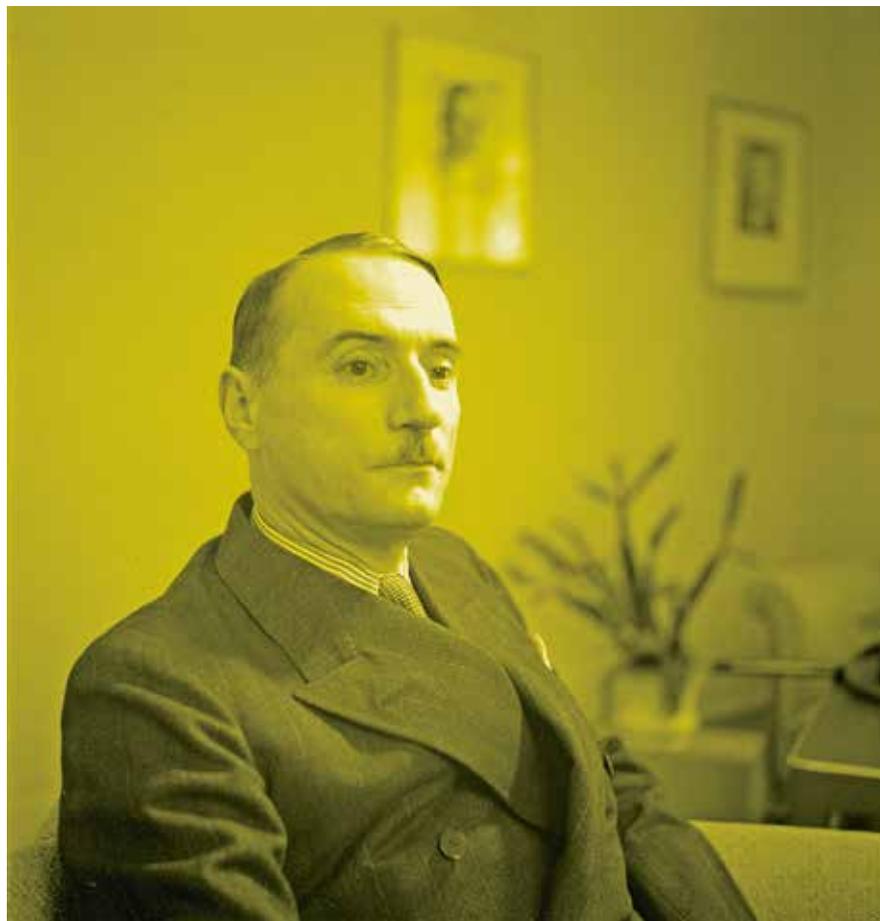
Hanspeter Born, der an Shakespeare – über den er promovierte – geschulte Journalist und Historiker, ist ein Meister der dramatischen Inszenierung: «Seit 5 Uhr 45 wird jetzt zurückgeschossen», lautet der letzte Satz seines neuen Buchs. Dessen Fortsetzung, die man besser als mit Hitlers Kriegserklärung nicht ankündigen kann, ist tatsächlich schon zuvor – im Frühling – erschienen. Born beschreibt darin das erste Jahr des Zweiten Weltkriegs, in dem sein Held Marcel Pilet-Golaz, Bundespräsident, der lieber Schauspieler geworden wäre, die schwierigste Rolle seines Lebens spielte.

Jetzt folgt dem grossen Auftritt der Aufstieg des Helden bis zur politischen Bewährungsprobe. Die Dramaturgie der Veröffentlichung ist nicht nur der Agenda des Erinnerns an 1940 geschuldet. Ohne Pilet-Golaz' Doppelrolle als Landsvater und Aussenminister, über die von der Geschichte bereits ein Urteil gefällt wurde, würde sich niemand für den «Schöngeist und Pflichtmenschen» aus der fernen, fremden Westschweiz interessieren. Der Biograf tut es mit Leidenschaft. Tatsächlich gelingt es ihm, auch den Leser für seine Figur zu begeistern.

Hanspeter Born, langjähriger Redaktor und Mitarbeiter der *Weltwoche*, hat Bücher über die nationale Legende Ferdy Kübler, den von seiner SS-Vergangenheit eingeholten österreichischen Bundeskanzler Kurt Waldheim und den «Mörder» von Kehrsatz geschrieben. Sie alle sind der Wahrheit und Gerechtigkeit verpflichtet. Das trifft auch auf die aufwendige Biografie von Marcel Pilet-Golaz zu, für die Born als Erster dessen Privatarchiv durchforstete.

Bilderbuchkarriere

Vor gut zwanzig Jahren wurde heftig über die Rolle der Schweiz im Krieg gestritten. Für die Aufarbeitung setzte der Bundesrat die Bergier-Kommission ein. Merkwürdigerweise ist Born der erste Historiker, der sich mit der berühmt-berüchtigten Rede von Pilet-Golaz befasst. Er hielt sie im Frühsommer 1940, nach dem Zusammenbruch Frankreichs. Die Zeitgenossen hatten wenig Verständnis für ihre Botschaft. Nach dem Krieg wurden Pilet-Golaz nicht nur Kollaborationsbereitschaft, sondern sogar ideologische Affinitäten zum Faschismus unterstellt.



Lieber Schauspieler: Bundesrat Marcel Pilet-Golaz.

Born fällt keinen Freispruch. Aber er stellt die Rede in den historischen Kontext. In unseren Nachbarländern herrschten die Faschisten: Hitler, Mussolini, Pétain. Born zeigt, dass Pilet-Golaz kein Anhänger Hitlers war. Auch kein Faschist. Aber ein «Staatsmann im Sturm»? Über diese Einschätzung kann man geteilter Meinung sein, das politische System der Schweiz ist auch in Kriegszeiten nicht auf «Staatsmänner» angelegt. Als Held ging General Guisan in die Geschichte ein und als Gründungsereignis der Wehrbereitschaft der Rütli Schwur. Die Rede von Pilet-Golaz wurde zum negativen Gegenmythos. In der Wahrnehmung der Nachkriegszeit verkörperten die beiden Waadtländer das Böse und das Gute wie die Franzosen Charles de Gaulle den Widerstand und Philippe Pétain die Kollaboration. Auch diesbezüglich ist Borns differenzierte Darstellung einer Epoche zu loben. Dass er den Staatsmann des zweiten Bands im ersten als «Politiker wider Willen» porträtiert, ist kein Widerspruch.

In kurzen szenischen Kapiteln beschreibt Born den Werdegang des Politikers, Sohn einer Lehrerin und eines Gemeindeforschers. Das liest sich wie eine Reportage über das Leben in der Waadtländer Gemeinde Cossonay gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Marcel ist ein Musterschüler und kommt ins Gymnasium nach Lausanne. Er macht in der Theatergruppe seiner Studentenverbindung «Belles Lettres»

mit, der Born besondere Aufmerksamkeit zukommen lässt. Bei einem Auftritt lernt er eine «Demoiselle aus Orbe» mit Namen Mathilde Golaz kennen.

Eine Zeitlang spielt Marcel Pilet mit dem frivolen Gedanken, Schauspieler zu werden. Doch immer ruft die Pflicht. Er studiert Jura und wird Anwalt, das politische Engagement ist die logische Folge. Es wird eine Karriere wie aus dem Bilderbuch: «Belles Lettres», Jura, Freisinn, Armee. Born schildert den Generalstreik, Aufenthalte in Paris und Berlin, den Kauf eines Bauernhauses, um das sich ein Pächter kümmern wird. Der erste Band enthält herrliche Fotos und Dokumente aus dem Privatarchiv. Sie erschliessen eine Epoche, die der Autor auch sprachlich zu rekonstruieren versteht. Wenn es um Authentizität geht, schreckt Born vor herrlich altmodischen Beschreibungen nicht zurück. Etwa wenn aus dem Fräulein aus Orbe eine «geprüfte Ehefrau» wird.

Über «Die Landi» und die «Stille vor dem Sturm» mündet das Buch im «Countdown zum Krieg», den Hitler am 1. September 1939 Polen erklärt. Der «Politiker wider Willen» wird zum «Staatsmann im Sturm». Die Fortsetzung geht mit dem Jahr 1940 zu Ende. Noch zeichnet sich in der Welt keine Wende ab, Hitler triumphiert an allen Fronten. Nur Grossbritannien kämpft weiter. Als der Ausgang des Kriegs feststand und Stalin der Schweiz die Wiederaufnahme

diplomatischer Beziehungen verweigerte, trat Marcel Pilet-Golaz im November 1944 überraschend zurück.

Zumindest am Ende seiner – widerwilligen – politischen Karriere bewies Pilet-Golaz als Aussenminister des neutralen Kleinstaats, der sich aus der globalen Tragödie hatte heraushalten können, mit seinem Rückzug politische Grösse: Er hatte erkannt, dass er für die Normalisierung der Beziehungen zu den Siegermächten, die über die Schweiz verärgert waren, zur Belastung geworden war. Marcel Pilet-Golaz starb 1958 in Paris.

Ob ein dritter Teil seiner Biografie erscheinen wird? Wir hoffen es. Die beiden vorliegenden Bände aber können sehr wohl einzeln gelesen werden: als exemplarische Biografie eines antitotalitären Konservativen aus dem Waadtland und «Schweizer Spiegel» des Kriegsjahres 1940.

Zivilisationen sind verwundbar

René Zeyer

Robert Harris: Vergeltung. Aus dem Englischen von Wolfgang Müller. Heyne. 368 S., Fr. 33.90

Robert Harris: Der zweite Schlaf. Aus dem Englischen von Wolfgang Müller. Heyne. 416 S., Fr. 31.90

Hilary Mantel ist mit ihrer Trilogie über das Leben und Sterben Thomas Cromwells am Hofe von Heinrich VIII. zum Ende gekommen. Ein gewaltiges Werk in der besten Tradition Shakespeares, das zeigt, dass der menschliche Machttrieb, seine Beherrschung und seine Versuche, eine Konstante über alle Zeiten darstellt. Robert Harris beendete seine genauso gigantische Trilogie über den römischen Politiker, Redner, Schriftsteller und Philosophen Cicero schon 2015.

Es scheint aber, dass er mit seinem erfolgreichen Erstling sich im deutschen Sprachraum nicht nur Freunde gemacht hat. Denn in «Vaterland» (1992) beschreibt er einen Kriminalfall im Jahre 1964; allerdings in einem Deutschland, das den Zweiten Weltkrieg gewonnen hat und Europa beherrscht. Deshalb erschien die deutsche Übersetzung im neutralen Zürich.

Seinen persönlichen Lockdown verwendete Harris dazu, die Endphase des Zweiten Weltkriegs zum Thema eines Romans zu machen. Der Titel «Vergeltung» bezeichnet die V2, die «Vergeltungswaffe 2», eine Rakete, mit der Nazideutschland London bombardierte – und eine Wunderwaffe, auf die Hitler seine letzten Hoffnungen setzte. Harris führt hier die Nazis und Techniker um Wernher von Braun mit den Opfern in Grossbritannien zusammen und komponiert daraus eine Kommando-

aktion gegen die Abschusseinrichtungen. Aber so genau er die Konstruktion der Rakete beschreibt, so flach bleiben hier die Figuren. Schade.

Weckruf

Harris' Bestseller sind alle sorgfältig recherchiert, elegant geschrieben und anregend: «Enigma» über die britischen Codeknacker im Zweiten Weltkrieg. «Aurora» über die Möglichkeit, dass Stalin ein weiteres, ihm äusserlich zum Verwechseln ähnliches Kind hat, das spricht wie sein Vater, dessen paranoide Züge hat und sich im fernen Sibirien auf die Machtergreifung vorbereitet. «Intrige» über die Affäre Dreyfus in Frankreich, die durch Emile Zolas «J'accuse» nicht nur literarischen Nachruhm erlangte.

«Der zweite Schlaf» (2019), sein vorletztes Werk, spielt im Jahr 1468 des Auferstandenen Herrn. Also fünf Jahre vor der Geburt von Heinrich VIII. Könnte man meinen. Aber es wird schnell klar, während man einen Priester auf dem Weg in ein ärmliches Kaff begleitet, wo sich die Menschen mit elender Subsistenzwirtschaft unter den wachsamen Augen der Kirche mühsam am Leben halten, dass es eine Dystopie ist.

Denn die Jahreszahl 1468 entspricht einem neuen biblischen Kalender, in Wirklichkeit spielt der Roman 800 Jahre in der Zukunft, nachdem unsere Zivilisation aufgrund einer nicht näher erklärten Katastrophe im Jahr 2025 zusammengebrochen ist. Die Kirche hat wieder die Macht ergriffen und den dunklen Mantel der Ablehnung aller Technologie als Ketzerei über die Menschen gelegt, argwöhnisch werden die Aktivitäten einer «Gesellschaft für Altertumswissenschaft» beobachtet, die versucht, aus gelegentlich aufgefundenen Artefakten, Scherben, Glaslinsen, Plastikteilen, sich ein Bild von der Zeit vor der Zeit zu machen.

Die Handlung folgt einem Priester, der durch seine Begegnungen und eigenen Funde an seinem Glauben und der Richtigkeit des Technikverbots der Kirche zu zweifeln beginnt. Das kann auch in der Zukunft nicht gut enden, und es endet nicht gut. Was Harris hier gelungen ist, hat Raffinesse: ein historischer Roman aus der Zukunft, über eine mögliche Zukunft. Harris hat eine ganz einfache Botschaft: «Alle Zivilisationen hielten sich für unverwundbar. Die Warnung der Geschichte lautet: Dem ist nicht so.»

Ich hielt diese bedrückende Möglichkeit eines Rückfalls in voraufklärerische Zeiten nach der Lektüre für interessant, aber vielleicht für doch etwas zu pessimistisch. Auch wenn einiges dafür spricht – nachdem der Sozialismus mit seinem Fortschrittsglauben auch nicht für die Ewigkeit gebaut war –, dass Shakespeares Geschichtsbild des ewigen Rades, das die Menschen nach oben befördert, nur um sie dann im Niedergang zu zermalmen, einiges für sich hat.

Aber die heute deutlich zunehmende Tendenz in den wenigen Inseln der freien Debatte, in grossinquisitorischer Manier und mit absoluter Gewissheit das Gute zu verkünden – und daher das Böse mit allen Mitteln bekämpfen zu dürfen –, der neuerliche Schlaf der Vernunft lässt einen Ungeheures befürchten.

Wenn man miterlebt, wie intolerant sich im Besitz unumstösslicher Wahrheiten wählende sogenannte Kämpfer gegen Rassismus, Dis-

Wenn die Sonne der Aufklärung tief steht, werfen auch Kinder und Zwerge grosse Schatten.

kriminierung und Intoleranz aufführen, wird man um den Schlaf gebracht. In den Schützengräben des Kampfes für das Gute und unbezweifelbar Richtige – und damit gegen das Böse, das unbezweifelbar Falsche – sitzen die Antiaufklärer mit dem flackernden Blick der Fanatiker. Unterstützt werden sie von Hilfstuppen der leichten Krawallerie, selbstvergessenen Schrumpffintellektuellen, die sich an Jugendliche ranschmeissen, die vorhaben, nichts weniger als das Klima zu retten.

Wenn die Sonne der Zivilisation und der Aufklärung tief steht, werfen auch Kinder und Zwerge grosse Schatten. Vielleicht sollte man die Dystopie von Harris doch ernster nehmen. Als Orwell 1949 sein heute noch frösteln machendes Werk «1984» veröffentlichte, hielten das die meisten Zeitgenossen auch für eine allzu finstere Darstellung eines totalen Überwachungsstaates, der niemals Realität würde. Und heute in China Realität ist.

Deshalb ist «Der zweite Schlaf» ein Weckruf, uns auf den wenigen Inseln der freien Debatte gegen alle totalitären Versuche, diese Er rungenschaft einzuschränken, mit aller Macht zur Wehr zu setzen. Der mögliche Rückfall in voraufklärerische Zeiten droht hier und jetzt.

Ode an den Schöpfergeist

Alex Baur

Simon Aegerter: Das Wachstum der Grenzen. NZZ Libro. 252 S., Fr. 38.90

1972 lancierte ein internationales Team von Wissenschaftlern unter der Leitung von Dennis Meadows das Buch «Die Grenzen des Wachstums – Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit». Die Kernthese hätte pessimistischer kaum sein können: Wir übernutzen die Ressourcen der Erde derart, dass uns innerhalb weniger Jahrzehnte die Rohstoffe ausgehen werden; Raubbau und Bevölkerungsexplosion

werden zwangsläufig in die Zerstörung des Planeten münden. Obwohl keine der prognostizierten Katastrophen eingetreten ist, gilt der Superseller (dreissig Millionen verkaufte Exemplare in dreissig Sprachen) immer noch als Benchmark der Zukunftsforschung. Anders als 1972 vorausgesagt, sind die Ölquellen nicht versiegt. Die Lebenserwartung ist auch in Entwicklungsländern dramatisch gestiegen, so wie die extreme Armut zurückging. In den Industrieländern sind die Luft und die Gewässer trotz rasantem Wachstum markant sauberer geworden. Sogar die Bevölkerungsexplosion hielt sich – ausser in Afrika – nicht an die düsteren Prognosen. Doch die düstere Prognose war stärker als die erbauliche Realität.

Mit «Das Wachstum der Grenzen» entwirft der Physiker und Unternehmer Simon Aegerter nun gleichsam die Antithese zum Club of Rome. Nach seiner Meinung waren die Prognosen falsch, weil die Kernthese vom begrenzten Wachstum falsch sei. Da wir immer nur auf den aktuellen Stand des Wissens bauen können, dürfen wir uns nicht auf bestimmte Szenarien versteifen. Stattdessen sollten wir auf den Erfindergeist vertrauen und die Voraussetzungen schaffen, damit sich dieser im freien Wettbewerb ungehindert entfalten kann.

Als Paradebeispiel einer falschen Strategie seziiert Aegerter die Energiewende, welche alternativlos auf Sonne, Wind und Biomasse setzt. Dabei scheitert dieser Fünfzigjahresplan, der jeden Fünfjahresplan aus sowjetischer Vergangenheit in den Schatten stellt, schon an den

Er ignoriert die Probleme der Kerntechnologie nicht, misst diese allerdings an den Alternativen.

Gesetzen der Physik. Die geringe Energiedichte von Sonnenstrahlung, Wind und Biomasse steht in einem krassen Missverhältnis zum Verschleiss an Ressourcen (Landschaft, Rohstoffe, Arbeitskräfte). Das ungelöste Speicherproblem verschlechtert die Ökobilanz zusätzlich.

Als ehemaliger Student des Berner Professors Hans Oeschger gehört Simon Aegerter heute zu den Pionieren der Klimaforschung. Bereits 1979 warnte er in einem *Weltwoche*-Artikel vor den Folgen der CO₂-Emissionen. Dass die Menschheit so schnell wie möglich von den fossilen Brennstoffen wegkommen muss, steht für ihn seither ausser Frage. Nur postuliert er eine Alternative, die dem gängigen grünen Mantra diametral widerspricht: Kernspaltung. Sie wäre ohne weiteres in der Lage, die fossilen Brennstoffe zu verdrängen, die heute weltweit rund vier Fünftel unseres Energiebedarfs decken.

Laut Aegerter stehen wir nicht am Ende, sondern erst am Anfang des nuklearen Zeitalters. Er ignoriert die Probleme der heutigen Kerntechnologie nicht, misst diese allerdings an

den Alternativen. Der hochradioaktive Abfall etwa ist gewiss ein Nachteil, doch beschränkt sich dieser auf jährlich rund einen Kubikmeter für ein Kernkraftwerk der Gösigen-Klasse. Gemessen an den Abertausenden von Tonnen Giftstoffen, die Kohle- oder Ölkraftwerke in die Atmosphäre pusten, ist es das kleinere Übel.

Doch selbst dieser Pferdefuss wäre mit der Brütertechnologie zu überwinden, die keine lange strahlenden Abfälle mehr hinterlässt und im Prinzip schon heute zur Verfügung steht. Oder mit kleineren Reaktoren, bei denen eine Kernschmelze ausgeschlossen ist und die sich in grosser Stückzahl günstig herstellen liessen.

Als wär's ein Krimi

Aegerter setzt sich mit den vielfältigen Optionen der Kerntechnologie auseinander, ohne sich auf eine Variante zu versteifen. Es ist sein Fachgebiet, das merkt man, doch er schafft das Kunststück, die komplexen chemischen und physikalischen Prozesse auch für Laien verständlich zu erklären. Aus zentraleuropäischer Sicht mag sein Vorschlag unrealistisch klingen. Weltweit, vor allem in China, Russland und im arabischen Raum, befinden sich aber Dutzende von neuen Kernkraftwerken im Bau. Wenn es den Franzosen gelang, nach dem Ölschock (1973) innerhalb von fünfzehn Jahren praktisch ihre ganze Stromversorgung auf Kernenergie umzustellen, ist das auch anderswo möglich.

Aegerter beschränkt sich aber nicht auf technische und physikalische Fragen, und das macht sein Buch zu einer echten Trouvaille. Den ersten Teil widmet er der Entwicklung des Lebens auf der Erde vom Einzeller bis zum Homo sapiens; in einem zweiten Teil analysiert er den heutigen Zustand von Gesellschaft und Forschung; und in einem dritten wagt er schliesslich einen Blick in die Zukunft. Aegerter bringt dabei nicht nur ein enormes Wissen aus allen möglichen Forschungsgebieten zur Geltung. Es gelingt ihm auch, all diese faszinierenden Erkenntnisse miteinander zu verknüpfen und in eine packende Erzählung zu bündeln, die man gerne liest, so, als wär's ein Krimi oder ein Roman.

Man könnte Aegerter auch als besonders radikalen Grünen bezeichnen. Denn in der Welt, die er skizziert, versucht der Mensch gar nicht erst, naturnah zu produzieren – er schafft sich seine eigene «Anthroposphäre», greift überhaupt nicht mehr in die Natur ein und lässt ihr freien Lauf. So, wie man es dank der Kernenergie nicht mehr nötig hätte, die Landschaft mit Solarpanels, Windmühlen und gigantischen Biokraftstoff-Plantagen zu verschandeln, könnten die Menschen ihre Lebensmittel der-einst in Zellkulturen herstellen. Das klingt nicht romantisch, doch das sind Monokulturen und Schlachthöfe genauso wenig.

Gewiss, auch das sind Utopien. Doch sie bauen nicht auf Angst, sondern auf Zuversicht.



Literarischer Tauchgang:

Von Sprachen und Mauern

Matthias Rüb

Marco Balzano: Ich bleibe hier.
Aus dem Italienischen von Maja Pflug.
Diogenes. 288 S., Fr. 29.90

Vor hundert Jahren fiel Südtirol von Österreich an Italien. So hatten es die Siegerstaaten des Ersten Weltkriegs bei den Friedensverhandlungen entschieden. Für dauerhaften Frieden sorgte der Vertrag von Versailles nicht. Zwei Jahrzehnte nach Kriegsende brachten die gedemütigten Verlierer, allen voran die Deutschen, den Weltenbrand des Zweiten Weltkriegs über die Menschheit.

Südtirol ist heute einer der wohlhabendsten Landstriche Italiens. In der Region gedeihen Landwirtschaft, Fremdenverkehr und Gastronomie, dazu gibt es ein mittelständisches Unternehmertum, das sich auf dem globalisierten Weltmarkt behauptet. Zwar wollen einige Leute in Südtirol auch heute noch «weg von Rom». Aber die meisten deutschsprachigen Südtiroler – rund zwei Drittel der gut 530 000 Einwohner – wissen genau, dass sie mit der über die Jahrzehnte immer weiter gewachsenen Autonomie in Italien besser leben als mit einem aussichtslosen Kampf für die «Heimkehr» nach Österreich.

Schönste Selfies

Marco Balzano, 1978 in Mailand geboren, wo er mit Frau und zwei Kindern auch heute lebt und an einem Gymnasium unterrichtet, gehört zu den begabtesten Erzählern der italienischen Gegenwartsliteratur. In seinen ersten beiden Büchern, die auch auf Deutsch über-



Turm der Kirche St. Katharina im Reschensee.

setzt wurden – «Damals, am Meer» (2011), «Das Leben wartet nicht» (2017) –, ging es um Entwurzelung, um die Flucht aus der Armut in Südtalien in den reichen Norden. Zu seinem jüngsten Buch, «Resto qui» (2018), kam Balzano durch Zufall. Er hatte sich bei einem Ausflug verfahren und landete in Graun im Vinschgau, unweit der Quelle der Etsch am Reschenpass.

In Graun gibt es einen populären Parkplatz direkt am Reschensee: Von dort kann man die schönsten Selfies schießen, im Hintergrund der halb im See versunkene Turm der Pfarrkirche St. Katharina. In einem literarischen Tauchgang fördert Balzano die Geschichte des vor siebzig Jahren im Stausee versunkenen Dorfs Alt-Graun zutage. Dazu erfindet er die Familie Hauser, in deren persönlicher Geschichte von Anfang der zwanziger bis Mitte der fünfziger Jahre die historischen Ereignisse zusammenschiesse.

Ich-Erzählerin ist Trina, Tochter aus einem Schreinerhaushalt, die Lehrerin werden will. 1923 kann sie die Matura noch auf Deutsch ablegen, aber die vom faschistischen Diktator Benito Mussolini betriebene aggressive «Italienisierung» Südtirols hat schon begonnen. In «Katakombenschulen» unterrichtet Trina heimlich die Kinder des Dorfes in deren Muttersprache, eine bezahlte Anstellung in einer italienischen Schule findet sie nicht mehr. Nachdem Mussolini im Mai 1939 mit Hitler den sogenannten Stahlpakt geschlossen hat, werden die Südtiroler vor die Wahl gestellt, ins Deutsche Reich der Nazis zu ziehen oder unter faschistischer Herrschaft in Italien zu bleiben.

Inzwischen hat Trina den Viehbauern Erich Hauser geheiratet, es werden die Tochter Marica und der Sohn Michael geboren. Die halbwüchsige Tochter Marica, an welche die Ich-Erzählerin immer wieder das Wort richtet, wird von Onkel und Tante, die sich als «Optan-

ten» für die Umsiedlung entschieden haben, ins Deutsche Reich mitgenommen und verschwindet für immer.

Der Ehemann Erich ist ein verbissener «Dableiber». Von Beginn an widersetzt er sich zudem dem von Mussolini vorangetriebenen und immer wieder unterbrochenen Bau eines Staudamms an der Etsch zur Stromerzeugung. Den Faschisten in Rom misstraut Erich ebenso wie den Nazis in Berlin. Der Sohn Michael wird dagegen zum glühenden Anhänger Hitlers, weil er glaubt, nur so könne er seine Identität gegen die übergriffigen Italiener verteidigen. Der Vater muss für Mussolini in den Krieg ziehen, der Sohn Michael meldet sich freiwillig zu Hitlers Wehrmacht, die nach dem Sturz Mussolinis im Juli 1943 Italien besetzt und Südtirol kontrolliert.

Immer höhere Mauern

Die dagebliebenen Hausers überleben auf abenteuerliche Weise den Krieg und die Diktatur. Nach dem Krieg wird der Staudamm von der demokratischen Republik Italien zu Ende gebaut. Die Leute von Graun werden umgesiedelt und lausig entschädigt. 1950 versinken die Ruinen des geräumten Dorfes bei der Vollflutung des Stausees – bis auf den denkmalgeschützten Kirchturm St. Katharina aus dem 14. Jahrhundert. Bei hohem Wasserstand liegt der Pegel des neuen Reschensees um bis zu 22 Meter höher als der des alten.

Es ist das grosse Verdienst Balzanos, dass er als italienischer Autor die Geschichte des deutschsprachigen Dorfes Graun und des italienischen Staudamms erzählt. Und dass er, mit den Worten seiner Ich-Erzählerin Trina, aufzeigt, wie in Südtirol über Jahrzehnte hinweg «Italienisch und Deutsch Mauern [waren], die immer höher wurden». So hoch wie eine Stau-

Die Sprache Herbeizitiert

«Zitaterich» nannte man früher einen, der stets und ausgiebig mit Zitaten um sich warf. Nichts gegen ein prägnantes Zitat zum richtigen Zeitpunkt. Viele Zitate werden indes der falschen Person zugeordnet, manchmal sind sie auch schlicht erfunden. Korrektes Zitieren sollte ja eine Selbstverständlichkeit sein. Wenn das so einfach wäre.

Schon früh haben Brecht-Kenner darauf hingewiesen, dass der Satz «Stell dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin» nicht von Bertolt Brecht stammt. Er geht zurück auf das Werk «The People, Yes» (1936) des amerikanischen Dichters Carl Sandburg. Die Friedensbewegung machte diesen Slogan in den achtziger Jahren populär. Ernst Herzig, damals Chefredaktor der Fachzeitschrift «Schweizer Soldat», dichtete noch dazu: «... dann kommt der Krieg zu euch!» Dieser Ernst Herzig taucht auch in Hugo Loetschers «Waschküchenschlüssel» auf, wenn auch in einem anderen Zusammenhang.

«Hier stehe ich, ich kann nicht anders.» Das hat doch Martin Luther gesagt. Hat er nicht. Zwar steht der Satz in der Gesamtausgabe von Luthers Werken, die kurz nach seinem Tod erschienen ist. Dass er es selbst so formuliert hat, dafür gibt es keinen Beleg. Martin Rasper hat für sein «Buch der falschen Zitate» jahrelang nachgeforscht, wer was wie gesagt hat. Trotzdem: Ein starker Satz, der zu fantasievollen Umformulierungen einlädt: «Hier stehe ich, war es ganz anders?» Oder: «Hier stehe ich, aber ich kann auch anders.»

«Die einen kennen mich, die anderen können mich» und «Was kümmert mich mein Geschwätz von gestern?» sind Sätze, die oft Konrad Adenauer zugeschrieben werden. Die Konrad-Adenauer-Stiftung dementiert. Andererseits lässt sich auch schwer beweisen, dass er es in seinem Leben nie gesagt hat. Max Frisch wird oft zitiert mit dem Satz: «Man rief Arbeitskräfte, und es kamen Menschen.» Im Vorwort zum Buch «Siamo italiani» hat er geschrieben: «Man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen.» Ist das jetzt nicht etwas pingelig? Ja, das ist es. Nennen Sie es pingelig, pedantisch, beckmesserisch oder hyperkorrekt, aber Max Frisch hat es verdient, korrekt zitiert zu werden.

Max Wey

Vom Siegen ermattet

Die Ausstellung «Der erschöpfte Mann» zeigt die Vielfalt männlicher Ideale und die Geschwindigkeit, mit der sie sich wandeln.

Beatrice Schlag

Der erschöpfte Mann: Landesmuseum Zürich, bis 10. Januar 2021

Der Titel ist etwas irritierend. Wird uns hier Mitleid abgefordert von dem Geschlecht, dem Frauen seit Jahrzehnten mit einigem Erfolg das Attribut «stark» streitig machen? Oder steckt weiblicher Spott hinter dem «erschöpften Mann»? Weder noch. Mit ihrer vierten Ausstellung im Landesmuseum stecken die beiden Gastkuratoren Juri Steiner und Stefan Zweifel einen beeindruckenden Reigen männlicher Ideale aus 2000 Jahren europäischer Kulturgeschichte ab: Sieger, Helden, Krieger, Abbilder der Götter.

Kühn und erheiternd

Und dazwischen immer wieder Momente, in denen sie einbrechen, überfordert vom eigenen Selbstbild, bis das Ringen um die grosse Pose eine neue, zeitgerechtere Form hervorbringt. Auf diesem «Catwalk der Ideale», wie Stefan Zweifel die Schau nennt, finden bisweilen Heldenbegegnungen statt, die auf Anhieb rätselhaft scheinen. Es lohnt sich, mehr als einmal durch die kühne und gelegentlich sehr erheiternde Ausstellung zu gehen. Erklärungen und Assoziationen zu den Gründen männlichen Verhaltens werden weitgehend dem Zuschauer überlassen.

Die erste überraschende Begegnung findet gleich am Eingang der Ausstellung statt: Die erste Skulptur zeigt den Mythos von Laokoon im Kampf um sein Leben und das seiner beiden Söhne, alle drei im Würgegriff einer Schlange. Die Schlange hatte ihm der zürnende Gott Apollon geschickt für seinen Frevel: Der Priester Laokoon hatte auf Apollons Altar seine Frau geschwängert. Die Skulptur des unbekanntem Künstlers ist die erste erhaltene, die einen mit einem Heldenkörper gesegneten Mann zeigt, dessen Gesicht nur Verzweiflung ausdrückt. Laokoon stirbt als gebrochener Mann. Er kann weder sich noch seine Söhne retten.

Direkt hinter Laokoons Skulptur ist auf einer Riesenleinwand Zinedine Zidane zu sehen.

Nicht beim Kopfstoss gegen Marco Materazzi an der WM 2006 während der letzten Partie seiner Karriere als Fussballspieler. Es sind Aufnahmen aus dem Jahr zuvor, als siebzehn Kameras Frankreichs Fussballidol während eines Spiels Sekunde um Sekunde verfolgten.

Zu sehen ist, wie Zidane kurz vor Schluss der Partie die rote Karte bekommt, weil er einen Gegner grob anrempelt. Dann geht er mit gesenktem Kopf vom Platz. Als Zidane-Fan

Wie zeichnet sich der Mann als Held aus, wenn er von einer Maschine dominiert wird?

war ich etwas perplex über die Frevel-Gleichsetzung von Laokoon und Zidane. Aber manchmal liegen Frevel und Unbeherrschtheit nah beieinander.

Vor Cy Twomblys rohem Bild der blutigen Speerspitze, mit der Achilles getötet wurde, würde man in jeder Ausstellung stehen bleiben. Es hängt hier fast beiläufig als Einleitung zum Mythos des Achilles, des ultimativen Kriegshelden, der er eigentlich nie hätte werden sollen. Der Sohn von König Peleus und der Meer-nymphe Thetis wurde von seiner Mutter nicht nur in den Styx getaucht, der ihn unverwundbar machen sollte. Sie versteckte ihn auch in Mädchenkleidern am Hof von Skyros unter den Töchtern des Königs, um ihn vor dem Troja-

nischen Krieg zu bewahren. Achilles wird von Odysseus enttarnt, als er unter den Gaben, die Odysseus den Königstöchtern mitbringt, als Einziger gezielt ein Schwert herausfischt. Der friedliebende Held kann nicht anders. Er wird zur Kriegsmaschine.

Als die Amazonenkönigin Penthesilea mit ihren Kriegerinnen den bedrängten Trojanern im Kampf gegen die Griechen beisteht, wird sie von Achilles erschlagen. Er nimmt der Sterbenden den Helm vom Kopf, verliebt sich in sie und bereut seine Tat, aufgerieben von unvereinbaren Gefühlen. Als einer seiner Kriegsgefährten Achilles für seine Schwäche verspottet, erschlägt ihn dieser.

Der Satyr Marsyas, der Apollon zu einem Musikwettbewerb herausgefordert hatte, wurde vom Schiedsgericht der Musen zum Verlierer erklärt und zur Strafe für seinen Frevel, sich mit einem Gott messen zu wollen, bei lebendigem Leib gehäutet und an einer Pinie aufgehängt. Er steht für die Pein und den Schmerz, die später vor allem mit Hilfe der Kirche zum Fundament für ein neues männliches Ideal werden: den asketischen Märtyrer, resistent gegen Wollust und irdischen Tand, der in Jesus seine Vollendung fand.

Catwalk der Männlichkeit

Der sich für andere aufopfernde Märtyrer ist als Ikone ein langlebiges Bild, nicht nur für die Kirche. In welcher Wohngemeinschaft der sechziger Jahre hing kein Poster von Che Guevara? Als anzustrebendes Männlichkeitsideal war es allerdings zu anstrengend. Libido und Eitelkeit verlangten ihren Tribut. «Auf dem Catwalk der Männlichkeiten», schreiben die Kuratoren, «reiten auch die Ritter in ihren Posen und Harnischen, samt Schamkapseln, Spitzenkragen und glänzenden Accessoires.

Ihre männliche Travestie hält sich mit den Uniformen bis ins späte 19. Jahrhundert.» Die Schamkapseln, jene blechernen Abdeckungen der männlichen Genitalien, die das Geschlecht erst richtig ins Blickfeld rückten, verschwanden auch im 20. Jahrhundert nicht ganz. Als Hasenpfoten oder Ähnliches in die Hosen von Mick





Kampf ums Leben: Laokoon und Söhne im Würgegriff einer Schlange.

Jagger oder Rudolf Nurejew gestopft, erlebten sie ein vielbeachtetes Comeback. Dass die Pfoten belacht wurden, hiess nicht, dass sie ironisch gemeint waren.

Die Hinterfragung, was ein Mann ist, begann mit der Industrialisierung. Wie zeichnet sich der Mann als Held aus, wenn er von einer Maschine dominiert wird? Nur noch durch Versorgung der Familie und Dominanz über die Frau? Im Ersten Weltkrieg erwiesen sich pompöse Uniformen und glitzernde Helme von Soldaten nicht mehr als männliche Zierde, sondern vielmehr als perfekte Ziele für Maschinengewehre. Die Kriegsheimkehrer standen ihren Frauen sprachlos und erschöpft gegenüber. Sie sehnten sich danach, mit ihnen zu schlafen; aber wie redete man mit ihnen? Wer es sich leisten konnte, kleidete sich als Dandy und vermied mit seiner Exzentrik die Frage, was seine Rolle in der Welt war.

Nach dem Zweiten Weltkrieg galt nichts mehr, was zuvor gewesen war. Weder für Frauen noch für Männer. Nach den 68ern wurden viele Demarkationslinien zwischen den Geschlech-

tern aufgeweicht – nicht zu verwechseln mit einer Annäherung der Geschlechter.

Bilder aus Andy Warhols Factory in der Ausstellung mit den provozierenden Bildern seiner schwulen, lesbischen und heterosexuellen Gefährten wecken fröhliche Nostalgie und gleichzeitig das Gefühl, sie seien vor allem Helden in Warhols Inszenierung gewesen. Viel mehr über die Befindlichkeit des Mannes erzählt ein Bewerbungs-Selfie des weltberühmten Modefotografen Juergen Teller. Darauf notiert der durchschnittlich gut aussehende Teller, was an seinem Bild noch alles geändert werden müsse: «mehr Haare», «Bauch retuschieren», «Jeans-Falten glätten», «dünnere Beine», «gesündere Haut». Es ist das für Frauen wahrscheinlich lustigste Bild der Ausstellung: Photoshopping – nun auch für Männer der neue Weg zum alten Idealbild?

Astralkörper eines Dachdeckers

Etwas ratlos lässt einen der letzte Halt des männlichen Catwalks durch den Reigen der erschöpften Männer. Die Zuschauer stehen

vor einem lebensgrossen Gipsabdruck des berühmten, über 2000 Jahre alten Borghese-Hermaphroditen, der entspannt mit entblösten Brüsten und nacktem Penis auf einer Matratze liegt. Um ihn herum flimmern TV-Screens, die Ausschnitte zeigen von James Dean, der gleichzeitig einen Mann und eine Frau umarmt, von Cate Blanchett, die einen Bob-Dylan-Song singt, von einem jungen Brad Pitt, der als Dachdecker seinen Astralkörper zur Schau stellt. «Heute ist das Arsenal der Männerbilder erschöpft, sie wurden alle durchgespielt», sagt Kurator Stefan Zweifel. «Der Moment ist da, in dem er sich neu erfinden kann.»

Will er das? In den neunziger Jahren wurde der Begriff «metrosexuell» durch David Beckham ein Begriff. Es bezeichnet heterosexuelle Männer, die keinen Wert auf Kategorisierung mit Blick auf ein maskulines Rollenbild legen. Beckham ist bis heute bekannt und beliebt. Das Wort «metrosexuell» hört man kaum noch. Der Mann, der sich freigetraumt hat von geschlechtlicher Einordnung, lässt noch auf sich warten.



Rast- und Ruhelosigkeit der Sippe: Ida (Sandra Guldborg Kamp) mit Tante Bodil (Sidse Babett Knudsen).

Film Herzlich durchtrieben Wolfram Knorr

Wildland (Dänemark, 2020)
Regie: Jeanette Nordahl. Mit Sandra Guldborg Kamp, Sidse Babett Knudsen, Besir Zeciri, Joachim Fjelstrup, Elliott Crosset Hove

Von Karl Kraus stammt das Bonmot, das Wort Familienbande habe einen Beigeschmack von Wahrheit. Das ist ironisch gemeint. Im Showbiz dagegen zeigt man offen, nicht erst seit «Dallas» und «Denver Clan», dass die Familie als Gemütsnest zugleich ein Hort der Lüste, Lügen und Leiden sein kann; oder noch viel Schlimmeres.

1970 sorgte die Verfilmung einer wahren Geschichte für Missmut: «Bloody Mama» von Roger Corman, dem Emile Zola des B-Films. Es ist die Horror-Vita der Hillbilly-Familie um die Matriarchin Kate «Ma» Barker, die in den zwanziger Jahren raubte und mordete. Die vier debilen, psychopathischen, sadistischen Söhne führten das aus, was Mama mit der Wucht einer Schreckensfregatte ihrem Nachwuchs auftrag.

Bis dahin war noch nie ein «Familienfilm» vom Ideal einer «Trapp-Familie» so galaxienweit entfernt gewesen (mal abgesehen von Splatter-Varianten). Die Kritik warf seinerzeit Corman vor, unverantwortlich gehandelt zu haben, Shelley Winters als Ma Barker zur Identifikationsfigur gemacht zu haben.

Der dänische Film «Wildland» ist auch eine Familiengeschichte und irgendwo zwischen «Trapp-Familie» und «Bloody Mama» zu verorten. Das Glück im Winkel neben der Wolfsgrube – das entwickelt in der Dichte eine ziemlich emotionale Glut. Nachdem ihre süchtige Mutter bei einem Autounfall gestorben ist, wird die siebzehnjährige Ida (Sandra Guldborg

Die Kraft der Mutter, ihre Liebe zu den Söhnen entwickelt hohe Emotionalität.

Kamp) vom Sozialdienst ihrer Tante Bodil (Sidse Babett Knudsen) und deren drei Söhnen in Obhut gegeben. Das dünne, verschlossene Mädchen wird von seiner hallodrihaften, unkomplizierten Tante ohne viel Federlesens aufgenommen. Bodil lebt im kaum aufgeräumten Haus mit Mads (Besir Zeciri), dem sensiblen Sohn, der die Tage mit Drogen und Video-

spielen verdoest. Jonas (Joachim Fjelstrup) ist mit Partnerin und Baby meist ebenfalls anwesend wie auch David (Elliott Crosset Hove), der Dritte im Bund. Ein Haus wie Pippi Langstrumpfs Villa Kunterbunt.

Psychologische Tiefenbohrerei

Ida ist betört, aber auch verwundert über die Rast- und Ruhelosigkeit der Sippe, die sich weder bei Tisch noch anderswo gesittet verhält; jeder benimmt sich, wie es ihm gerade passt. Ida begleitet Tante Bodil, dann die Söhne auf seltsamen Autofahrten. Mit der Zeit beginnt sie das Verhalten der Tante und der Cousins zu irritieren. Bodil blafft in einem schummrigen Klub die Chefin an, die Söhne bedrohen und verprügeln einen Mann in dessen Haus, und Mama wird unvermittelt grantig, Ohrfeigen für die Söhne inklusive.

Ida ist verstört, auch fasziniert. Ihre Zuneigung wächst mit der Erkenntnis, dass sie ganz offensichtlich in eine kriminelle Bande geraten ist, mit Bodil als Boss. Die Gang verleiht Geld zu Wucherzinsen und treibt unschön die Schulden ein. Ida wird zum Nesthäkchen, das bei Eintreibungsfahrten Vertrauen erwecken soll. Das Business läuft aber aus dem Ruder, Ida sucht unter Schock ihren Sozialhelfer auf, die Familienbande gerät aus dem Tritt – scheinbar.

Natürlich ist Tante Bodil keine Ma Barker, natürlich sind die Söhne keine Hillbillys, und wüst gemordet wird auch nicht, aber die Kraft der Mutter, ihre Liebe zu den Söhnen, was immer die auch anstellen, entwickelt hohe Emotionalität. Konventionelle Erzählungen führen mit einer Identifikationsfigur durchs Abenteuer, mag es noch so schrecklich sein. In «Wildland» ist diese Sicherheit aufgehoben. Ida erzählt die Geschichte als Rückblende, eine stille, sympathische Beobachterin.

Das emotional brodelnde Zentrum des Films aber, die Identifikationsfigur, ist Tante Bodil mit ihrer unverblühten Herzlichkeit – die allerdings eine Kehrseite hat. Mit der ihr eigenen Durchtriebenheit nützt sie schamlos Idas Trauma nach dem Tod von deren Mutter für ihre zwielichtigen Geschäfte aus. Bodil erfasst instinktiv, dass Ida sich gerne einspannen lässt: Es ist für diese eine willkommene Flucht aus ihrer Tristesse.

Verstörende Familienmelodramen sind offenbar eine dänische Spezialität, nicht erst seit Thomas Vinterbergs «Festen» (1998). «Wildland», nach einem Drehbuch von Anna Ingeborg Topsøe, ist das Spielfilmdebüt von Jeanette Nordahl. Im Glanzstück «Borgen» war sie Regieassistentin, und Sidse Babett Knudsen spielte jene Politikerin, die es bis nach oben schaffte. Als Tante Bodil in engen Lederhosen, mit wiegendem Gang, vulgärer Vitalität, liebend, leidend, nie resignierend, laviert Sidse Babett Knudsen zwischen einer Maria Augusta von Trapp und einer dänischen Ma Barker. Sandra Guldberg Kampp wird als Ida mit ihrer glatten, glasigen Unnahbarkeit zwischen ihren ziellos handelnden Cousins zur ätherischen Sphinx. Der dänische Film ist in seiner psychologischen Tiefenbohrerei nach wie vor in Hochform.

Klassik

Stammbaum Beethovens

Christian Berzins

Ivo Pogorelich: Rachmaninow, Beethoven. Sony

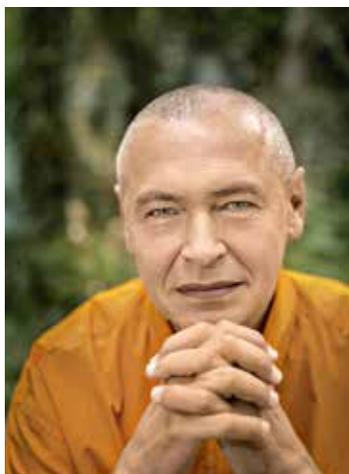
«Mick Jagger der Klassik» oder «Klaus Kinski des Klaviers» waren nur zwei der sich übertrumpfenden Attribute, die Ivo Pogorelich einst angeklebt wurden. Kein Wunder: Bereits der Aufstieg dieses Ausnahmekönners am Klavier war spektakulär. Am Warschauer Chopin-Wettbewerb 1980 schied der 22-jährige Kroat aus, worauf Klavierlegende Martha Argerich die Jury verliess. «Skandal», schrie die Welt. Pogorelichs Weltkarriere nahm dadurch einen genauso steilen Verlauf, wie wenn er den Wettbewerb gewonnen hätte.

Die Deutsche Grammophon nahm ihn unter Vertrag, der «schönste Pianist seit Franz Liszt» verkaufte sich bestens. Überall flogen dem Künstler mit den langen Haaren und dem Seidenschal die Herzen entgegen. Gar einen Hollywoodfilm hätte er, der doch nur Klavierspielen wollte, drehen und mit Barbra Streisand eine CD machen sollen. Als 1996 seine 21 Jahre ältere Frau starb, geriet die Karriere aber aus den Fugen. Pogorelich trat zehn Jahre kaum mehr auf. So meinten wir es jedenfalls.

Als Pogorelich mir vor einem Jahr in Hamburg gegenüber sass, relativierte er viel von dem, was alle immer geschrieben hatten. Gerade mal im Jahr 2000 sei er nicht aufgetreten, sonst aber immer – irgendwo. «Ich war nie verschwunden.» Und er gab die Schuld an gewissen Kuriositäten ans Publikum und die Medien zurück: «Ich musste unglaubliche Anstössigkeiten erleben, sie rollten wie eine Lawine über mich hinweg. Ich war so jung, 22, als diese Schlagzeilen über mich kamen.» Und dann sagt er grosse Sätze: «Ich bin kein Ausserirdischer, sondern ein Mensch. Die Leute vergassen, dass ich ein Examen gemacht hatte: Ich bin zertifiziert, um Konzerte zu geben. Nur weil ich ein Klavierstar bin, ist dieser Teil nicht ausgegrenzt. Warum interessierte sich niemand für das Normale?»

Persönlicher Beitrag

Dieses «Normale» ist sein Spiel. Und statt biografische Details zu erfahren, war es umso spannender, vom Klavierdinosaurier zu hören, was er denn da auf dem Podium mache und warum.



Arbeit, Analyse, Üben, Erfahrung:
Ausnahmekönner Pogorelich.

Die Floskel vom «Diener des Komponisten» repetierte auch er, aber kolossal anders wie die ewigen Richtigmacher. «Beethoven oder Chopin schicken mir einen Bonus, und ich bin fähig, ihn zu reflektieren», sagte Pogorelich konzentriert. Weil darauf jeder ungläubig über das Salontischchen schauen würde, holte Pogo-

relich gut vorbereitet aus: «Ich bin privilegiert, in seiner Tradition zu stehen: Wenn Sie zurückschauen, bin ich Nummer sieben in der Linie zu Beethoven – in der direkten Linie! Nummer fünf sogar in der direkten Linie von Franz Liszt! Schüler wurden Lehrer, hatten Schüler – das ist alles genau dokumentiert, inklusive der Jahreszahlen. Wie ein Zertifikat trage ich diesen Stammbaum vor mir her. Meiner geht sogar zurück bis zu Bach! Da bin ich dann immerhin noch Nummer zwölf in der Linie.»

Ein Abgesandter Gottes? Wer weiss. Jedenfalls spielt er heute nicht Klavier, um möglichst viel Applaus zu erhalten, sondern weil er fasziniert ist von der Arbeit der Komponisten. Zu seiner Arbeit gehört deswegen die ewige Repetition. Mit Rachmaninows b-Moll-Sonate, für die er bejubelt wurde, hadert er heute noch. «Es ist nicht etwas, was vom Himmel fällt, ich muss diesen Bonus übersetzen.»

Von der ersten Noten an

Wer nun etwas weiter über den Bonus nachdenkt und meint, dass gerade der Komponist der ideale Interpret wäre, irrt gemäss Pogorelich. «Jeder, der eine fixe Idee hat, übernimmt sich!» Eine Interpretation brauche Überraschungselemente, die ein Komponist nicht mehr habe. «Der Komponist lässt im Text viel mehr zu, als das Werk in seiner eigenen Art zu spielen. Ich bin es, der alles übersetzt. Wir Musiker sind respektiert, weil wir unsere Energie investieren, um etwas zu interpretieren. Der Notentext ist tot, und das Instrument ist ohne den Pianisten ein Möbel. Der Text ist ein Teil einer Bibliothek – wie Papyrus. Was soll ich damit?»

Wer Pogorelich in den letzten Jahren erlebte, konnte das Gefühl bekommen, dass er mehr für sich selbst als fürs Publikum spiele. Doch davon will er gar nichts hören: «Ich spiele für die Zuhörer. Ich brauche ihre Aufmerksamkeit von der ersten Note an. Ich packe sie, und dann gehen wir zusammen los: zu den Bildern und Emotionen, in die Philosophie und Psychologie.» Vielleicht merkt er, dass das Gegenüber meint, da mache eben doch ein Genie hintenrum Faxen. Und wohl deswegen sagt er deutlich: «Die Disziplin, Konzerte zu geben oder Aufnahmen zu machen, ist eine Grundbedingung. Mein Ziel ist es, einen persönlichen Beitrag zum Verständnis der alten Werke zu leisten. Dafür investiere ich all meine Energie. Ich bin der Schönheit zugewandt, der Erfindung, der Schöpfung – ich bin davon geradezu beseelt. Das ist der Anfangspunkt. Dann folgen Arbeit, Analyse, Üben, Erfahrung.»

Zum Schluss seiner Klavierabende gibt er dem Klavierstuhl bisweilen einen Stoss mit dem Fuss. Es schaut aus wie Hass, könnte aber auch tiefe Befriedigung sein.

Christian Berzins ist Musikkritiker bei CH Media

Pop

Schlechtes Ich

Anton Beck

Kiiara: Lil Kiiwi.
Atlantic Records.

Sie verdreht ihm den Kopf wie keine andere jemals zuvor, zieht ihn an sich, verschlingt ihn, um ihn dann auszuspucken und zu verlassen – zweimal –, und meint schliesslich, er solle es positiv sehen, da er nun immerhin wisse, wie sich wahres Glück anfühle. Das Album «Lil Kiiwi» ist voll mit solchen Geschichten, und liesse man die Musik weg, könnte das Ganze genauso gut als trüber literarischer Spaziergang durch die turbulenten Jugendjahre gesehen werden.

«Lil Kiiwi» ist Kiiaras Debütalbum, dabei treibt ihr Name schon lange durch die Sphären der Popwelt. 2016 machte sie ihr Song «Gold» berühmt, ein minimalistisches Intermezzo aus Basstönen und der mädchenhaft hohen Stimme, ein Lied, das Tausenden von Remixen zum Opfer fiel und nächtelang unzählige Klubs von Monterey bis Sydney beschallte. Interessanterweise konnte Kiiara diesen Erfolg aber nicht auf sich münzen – auch wenn beinahe jeder unter

Die Grenzen zwischen Kontrollverlust und harmloser Tagträumerei verschwinden völlig.

dreissig das Lied schon mindestens einmal gehört hat, fällt es wahrscheinlich den meisten schwer, den Song zuzuordnen.

Der Grund dafür liegt auch darin, dass Kiiara, anders als in der Popwelt üblich, nicht die glamourösen Bühnen der Welt sucht, sondern lieber in ihrem schwarzen Hoodie auf Betonblöcken sitzt und eine ernste Miene aufsetzt. Ihr Feature auf dem Linkin-Park-Song «Heavy» (2017) verfestigte dieses Bild, und als Chester Bennington, der mit Kiiara «Why is everything so heavy?» sang, sich ein halbes Jahr später das Leben nahm, hatte sich der düstere Schleier endgültig über Kiiaras öffentliches Erscheinungsbild gelegt.

Wahres Glück

Sie möchte auch gar nicht das brave Popsternchen von nebenan sein. Die schwarzen Haare färbte sie sich schon früh knallpink und liess all die Vergleiche mit Selena Gomez, die ihr makellosoes Image gekonnt pflegt, verstummen. Kiiara wirkt so, wie «Lil Kiiwi» klingt – ein bisschen kaputt, aber auf eine gute Art und Weise. Im Video zu der Single «Feels» etwa dröhnt sie sich so voll, dass die Dinge um sie herum



Auswüchse emotionaler Gefährdung: Sängerin Kiiara.

zu schweben beginnen, Strassen aufbrechen und selbst tonnenschwere SUVs ganz leicht erscheinen. Dazu einige melancholisch klingende Synth-Töne und Verse wie: «All this Xans inside my body, I say fuck it, keep on drowning.» Die Grenzen zwischen dem Kontrollverlust im eigenen Leben und der harmlosen Tagträumerei verschwinden dabei völlig.

Diese Auswüchse emotionaler Gefährdung haben sich nun auf «Lil Kiiwi» gesammelt. Das Album enthält daher wenig Überraschendes, vieles ist bereits aus Singles und EPs bekannt. Vielmehr ist Kiiaras Debüt das künstlerische Statement einer Lebensanschauung, welche

sich über Jahre, Song für Song, verfestigte. Nun ergeben die Mosaiksteine von Kiiaras Popuniversum ein komplettes Bild, eines, das vor allem durch komplizierte Liebesbeziehungen geprägt ist. Sie sind immer schwierig, gezeichnet von den Fehlern, die Kiiara bei sich selbst sucht: «All the things I did and did not do. All the things I said that were not true.» Sie liebt eben, was alle Millennials so lieben, dieses Sichsuhlen in den eigenen Schuldgefühlen – einfach, weil das schlechte Ich sich oft angenehmer anfühlt als die vorgetäuschte, makellosoe Fake-Version. Als Ergebnis stellen sich dann eben all die «Feels» ein, all die

Nachrichten, die man nachts verschickt und die einen wie ein Bumerang morgens doch selbst treffen, die einem sagen, dass nicht nur das Gegenüber das wahre Glück verloren hat, sondern vielleicht auch man selbst.

Insofern ist der letzte Song auf «Lil Kiiwi», «Bad One», nicht nur als Liebeslied zu verstehen, sondern als Eigenbeurteilung. Es entsteht sozusagen das Gegenteil einer «Love Yourself»-Message, wenn Kiiara betrübt vor sich hin singt: «I'm still in love with the bad one.» So schnell geht das dreckige Gefühl nicht weg, was womöglich gar nicht schlecht ist.

Theater

Eleganter Menschenhass

Kurt Steinmann

Molière: Der Menschenfeind. Regie: Anne Lenk. Mit Ulrich Matthes. 3sat, 7. 11., 20.15 Uhr

Haben Sie, verehrte Leserin, verehrter Leser, auch schon manchmal die Nase voll gehabt von all den Lügen, Verstellungen und Heucheleien Ihrer Mitmenschen? Wie sie lächeln, artig das Pfötchen hinstrecken, freundliche Floskeln absondern, und kaum hat man ihnen den Rücken gekehrt, legen sie los, einen zu verlästern, zu verleumden und zu verunglimpfen! «Hundsföttisches Pack!», mögen Sie sich da jeweils gesagt haben, «nicht wert, dass man sich mit ihm abgibt. Am liebsten würde ich den Bettel hinschmeissen und auswandern, um diesen Ehrabschneidern, Lästerbrüdern und Schmähtanten nie mehr über den Weg laufen zu müssen.»

Wenn Sie diese misanthropische Stimmung befällt, dann lesen oder schauen Sie Molières Komödie «Der Menschenfeind» (1666 uraufgeführt), und Sie fühlen sich in Ihrem Menschenhass bestärkt. Was Sie schmerzlich empfinden, drückt dort Alceste in unglaublich eleganten, exquisit reimenden Versen aus. Erbittert klagt er die Gesellschaft an, deren nach den Gesetzen der Heuchelei und Verstellung wie geölt abschnurrenden Mechanismus er zu durchschauen glaubt. Was Alceste sagt, das denkt er auch, und – was prekärer ist – was er denkt, das spricht er auch aus. Mit den Begriffen nimmt er es genau: «Freund» soll nur der heissen, der es im tiefen Sinn auch ist. «Der Allerweltsfreund ist kein Freund in meinem Sinn.»

Lassen wir den cholerischen Menschenhasser einige Verse lang seiner Empörung Ausdruck geben: *Wo ich auch hinschau – alle, / Höflinge, Bürger, Fraun, sie reizen meine Galle. / Je länger ich ringsum das Treiben mir betrachte, / Je mehr wird mir bewusst, wie tief ich es verachte. / Unwürdige Kriecherei,*

Verleumdung, Eigennutz, / Rechtlosigkeit, Verrat und jeder Schmutz – / Wahrhaftig, die Qual ist kaum noch zu ertragen! / Der ganzen Menschheit drängt's mich Fehde anzusagen!

Machwerk eines Verseschmieds

Alceste weigert sich, sich den Spielregeln seiner mondänen Umgebung anzupassen: Weil er sich sträubt, ein Machwerk eines Verseschmieds zu loben, wird er bei Hofe angeschwärzt, weil er darauf verzichtet, die Richter zu schmieren, unterliegt er in einem Prozess, und sein sauer-töpfisches, selbstgerechtes Wesen lässt ihn die von ihm umworbene Célimène verlieren. Am Schluss sieht er als Ausweg nur noch die Flucht: *Aus diesem Pfuhl, in dem das Laster breit sich macht, / Flieh ich, um in der Welt ein Fleckchen aufzutreiben, / Wo man die Freiheit hat, ein Ehrenmann zu bleiben.*

Meint Molière, der Mensch müsse sich entscheiden, entweder als sich verstellendes und flaches Weltkind die Spielchen der Tonangebenden mitzumachen oder sich ihnen zu verweigern um den Preis der Ächtung und des Aussenseitertums? Für Molière, der in einer Epoche hochentwickelter Geselligkeit lebte, war Alcestes übersteigerte Welt- und Menschenverachtung – bei aller Anerkennung – ein Defekt, wie der Geiz des Avare und die Heuchelei des Tartuffe.

Das Sprachrohr des Dichters in unserem Stück ist Philinte, der Freund des Menschenhassers. Auch er sieht die moralische Gebrechlichkeit der Welt, versteift sich aber nicht auf einen Tugendheroismus, sondern geht im Umgang mit der Gesellschaft notwendige Kompromisse ein, ohne dabei seine innere Freiheit zu verlieren. Er sucht den Mittelweg zwischen devoter Ergebenheit in den Zeitgeist und verstocktem, sich absonderndem Rigorismus: *Wir fahren besser, wenn wir etwas Nachsicht üben. / Wer unter Menschen lebt, soll immer massvoll bleiben; / Man kann die Weisheit auch, die Tugend übertreiben. / Man macht sich lächerlich, spannt man sein Ziel zu weit. / Die wahre Weisheit zeigt sich in der Nüchternheit.*

Philinte hat recht. Doch manchmal kann man Alceste schon verstehen. Aber die gesellschaftlichen Zwänge...



Jazz

Der ganze Keith Jarrett

Peter Rüedi

Keith Jarrett: Budapest Concert. 2 CDs. ECM 2700/01

Einer, der alles kann, hat nichts zu sagen: Auch diesem Vorurteil begegnen wir in der neueren Kunst nicht selten. Das Misstrauen gegenüber dem Virtuosen war schon immer der Schatten der Bewunderung. Der Kunst müsse anzu-merken sein, welchen Preis sie ihren Urheber gekostet habe.

Keith Jarrett, vergangenen Mai 75 geworden, ist ab den siebziger Jahren mit seinen Solokonzerten zum Pianovirtuosen des neueren Jazz schlechthin geworden. Dem legendären «Köln Concert» folgten zahllose weitere seiner radikal improvisierten Selbsterforschungen, in denen er aus dem Schweigen einen nur durch eine Pause unterbrochenen Stream of Consciousness entwickelte.

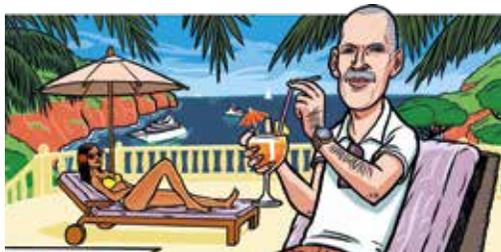
Dann spürte er selbst das Riskante dieser extremen Selbstentäusserungen und wandte sich, auch als eine Art Korrektiv, *other people's music* zu: klassischer Musik und, im Trio, den «Standards» des «Great American Songbook», beides mit grossem Erfolg, aber etwas weniger rituellem Aplomb.

Ende der Neunziger erkrankte er am chronischen Erschöpfungssyndrom. Es war die tragische Zäsur in einem bis dahin vom Glück geschlagenen Leben. Nach seiner Genesung verwandelten sich Jarretts Solokonzerte aus von Einfall zu Einfall gleitenden grossen Bögen in suitenartige, kleinteiligere Stückfolgen. Ihren Gipfel erreichte diese neue Art von Solokonzerten in Mitschnitten von 2016 aus München und, soeben erschienen, aus Budapest.

Das neue Album präsentiert einen Jarrett auf dem Gipfel seiner Kunst. Eben hören wir, dass ein unlängst erlittener Hirnschlag seine linke Hand lähmte. «Budapest» könnte sein Testament sein, dieses Rezital von stupender Vielseitigkeit: komplexe polyrhythmische und abstrakt ausgefochtene Dialoge zwischen rechter und linker Hand; feinsinnige pastorale Tableaus und Capriccios; selbsterfundene Quasi-«Standards» von grosser Schönheit und Einfachheit; elektrisierende Erinnerungen an die Pianokunst des Bebop; Blues in mehreren Spiel- oder Stilformen.

Und zum Schluss zwei *encores*, die sich auch auf dem Münchner Mitschnitt finden: das melodramatisch inszenierte «It's a Lonesome Old Town» und, schlicht und innig wie ein Wiegenlied, «Answer Me», das wir bis dahin für eine deutsche Schnulze mit dem Titel «Mütterlein» gehalten haben. Alles wohlbedacht.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

MvH rennt

Mark van Huisseling

Vergangene Woche war ich in Zürich und Laax unterwegs. Und meine damit nicht, dass ich Anlässe oder Lokale besucht habe (das zwar auch). Sondern: Ich war draussen, *the great outdoors*. Weil ich Läufer bin (den Begriff Jogger benutzen bloss Läufer, die nicht drauskommen respektive Nichtläufer, stand im *Tages-Anzeiger*).

Ich laufe nun seit ziemlich genau vier Jahren (Jahrestage und ähnliche Jubiläen sind noch kein Grund, um über etwas zu schreiben, ich weiss). Nicht zum ersten Mal, ich lief schon zuvor einige Male während einiger Jahre. Doch MvH und Ausdauersport – es war keine Liebesbeziehung. Ich fand's mühevoll, das sogenannte *runner's high* hat sich seltenst eingestellt. Weshalb ich es trotzdem machte? Weil man ja fit sein will. Und, wie mir Reinhold Messner erklärte, das Zurückkommen ein starker Moment sei, «einer Wiedergeburt nicht unähnlich» (ich vergleiche meine paar Kilometer am Wehrenbach in Zürich oder im Gelände von Laax Murschetg nicht mit Himalaja-Exkursionen et cetera, schon klar, ich meine den Entwurf).

Vor vier Jahren nahm ich an einer Veranstaltung des Laufschuhherstellers On teil (mit einem der Gründer, David Allemann, bin ich ein wenig bekannt). Man wurde mit Läufershirt und -hose sowie Schuhen ausgerüstet – das Unternehmen begann damals, Bekleidung anzubieten – und dann aufgefordert («no pressure»), bei einem kurzen Lauf entlang der Limmat mitzumachen. Seither, nebenbei erwähnt, ist die Firma On weiter stark gewachsen. Meine Putzfrau sagte: «Alle Schweizer tragen diese Schuhe», als sie meine sah (und das nächste Mal kam sie selbst mit solchen). Die *NZZ am Sonntag* schrieb jüngst, die Marke sei zwei Milliarden wert, auch dank Roger Federer, der sich daran beteiligte. Und dass die Ver-

antwortlichen eine Publikumsöffnung planen, was aber möglicherweise eine Ente war.

On ist eine Erfolgsstory, kein Zweifel. Wenn wir es davon haben: Mich haben sie als Kunden/Unterstützer verloren, mir fällt Federer respektive seine Beteiligung an «meiner» Marke auf die Nerven. Es ist, wie wenn man eine Undergroundband entdeckt hat, und plötzlich wird diese riesig, macht den nächsten James-Bond-Film-Song und so weiter. «Die haben ausverkauft», sagt man dann. Was zwar doof ist und neidisch, das gebe ich zu – MvH würde zudem sofort und ohne zurückzublicken, das Drehbuch für den nächsten Bond schreiben sowie ausverkaufen, wenn er könnte –, doch ein wenig verständlich dennoch.

Vergangenes Jahr absolvierte ich den Greifenseelauf (nur die Kurzstrecke) und erreichte mein Ziel: zehn Kilometer in unter einer Stunde. Am sogenannten Silvesterlauf in Zürich legte ich die acht Komma irgendwas Kilometer ähnlich langsam zurück. Solche Mega-Rennen mit Tausenden von Teilnehmern machen Spass, überraschenderweise, man ist Teil eines Klubs, mit dessen Mitgliedern man nichts zu tun hat; das hat was. Schade, dass es heuer keine solchen gibt (am diesjährigen Silvesterlauf bekommt man einen Slot und rennt mehr oder weniger allein; Ihr Kolumnist macht trotzdem mit).

Im August vergangenen Jahres, übrigens, starb Ugo Sansonetti, ein italienischer Manager und Läufer, mit hundert. Erst frisch im Ruhestand, als 76-Jähriger, begann er wettkampfmässig zu laufen. 2009, damals neunzig, brach er den Welt-

«Das Leben respektive Rennen ist lang, und am Ende läuft man nur gegen sich selbst.»

rekord über 800 Meter in der Kategorie 90- bis 94-Jährige (4:28,07 min; Schnellster über alle Kategorien ist zurzeit der Kenianer David Rudisha, 31, mit 1:40,91 min). Mit anderen Worten: Das Leben respektive Rennen ist lang, und am Ende läuft man nur gegen sich selbst (Copyright: Der hörenswerte Text des Songs «Everybody's Free» [To Wear Sunscreen] von Baz Luhrman).

Ferner waren Bambi und ich im «Krug Carnotzet Pop-up» im «Dolder Grand», dabei handelt es sich um ein zu einem Mini-Esszimmer umgebauten Maxi-Champagnerfass auf der Hotelterrasse. Darin gibt es ausschliesslich

das Fondue-Set-Menü von Heiko Nieder, dem Zwei-Michelin-Sterne-Küchenchef, und Käsemeister Rolf Beeler aus Niederwil. Im Preis von 225 Franken/Person – den wir als Gäste des Hauses nicht bezahlten – inbegriffen sind eine halbe Flasche Krug Grande Cuvée, feinste Beilagen (Pata Negra, eingelegte Wachteleier, frische grüne Oliven) plus das Superdessert von Christian Hümb, dem neuen «Dolder»-Pâtisier, mit Namen «Wald», das besser schmeckt, als dies ein Wald vermutlich tut. Das nenne ich *splendid isolation*, aber im Guten – an dem einzigen Tisch gibt's bloss Platz für vier (noch bis Ende Februar 2021).



UNTEN DURCH

Albulapass

Linus Reichlin

Zu Weihnachten wünsche ich mir von meiner Freundin eine Outdoor-Toilette. Damit meine ich nicht ein Dixi-Klo. Dixi ist zwar auch ein Outdoor-, aber gewiss kein *adventure*-Klo, sondern ein Baustellenaccessoire. Da es von Bauarbeitern benutzt wird, beträgt sein Tankvolumen gewaltige zehn Liter. So was nimmt man nicht auf eine Bergtour mit. Ich möchte a) eine tragbare und b) eine ökologisch vertretbare Outdoor-Toilette mit einem Fassungsvermögen von zwei Litern. Darüber können die Bauarbeiter natürlich nur lachen, mit zwei Litern fangen sie gar nicht erst an. Aber es kommt hier nicht auf die Quantität an, sondern auf die Qualität des Speichermediums.

Beim Dixi-Klo wird die Hinterlassenschaft in irgendeinem Kunststofftank aus einem Billiglohnland gespeichert. Bei meiner Klapptoilette hingegen gelangt alles in eine Biotüte aus gentechnikfreier Maisstärke. Diese Tüte könnte man beim *power hiking* auf dem Albulapass an die Murmeltiere verfüttern, das wäre ökologisch

vertretbar, jedenfalls solange die Tüte noch leer ist. Doch ich werde, wenn ich in diesem Winter zwischen dem Piz Üertsch und der Crasta Mora unterwegs bin, gar keinen Murmeltieren begegnen, da diese sieben Monate lang schlafen, genau wie die Bauarbeiter einer Autobahnbaustelle. Der Unterschied ist, dass die Murmeltiere in den restlichen fünf Monaten wenigstens aktiv sind – auf einer Autobahnbaustelle hingegen kommt es auch während der Wachphase der Arbeiter zu keinen nennenswerten Aktivitäten.

Aber lassen wir dieses unerfreuliche Thema! Mein Plan, in den Winterferien den Albula-Pass zu Fuss zu überqueren, beruht auf meiner Überzeugung, dass dieser Pass nicht als Corona-Risikogebiet eingestuft werden wird. Touristische Reisen durch die von Eiswinden und Lawinen geplagten Rätischen Alpen werden weiterhin erlaubt bleiben, da man schon sehr viel Pech haben müsste, wenn man bei einem Lawinen-niedergang direkt neben einem Infizierten verschüttet würde. Wer Winterferien auf den Kanarischen gebucht hat, wird möglicherweise gar nicht hinfliegen können – doch es wird jederzeit möglich sein, durch den kniehohen Schnee an den Flanken des Piz Blaisun zu stapfen und rechtzeitig vor Einbruch der Dunkelheit Unterschlupf zu finden bei einer Sennerin.

Ich hoffe, es gibt dort oben im Winter überhaupt Sennerinnen, die die weite Reise wert sind: erdverbundene, roman(t)ische Frauen, zwischen deren kräftigen Schenkeln ich meine halberfrorenen Hände wärmen darf. Ich stelle mir vor, dass eine von ihnen Sereina heisst und dass sie am Kaminfeuer zu mir sagt: «Du kasch dinä Outdoor-Klappklo gäre bi minä Gaissä uffstellä.»

«Vergiss es», sagte mein Freund Bruno, als ich ihm von meinem Plan erzählte, «die Bündner Sennerinnen sind zu 99,9 Prozent schweigsame Männer, die nur ihre Leitkuh lieben. Buch' lieber zwei Wochen Teneriffa und stell dich deiner Angst, dass du vielleicht nicht hinfliegen darfst.» Doch wozu Teneriffa, wenn es doch auch in der Schweiz wunderschöne Orte gibt! Zum Beispiel die nördlich des Piz Blaisun gelegene Fuorcla Pischa. Bruno, dessen Grossmutter Bündnerin gewesen war, behauptete, Fuorcla heisse «kleiner Pass» und Pischa «Urin». «Dein Sehnsuchtsort», sagte er, «heisst Pisspass!» Doch dafür bin ich ausgerüstet, ich werde ja meine mobile Toilette dabei haben. Ich werde hinter einer Schneeverwehung auf 2950 Metern über Meer die Biotüte aus Maisstärke entfalten und sie mit dem Klemm-

verschluss unten an der Klobrille befestigen, die aus Carbon besteht, wie das Chassis von Formel-1-Rennwagen. Und dann werde ich, während weit weg in der Zivilisation die Flüge nach Teneriffa im Rahmen der Corona-Massnahmen gestrichen werden, zwischen zwei Lawinenabgängen mein Geschäft verrichten. Und wenn ich Glück habe, friert mir dabei nur eine Gesässbacke ab. Falls mir eine übrig bleibt, könnte ich auf ihr in einem Jahr, oder in zwei Jahren, wenn alles vorbei ist, nach Teneriffa fliegen. Man darf in diesen Zeiten a) die Hoffnung nicht verlieren und b) nicht beide Gesässbacken.



FAST VERLIEBT Tod der romantischen Komödie

Claudia Schumacher

Bunte Blätter an den Bäumen, raschelndes Laub am Boden, goldenes Licht und eine Kastanie als Handschmeichler in der Jackentasche: Der Herbst ist zwar nicht der Sommer, aber auf seine Art in Ordnung. Und weil er die Jahreszeit der Nostalgie ist, kam mir neulich Meg Ryan in den Sinn. Also, nicht ihre zum Halloween-Schreck verspritzte Schlauchlippen-Version der letzten Jahre, sondern ihre zauberhafte Naturmädchenversion der Neunziger. Dieser hinreissende, quirlige Tollpatsch! Keine andere Schauspielerin, nicht mal Julia Roberts, steht so für das Genre der romantischen Komödie wie sie. Als Gegenüber diente Meg Ryan im Idealfall Tom Hanks, der ewige Welp. Dabei wartete man auf diesen einen Moment: Sie schauen sich an, und das Schicksal schlägt ein, zu weicher Pianomusik. Niemand konnte diesen Moment mit solchen Kulleraugen der Unschuld spielen wie die beiden.

In «Sleepless in Seattle» (1993), dem vielleicht herausragendsten Werk des «Romcom»-

Kanons, vollzieht sich der emotionale Blitz-einschlag gleich mehrfach: am Flughafen, auf dem Empire State Building und auf der Strasse, wobei die Figur, die Meg Ryan darstellt, dabei zweimal fast überfahren wird. Wenn das nicht Liebe ist!

Also kuschelte ich mich abends mit einer Decke und einer Tasse dampfend heisser Schokolade auf der Couch ein und suchte nach einer ordentlichen Romcom. Mit einigem Erschrecken musste ich feststellen: Es gibt keine neuen. Nur Persiflagen. Etwa «Isn't It Romantic» (2019) mit Rebel Wilson in der Hauptrolle: Witzige Zynikerin trifft auf Traummann, der sich als hohle Nuss entpuppt. Am Ende lernt sie vor allem sich selbst lieben. Dabei werden sämtliche Romcoms der letzten Jahrzehnte im Vorbeilaufen durch den Kakao gezogen: das Schmachten, das absurd herausgeputzte New York, der reiche Prinz. Gute Unterhaltung, ich musste lachen. Und trotzdem fragte ich mich, was der Tod der romantischen Komödie über unsere Zeit aussagt. Ist keiner mehr romantisch? «Diese Filme sind einfach sehr vorhersehbar», meinte neulich ein Kollege. Er habe jüngst mit seiner Tochter eine klassische Romcom angesehen, aber gleich nach der Einführung der typischen Figuren habe sie den gesamten Verlauf des Films vorausgesagt. Das muss man zugeben: Einfach gestrickt waren diese Filme immer. Vielleicht lehnt die heutige Jugend auch die simplen Rollenangebote der Romcom ab. Das Leben ist komplizierter geworden, und die heutigen Netflix-Erzählungen sind entsprechend komplexer.

Die Neunziger sind einfach vorbei. Vielleicht auch gut so. Eine neue Mädchengeneration ohne den typischen Prinzessinnenkomplex, den Romcoms verursachen! Das wäre doch was, denke ich noch. Dann schaue ich mir «Sleepless in Seattle» an.



Die helle Seite des Mondes

In einer Welt, die keinen Lärm macht.

Dieser Tage wäre ich gerne auf dem Mond mit dieser sanft beschwerten Leichtigkeit eines grossen kleinen Prinzen. Einen Stuhl und ein Fernglas würde ich mitnehmen, mich hinsetzen und die Erde zuerst ohne Fernglas anschauen. Mich an ihrer fernen Schönheit berauschen; an ihrer perfekten Form, an den Wolken, dem Blau der Meere, dem Grün, dem Rot, dem Ocker, dem Weiss und Schwarz der Kontinente, später an den Lichtern der Metropolen, die funkelten wie goldene Brillanten in einem Meer der Dunkelheit. Und dann würde ich die Augen schliessen, um ihre Ewigkeit zu sehen und ihre Vergänglichkeit auszublenden.

Nur noch in mir drin

Vielleicht würde ich kurz erschrecken ob des Schweigens des Universums, und ich würde schmunzeln danach, weil ich sie die grösste Stille der Welt nennen würde. Und ich würde mich erlöst fühlen, eine Welt zu erleben, die nur noch in mir drin, aber nicht mehr um mich herum wäre, eine, die keinen Lärm macht. Ein paar Geräusche würde ich vermissen, das Rauschen des Meeres sicher, das Tosen eines Wasserfalls, den Wind, wenn er eine leise Melodie pfeift, das Prasseln von Regen, den Vogelgesang auch, das liebe Gurgeln, wenn Wein in ein Glas fliesst, den Klang von Geigen und das Lachen von Kindern.

Ich nähme jetzt mein Fernglas, damit ich die Menschen sehen könnte. Nicht, weil ich sie vermissen oder mich gar nach ihnen sehnen würde, das nicht. Nur um mitzubekommen, was sie gerade so treiben, und um sicherzugehen, dass ich wirklich nichts verpassen würde. Obwohl ich im Grunde wüsste, dass ich nichts verpasste, weil die Menschen, seit es sie gibt, mehr oder weniger immer dasselbe tun; manchmal besser, manchmal gar nicht gut.

Da wären all die Farben der Erdlinge, die gelben, die schwarzen, die weissen, die roten, da



Ein paar Geräusche würde ich vermissen.

wären die bunten und die farblosen, die strahlenden und die erloschenen, und wahrscheinlich fragte ich mich, obwohl ich die Antwort schon kennen würde, weshalb so viele so hektisch gehen würden, weshalb so viele Uhren trügen und zwar immer wüssten, wie spät es ist, aber doch keine Ahnung davon hätten, wie Zeit zerirnt. Ich sähe all die Automobile, die rasen oder stillstehen, und ich sähe viel mehr Menschen im Trüb- denn im Frohsinn und würde mich fragen, ob das nur ein Merkmal dieser Zeiten wäre oder eine ewige Tragödie des Menschseins.

Ich sähe, wie sich alles im Kreise drehte, die Welt, die Menschen, und kurz sähe ich wohl einen tieferen Sinn oder Unsinn darin, und ich erinnerte mich daran, dass der Sinn des Lebens im Sein läge, aber niemand wüsste, was der Sinn des Seins sein könnte.

Ich sähe dort Kriege, da Hunger, sähe Inseln im Meer verschwinden, sähe blühende, sich im Winde wiegende Felder, und womöglich begänne ich die Welt in dem Masse zu vermissen, wie ich mich zuvor nach dem Mond gesehnt habe, aber der Mond wäre mir dann doch lieber, weil ich tun und lassen könnte, was ich wollte.

Kränkeln Freiheit

Auf dem Mond, da wären keine Warnschilder und Hinweistafeln, es gäbe all die neuen Begriffe nicht, Lockdown, Slowdown, Hotspot, Superspreader, Lockdown light, Maskenpflicht, Social Distancing, Mindestabstand. Ich wäre nicht umgeben von der Angst der Menschen, von einem auf den andern Tag keinen Geruchssinn mehr zu haben, dafür Fieber und trockenen Husten. Und dann Szenarien in mir zu tragen, die um die Frage kreisten, ob in den Spitälern noch Platz für mich wäre. Ich müsste mir keine Überlegungen machen, wie viele Wellen eine Pandemie haben könnte und wie lange sie an meine Lunge brandeten – einen Winter, einen Frühling, ganze Jahre noch? Und wie sehr sie vielleicht meine

Luft ertränkten; nur ganz wenig oder bis zur Luftlosigkeit?

Da sässe ich auf dem Mond und würde über die Welt nachdenken, vor der ich zu fliehen versucht hätte, über die kränkeln Freiheit in ihr, wie ihre Bilder trotz deren Flut immer mehr an Farbe verlören und wie wenig es bräuchte, die Menschen und das von ihnen Geschaffene darauf ins Schlingern geraten zu lassen. Ich sässe ganz alleine auf dem Mond auf meinem Stuhl mit meinem Fernglas und wäre doch stets, was ich immer bin: ein Gefangener meiner Welten.

«Ich war immer ein Praktiker»

Guido Roider, 62, begann 1974, Kräne zu bedienen. Der Umgangston auf Baustellen sei mit früher nicht zu vergleichen.

Seit 45 Jahren fahre ich zu Baustellen und bediene den Kran, der auf dem Lastwagen aufgebaut ist. Meistens führe ich etwas mit, Kies oder Humus zum Beispiel. Manchmal muss ich ein Klavier in eine Wohnung heben. Oder einen Grill auf eine Terrasse. Den Kran bewege ich mit dem Joystick oder der Klavierbedienung, das geht ganz einfach.

Mit dem Lastwagen, einem Zweiachser, maximal achtzehn Tonnen, komme ich überall hin. Sogar durch das enge Niederdorf in Zürich. Manchmal wird es knapp, aber es geht immer. Sollte ich hängenbleiben, bezahlt die Firma, ausser ich mache es absichtlich, dann müsste ich *tuggen*.

Aufträge bekomme ich von Privaten, Firmen, Gemeinden. Mein Highlight war, eine Kuh zu bergen. Es gibt aber auch düstere Momente: Einmal musste ich einen, der mit dem Auto den Hang abgestürzt war, als Toten hochziehen.

An meinem Job stört mich nichts. Das Bürofräulein, das 35 Jahre in der Firma arbeitete, lachte immer, wenn sie mich sah. Sie meinte, ich sei am Morgen nie *ranzig* gekommen.

Dass mein Sohn Detailhändler und nicht Kranfahrer ist, finde ich gut. Man sollte nicht mehr auf die Strasse – bei der Verkehrsdichte. Es wird ja immer schlimmer. Manchmal, wenn ich mein Gefährt abstelle, hupt schon einer.

Irgendwie versteht man sich

Ich begann vor 46 Jahren. Ein Jahr lang war ich weg, in Mallorca. Das war 1996, weil ich eine reiche Frau kennenlernte. Sie wollte mit mir auswandern, ich war aber gar nicht begeistert.

Sie baute eine Villa, kaufte Appartements und ein Restaurant. Nach drei Monaten nervte es mich schon. Ich habe nicht gerne, nichts zu tun. Ich war dann dabei, als die Bauarbeiter die Villa bauten. Und am Feierabend gingen wir zusammen in den Spunten. Nach fünfzehn Monaten war ich aber wieder in der Schweiz, wo ich hingehöre.

Aufgewachsen bin ich in Herrliberg am Zürichsee. Ich war nicht gut in der Schule, ich war mistfaul und machte nur das Minimum. Ich beendete nicht mal die dritte Realschule, weil ich wusste, dass ich arbeiten möchte, ich war immer ein Praktiker. Mit zwölf fing ich auf dem Bau an, in den Ferien, dann bei den SBB, in einer Buchbinderei, beim Beck. Ich wollte Geld verdienen. Mit sechzehn begann ich meine Lehre, als Sanitär in Küssnacht. In der ersten Woche

kam dann aber der Chef und sagte, auf der Baustelle werde nicht geraucht und man sage einander Sie – ich meine, jeder soll jedem du sagen. Und ich dachte: «Hä? Hier bin ich falsch.» Als er mich am nächsten Tag anrief, sagte ich ihm, dass ich nicht mehr komme.

Mein Vater, auch ein Chauffeur, nahm mich dann zum Schneider-Bruno mit, wo er in den Ferien Lastwagen fuhr. Per Handschlag stellte er



«Mit zwölf fing ich auf dem Bau an»:
Kranführer Roider.

mich ein, und ich begann am 2. Mai 1974 meine Lehre. Mich haben sie auf die Kräne getan, das habe ich gern gemacht, Hebeln und *Mechen*, damals ohne Fernsteuerung, alles manuell. Daran, dass man immer draussen ist, gewöhnt man sich. Im Alter bin ich aber empfindlicher geworden.

Mit der Zeit wurde ich ruhiger. Wenn mir früher etwas nicht passte, konnte ich rumschreien. Der Ton allgemein auf der Baustelle hat sich verbessert, er ist nicht mehr so ruppig. Früher beschimpfte man sich, heute ist es seidenfein. Mit den Ausländern habe ich es sehr gut, am besten mit den Spaniern und Portugiesen. Das sind *gschaffigi Cheibe*. Zwar können nicht immer alle Deutsch, aber irgendwie versteht man sich.

Wenn ich gesund bleibe, arbeite ich nach der Pensionierung weiter – ich dürfe, sagten meine Chefs. Ich sagte nach der Stiffti: «Hier bleibe ich fünfzig Jahre.» Und das ist wegen ihnen, sie sind sehr anständig und fair.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Orwells Paradies

Psychologin: Wir wissen mittlerweile, dass George Orwell ein unverbesserlicher Optimist war.

Ökonom: Orwell war ein Schönredner. Seine Zukunftsszenarien beschreiben im Vergleich zur Realität paradiesische Zustände.

Psychologin: Wie kam George Orwell dazu, die Zukunft so romantisch zu verklären?

Ökonom: Er war halt ein Künstler, ein Schöngest.

Psychologin: George Orwell glaubte wohl noch an das Gute im Menschen.

Ökonom: Aber auch neuere Zukunftsszenarien jüngerer Zeitkritiker erweisen sich bereits als viel zu optimistisch. Am blauäugigsten war dieser Thiel, als er dachte, die Political Correctness zersetze die Kunst. Dabei ist die Political Correctness nicht der Geist, der durch die Feuilletons weht, sondern der Todesengel, der Politik und Wissenschaft regiert.

Psychologin: Jetzt malen Sie aber schwarz!

Ökonom: So? Dann sagen Sie mal öffentlich: «Ich sehe immer noch keine Pandemie, sondern – wie schon im Frühjahr – die zu dieser Jahreszeit übliche Grippewelle.» Der mediale Scheiterhaufen, auf dem Sie brennen werden, wird von Politik und Wissenschaft gerade mit Benzin getränkt.

Psychologin: Das ist doch nur bei diesem umstrittenen Thema so.

Ökonom: Ach wirklich? Gut, dann sagen Sie mal öffentlich: «Das Waldsterben war eine Lüge, und die Autos sind seit 1980 auch sicherer geworden. Wir können die Geschwindigkeitslimiten getrost aufheben.» Oder sagen Sie öffentlich: «Um die Massenzuwanderung energiepolitisch zu bewältigen, müssen wir sofort neue Atomkraftwerke bauen.» Oder noch besser, sagen Sie mal öffentlich: «Eigentlich macht Glencore im Kongo einen ganz guten Job.»

Andreas Thiel

Appenzeller Chic

Hotel Bären, Dorfstrasse 40, 9108 Gonten
Tel. 071 795 40 10

Der prächtige alte Gasthof «Bären» in Gonten AI ist in den letzten Jahren von Jan Schoch zu einem Boutique-Hotel umgebaut worden. So wie es den Financier in den letzten Jahren kräftig durchgeschüttelt hat, so hat auch dessen Hotel seine eigene Achterbahnfahrt hinter sich. Es ist noch nicht lange her, da hat man den «Restauranttester» Daniel Bumann bemüht, um einen neuen Chefkoch zu finden. Im vergangenen Jahr hat dann Rolf Grob (früher im «Rössli» in Lindau ZH) den Job angetreten, und kurz darauf hat er die Leitung des gesamten Betriebs übernommen. Inzwischen ist aber auch diese Personalie wieder überholt. Seit Anfang September führt ein Duo die Küche des Hauses: Jürgen Schmid und Carlo Bet kochen für die Gäste der «Taverne» im Erd-



geschoss und des Gourmetrestaurants «Bärenstobe» im ersten Stock.

Das ganze Haus ist konsequent gestaltet und erstrahlt in einer eleganten Form von Appenzeller Chic. Sich von der Küche ein umfassendes Bild zu machen, war uns nicht möglich: Der «Bärensalat» war okay, aber mit einigen sehr dominanten Kräutern dekoriert, und auch ein kleines, feines Rindstatar bot einen gelungenen Auftakt, nachdem wir zuvor enttäuscht hatten feststellen müssen, dass die von

uns gewählte Hirschleber sowie auch die Seezunge bereits ausverkauft waren, obwohl nur vier Tische im Lokal besetzt waren. Von der von uns als Alternative in Betracht gezogenen Alpstein-Poularde und auch von der Appenzeller Ribelmals-Ente wurde abgeraten, da deren Zubereitung eine längere Zeit beanspruchen würde.

Rehrücken und Gams aus heimischer Jagd waren noch zu haben, und auch das im Menü angebotene Entrecôte double von einem Appenzeller Weiderind (118 Franken für zwei Personen) wurde uns schmackhaft gemacht. Es war dann auch sehr schmackhaft zart und schön rosa, obwohl es erst anderthalb Stunden nach der Bestellung auf den Tisch kam – eine Frist, innerhalb derer man wohl zweimal eine Ente hätte garen können. Da die Qualität insgesamt stimmt, sind wir zuversichtlich, dass sich die Routine noch einspielen wird.

WEIN/PETER RÜEDI

Schöner Grenzgänger

Domaines Chevaliers Humagne rouge 2018.
13,5%. Domaines Chevaliers, Salgesch.
Fr. 28.–. chevaliers.ch

Der Genuss von Wein ist eine ganzheitliche Angelegenheit und eine höchst individuelle dazu. Beschreibungen von Weinen sind Annäherungen. Von eindeutigen Fehlern wie dem allbekannten Korkgeschmack (dem berüchtigten Trichloranisol) oder dem nicht weniger unangenehmen, fauligen Böckser einmal abgesehen, rufen in den feineren Registern die menschlichen Anklangsnerven nach den unterschiedlichsten Assoziationen, auch je nach Tagesform dessen, der gerade einen Schluck über den Gaumen rollen lässt.

Nicht zu unterschätzen ist auch die Suggestivkraft besonders sprachmächtiger Vorkoster. Mache wirklich ich das besondere Aromenspektrum eines etwas komplexeren Bordeaux' aus, oder rieche ich, was, sagen wir, René Gabriel mir mit seinem poetischen *wine speech* vorbuchstabiert? Wie auch immer: Zwischen objektiver Wahrnehmung von Wein, der subjek-



tiven Projektion und dem schieren Glauben erstreckt sich ein weites Feld, das analytisch nur bedingt auszumessen ist. Anders verhält es sich mit der Erforschung der Materie, aus der der vergorene Traubensaft erst entsteht: der Rebe und ihrer Genetik. Da fördert der analytische Zugriff die erstaunlichsten Verwandtschaften zutage, die verblüffendsten Stammbäume und schändlichsten Verleugnungen natürlicher Vaterschaften.

Eine Kapazität von internationalem Rang auf diesem Gebiet, der önologischen Ahnenforschung, ist der Walliser José Vouillamoz, zusammen mit Jancis Robinson und Julia Harding Autor des monumentalen Standardwerks «Wine Grapes» (Harper Collins, New York 2012) und des handlicheren Bandes «Schweizer Rebsorten» (Haupt, 2018). Aus

dem erfahre ich etwas über die verwirrende Identität respektive Nomenklatur des erfreulichen Weins, der als Humagne rouge vor mir im Glas steht. Nicht nur ist die Sorte in der DNA identisch mit der aus dem Aostatal stammenden alten Cornalin, hat aber gar nichts zu tun mit der Humagne blanche. Die Verwirrung wird dadurch vollkommen, dass, lernen wir von Vouillamoz, «man sich im Wallis den Namen der Cornalin aus dem Aostatal widerrechtlich angeeignet hat, indem diese Bezeichnung im Jahr 1972 für die Rouge du Pays übernommen wurde».

Wie auch immer und siehe oben: Der Humagne rouge 2018 der Domaines Chevaliers in Salgesch ist ein sehr schöner, schon zugänglicher, jedoch auf gut zehn Jahre angelegter Wein aus gebrauchten Eichenfässern, sehr würzig, eher elegant als rustikal, mit Aromen von schwarzen Beeren, weichen Tanninen, aber vielschichtig und mit viel eigenständigem Charakter. Und genug Überraschungen, die jeder für sich entdecken mag. Ein Wein, aus dem es so herausschmeckt, wie man in ihn hineinruft.

Format: kompakt

Bei der Wahl des Fahrzeugs ist die Grösse ein entscheidender Faktor. Da spricht einiges für den Mercedes GLA.



Wer über die Anschaffung eines neuen Fahrzeugs nachdenkt, hat in der Regel eine Reihe von Kriterien im Sinn, die es erfüllen soll. Neben technischen Aspekten wie der Art des Antriebs und emotionalen Faktoren wie der Wahl der Marke ist das passende Format ein zentrales Argument.

Dass man mit seinem Auto bei einem Möbelhaus sperrige Ware abholen muss oder zu viert mit Gepäck in die Ferien fährt, kommt allerdings sehr viel seltener vor, als sich viele vorstellen. Es folgt deshalb ein Plädoyer für ein kompaktes Fahrzeug. Der neue Mercedes GLA ist kein kleines Auto wie ein Fiat 500 oder ein VW Polo. Aber das SUV aus der A-Klasse-Reihe ist gerade so gross, dass es überall gut hinpasst.

Mit meinem Testwagen fuhr ich zum Beispiel ins Tessin, wo ich einen Abend am Gourmetfestival «Sapori Ticino» verbrachte. Auf der Autobahn ist der GLA 35 AMG gross genug, um eine komfortable Langstreckenreise sicherzustellen. Als Einstiegsmodell in die Welt von Mercedes-AMG hat der Wagen ausserdem das notwendige Leistungsspektrum – 306 PS aus vier Zylindern mit 1991 Kubikzentimeter Hubraum – sowie den entsprechenden Auftritt, um ein gewisses Mass an Sozialprestige zu vermitteln.

Der GLA 35 war in einem matten Grau lackiert, in der Optionenliste heisst das «designo mountaingrau magno» und kostet 3001 Franken, trägt aber viel zum aussergewöhnlichen Auftritt bei. Im Innern ist der GLA mit einer vertrauenserweckenden Rustikalität gestaltet, massive Türgriffe zum Beispiel unterstreichen

den alltagstauglichen, praktischen Aspekt des Wagens.

Wer mit den verkehrstechnischen Gegebenheiten des Tessins vertraut ist, weiss, dass dort die Wege die Hügel hinauf schnell eng und unübersichtlich werden können. Unterwegs nach Orselina zum Beispiel war ich froh, mit einem GLA und nicht mit einer S-Klasse unterwegs zu sein, wenn mir auf teilweise schmalen Strassen und in engen Kurven wieder einmal ein schwerer Lastwagen mit Tessiner Kennzeichen unerschrocken und vollgeladen mit Bauschutt entgegen donnerte.

Das Gefühl der passenden Grösse, die der GLA einem vermittelt, deckt sich mit den Fakten. Die Abmessungen des Modells sind leicht angepasst, es ist jetzt zwar höher, aber weniger breit und lang wie der Vorgänger und weist im Innern ein besseres Raumgefühl, mehr Beinfreiheit in der zweiten Reihe und einen etwas grösseren Laderaum auf.

Zu all den Überlegungen über die passende Grösse kommt schliesslich noch, dass dies ein Mercedes-AMG-Modell ist. Es ist auf Wunsch ausgestattet mit vielen Annehmlichkeiten der modernen Automobiltechnik und fährt sich wahlweise sehr entspannt oder angemessen dynamisch.

Mercedes-AMG GLA 35 4Matic

Motor/Antrieb: Turbo-Vierzylinder (Benzin), Allradsystem, 8-Gang-Doppelkupplungsgetriebe; Leistung: 306 PS/225 kW; Hubraum: 1991 ccm; max. Drehmoment: 400 Nm bei 3000–4000/min; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,2 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Verbrauch (WLTP): 9,2/100 km; Preis: Fr. 69 700.–; Testfahrzeug: Fr. 85 229.–



OBJEKT DER WOCHE

Schuh des Meisters

Nike Air Jordan VII
Für \$ 50 000.– bei Sothebys.com erhältlich

Meistens um den Geburtstag seines wichtigsten Mannes herum bringt der Sportartikelhersteller Nike ein neues Air-Jordan-Modell heraus. Dieses Jahr kam Nummer 35 in die Läden. Michael Jordan und Nike sind im Sport so etwas, wie es Elvis Presley und «Colonel Tom» Parker in der Musikwelt waren: ein Duo mit ökonomischen Superkräften. Mitte der achtziger Jahre schloss die amerikanische Firma, die sich nach der griechischen Siegesgöttin nennt, mit dem jungen Basketballer einen Vertrag, der sie innert weniger Jahre zur Weltmarke machte und Jordan zum berühmtesten Basketballer und reichsten Sportler überhaupt werden liess.

Am 30. Dezember 1992 gewann Jordan mit den Chicago Bulls gegen Miami Heat 105:100. Er machte 39 Punkte. Die Schuhe, in denen er spielte, schenkte er nach dem Match einem Balljungen der gegnerischen Mannschaft. Dieser hatte ihm die Tickets seines Vaters überlassen, weil Jordan im letzten Moment noch Plätze für Freunde brauchte.

Die weiss-schwarz-roten Air Jordan VII, vom 1,98 Meter grossen Basketballgott getragen und doppelt signiert, können ab sofort bei Sothebys.com für 50 000 Dollar erworben werden.

Falls der Käufer die einschlägigen Nikes später selber einmal tragen möchte, sollte er grosse, aber keine Riesenfüsse haben: Jordan sprang, warf und punktete mit Schuhnummer 47,5.

Benjamin Bögli

Die Konstante in der Veränderung

Stellen Sie sich die Zentrale einer der weltweit innovativsten Firmen vor, dann sehen Sie sehr coole, junge Menschen, die, umgeben von Rutschbahnen und Post-its, über Geschäftsmodellen brüten, die die Welt verändern. Im Fall der Unternehmensberatung R/GA stimmt das mit den coolen, jungen Menschen. Das Studio verzichtet jedoch auf die Dekoration, mit welcher die Tech-Szene sich gemeinhin einen disruptiven Anstrich gibt. Gestartet als Filmproduktion, hatte R/GA das emblematische Logo von «Ghostbusters» gestaltet. Jetzt, als Beratung für digitale Transformation, beschert R/GA der Welt Würfe wie das Ökosystem Nike+. Ins Auge sticht eine Plakatsammlung an den Wänden, die auf die Bauhaus-Philosophie verweist, wonach weniger mehr ist und das Gesamte grösser als die Summe der einzelnen Bestandteile. Praktisch alle Plakate des Opernhauses Zürich und des Theaters Basel aus den sechziger Jahren hängen da. Ein Gefühl wie mitten in NY, wie es einst der Anblick einer Swissair-Heckflosse in der Ferne auszulösen vermochte.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Reduce to the max: Plakate von Armin Hofmann und Josef Müller-Brockmann.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Ich frage mich, ob ich einsteigen soll als Aktionär bei diesem schnell wachsenden Elektroauto-Unternehmen Tesla. Dessen Eigentümer, Elon Musk, scheint sehr tüchtig zu sein. Handkehrum baut er nicht nur Autos, sondern auch Raketen, ein Tanz auf vielen Hochzeiten. Trauen Sie dieser Firma? S. M., Brugg

Ob Sie Aktien des Elektroauto-Unternehmens Tesla kaufen sollen oder nicht, treibt Sie um. Ihnen einen Rat zu geben, ohne Ihre Vermögensverhältnisse zu kennen, ist schwierig. Sicher ist der Erwerb einer solchen Aktie eine hoch spekulative Angelegenheit. Das heisst, man kann viel gewinnen, aber eben auch viel verlieren. Ein Erwerb einer Firmenbeteiligung, und das ist eine Aktie, hängt immer davon ab, ob die Firma in Zukunft erfolgreich sein wird, was im positiven Fall zu steigen-



den Kursen führt. Bei einem Unternehmen, welches bis heute vor allem forscht und entwickelt und deshalb in den vergangenen Jahren kaum Erträge abgeworfen hat, ist die Frage für einen Aussenstehenden und einen Laien schwierig zu beantworten.

Einem normal sterblichen Menschen, und ich nehme an, dass Sie und ich dazu gehören, würde ich eine so risikoreiche Anlage nicht empfehlen. Man muss bei Aktieninvestitionen stets auch den *worst case*, das

heisst den schlechtesten Fall, mit einbeziehen. Was mache ich, wenn die Firma ins Strudeln gerät, sich die Forschungsergebnisse nicht so entwickeln, wie man heute glaubt, und was passiert dann mit dem Aktienkurs? Kann ich solche Verluste tragen? Ja oder nein. Wenn man sie nicht tragen kann, ist es besser, die Finger davon zu lassen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Pedro Schmidt

Der ETH-Absolvent hat ein Mittel gegen den alkoholbedingten Kater entwickelt. Damit will er die Riesenmärkte in Amerika und China erobern.

Wenn er trinke, sei ihm die aufgesetzte Sonnenbrille am nächsten Tag sicher, gesteht Pedro Schmidt. Hinzu kämen starke Kopfschmerzen. Der 37-Jährige verdreht die Augen und lacht, während er seinen Zustand am Tag nach feuchtfröhlichen Glückseligkeiten beschreibt. «Meine Kater», sagt er, «sind filmreif: alles zu laut, zu hell, zu intensiv – ganz schlimm!»

Trotzdem: Vor ihm steht ein grosses Bier, ein dunkles Amber mit weisser Schaumkrone, das die Abendsonne veredelt. Wir sitzen auf der Terrasse des «Salon» im Kreis 3, wo er während der Gründungsphase seines Start-ups oft herkam. Der Ort, so Schmidt, sei ideal, um zu *geschäften*, Partner und Investoren zu treffen.

Das war 2016. Heute, vier Jahre später, führt er eine Millionenfirma. Kaex, so ihr Name, ist dabei, nach Deutschland zu expandieren. China und Amerika, die beiden *beasts*, wie Schmidt deren Märkte nennt, sind anvisiert.

Er bestellt ein zweites Glas Bier, erneuert einen halben Liter – sorglos. Denn das Mittel, das er vertreibt, bezeichnet er als «Speerspitze der Katertherapie». Auf der Welt, betont der Unternehmer, gebe es nichts Besseres.

«Ein Allerweltsproblem»

Pedro Schmidts Selbstvertrauen gründet nur zu einem kleinen Teil auf Selbstversuchen. Vielmehr stützt er sich auf Experimente und sechs Jahre Forschung. Der Pharmazeut denkt langfristig, strukturiert; er hat klare Ziele – was er seinen deutschen Charakterzügen zuschreibt.

In São Paulo geboren, die Mutter mit portugiesischen, der Vater mit deutschen Wurzeln, wuchs er seit seinem sechsten Lebensjahr in der Schweiz auf. Nach dem Gymnasium in Baden schrieb er sich 2006 für Pharmazie ein. Dass er sich an der ETH immatrikulierte, war völlig klar, so Schmidt. Sein Vater lebte ihm eine steile Karriere vor, in der

Konzernleitung von ABB, später von Siemens. Mit Arbeitseifer schritt er durchs Studium. Er jobbte nebenbei als Barkeeper, Pizzakurier, in einem Callcenter und sah sich Ende 2011 vor den Abschlussprüfungen. Anstatt sich aber zu verschanzen, reiste er wenige Wochen vorher nach Köln, um mit seinen Freunden das Spiel Köln gegen Mainz zu besuchen. Wegen eines



Wie baue ich Alkohol ab? Unternehmer Schmidt.

Suizidversuchs des Schiedsrichters wurde es abgesagt. Aber ob die Truppe den Anpfiff damals miterlebt hätte, ist ohnehin fraglich. Schmidt berichtet von einem üblen Kater. Am Vorabend, erinnert er sich vage, seien sie auf den Kölner Gassen versumpft.

Schmidt versuchte am Folgetag alles, um sein Befinden zu steigern. Er kaufte Vitamin C, dazu Schmerztabletten, isotonische Getränke – alles

vergebens, für die Katze statt gegen den Kater. Er sagt: «Ich sah ein Allerweltsproblem, und es gab nichts, das nützte.» An ein Business habe er damals noch gar nicht gedacht.

In der Folge begann er aber, sich mit dem Alkoholabbauprozess zu beschäftigen. Er wälzte Studienliteratur und begann, Pülverchen zusammenzumixen. «Eigentlich», sagt er, «ist es simpel, wenn man weiss, was die Elemente bewirken.» Der ETH-Absolvent schüttet mit einem Löffel Apéro-Erdnüsse in seine Hand und zählt die Effekte von Alkohol auf den Körper auf: überreizter Magen, entzündete Hirnzellen, ausgetrocknete Muskeln und so weiter. Gegen alles, sagt er, existieren Mittel. Und er habe sie zusammengefügt – voilà. Diesen Cocktail nannte er Kaex basic, ein «Lifestyle-Produkt, kein Pharmazeutikum» – ein Nahrungsergänzungsmittel, das heute überall im Fach- und Detailhandel erhältlich ist. In der Schweiz ist es eines von drei Brands, die Schmidt vertreibt. Die anderen beiden sind Durex und Ceylor, beides Kondom-Marken.

30 Prozent potenter

Das Basisprodukt – drei Pulvertranchen, in Wasser auflösbar – gibt dem Körper das zurück, was ihm der Alkohol entzieht. Es bekämpft Ursachen, nicht Symptome. Wer Kopfschmerzen verspüre, der nehme zusätzlich das Arzneimittel Kaex dolo. Dieses wirke dann wie Alka Seltzer, «es ist einfach 30 Prozent potenter». In der Kombination werde nicht nur das Katerkopfweg gelindert, sondern auch der Körper rehydriert, entsäuert und mit Energie und anderen wichtigen Substanzen versorgt.

Wenn er viel getrunken habe, könne er sich den Tag danach ohne das Mittel nicht mehr vorstellen, sagt Schmidt. Und darauf ziele er mit Kaex ab: «Wer arbeiten oder Sport treiben will, dem helfen wir. Heilen können wir niemanden. Der Unterschied mit und ohne: Das sind aber Welten.» Roman Zeller

«Und am Schluss sind wir wieder Brüder»

Der Captain der Schweizer Nationalmannschaft, Granit Xhaka, 28, über seinen Führungsstil, seine Heimat, seine Familie und den besten Gegenspieler seiner Karriere.

Roman Zeller

Der Funke will noch nicht so recht springen zwischen den Schweizern und Granit Xhaka. In den zehn Jahren, in denen er für die Nationalmannschaft spielt, waren seine «zwei Herzen» oftmals ein grösseres Thema als seine überragenden Leistungen auf dem Platz. Xhaka ist albanischstämmiger Schweizer. Als er vor zwei Jahren im WM-Spiel gegen Serbien jubelnd den Doppeladler zeigte, das albanische Wappentier, löste er eine landesweite Debatte aus und brachte es auch auf die Titelseite der *Weltwoche*.

Seit Ende August ist Granit Xhaka, 28, Captain der Schweizer Nationalmannschaft. Wir erreichen den Arsenal-Legionär per Videoanruf, während er gemütlich zu Hause in London sitzt. Das Wetter ist düster, nicht so Xhakas Gemüt. Gutgelaunt und offen spricht er über sein Leben und sein Ziel, als Schweizer Identifikationsfigur akzeptiert zu werden.

Weltwoche: Herr Xhaka, Sie sind Captain der Schweizer Fussballnationalmannschaft. Was sind Ihre Führungsprinzipien?

Xhaka: Ich will mit meiner Erfahrung führen. Auf dem Platz bin ich der Seriöse, einer, der die Spieler mitziehen will. Neben dem Platz sehe ich mich weniger als Captain, sondern eher als Lausbuben. Ich weiss, wenn's gilt, aber ich weiss auch, wenn es einen Witz verträgt.

Weltwoche: Wie reissen Sie das Steuer herum, wenn es der Mannschaft, wenn es Ihnen selber nicht läuft?

Xhaka: Das Wichtigste ist: Ruhe bewahren. Als Team, aber auch selber. Es kommt vor, dass ich einen Spieler rausnehme und sage: «Hey, heute ist nicht mein Tag, hilf mir bitte mehr als sonst.» Dann weiss er, was zu tun ist. Das sind Kleinigkeiten, aber entscheidende.

Weltwoche: Wenn das Stadion kocht, alle gegen einen sind – wie schaffen Sie es, trotzdem ruhig zu bleiben?

Xhaka: Ich schaffe es nicht immer, das muss ich zugeben. Es jetzt ein Jahr her, dass mich 60 000 Leute im eigenen Stadion auspiffen.

Weltwoche: Sie sprechen vom Skandal im Spiel mit Arsenal gegen Crystal Palace. Bei

Ihrer Auswechslung, als Captain, applaudierten die eigenen Fans, und Sie gestikulierten dann gegen sie.

Xhaka: Genau. In so einer Situation macht man dann eine Geste, die man später bereut. Wir sind alles Menschen. Irgendwann kommt jeder an seine Grenzen. Mit dem Alter wurde ich reifer, aber auch Training ist wichtig. Ich arbeite viel mit meinem Mentaltrainer.

Weltwoche: Über die Jahre spielten Sie gegen alles, was im Weltfussball Rang und Namen hat. Wer ist der beste Spieler, gegen den Sie jemals spielten?

Xhaka: Vielleicht Xabi Alonso. Als er zu Bayern wechselte, war ich bei Gladbach. Seine Spielintelligenz, seine Passqualität, wie viel er nach vorne, hinten, links, rechts schaut, das war zum Geniessen – auch als Gegenspieler.

Weltwoche: Nur die Ehrgeizigsten erreichen dieses Niveau im Fussball. Was war ausschlaggebend dafür, dass Ihr Weg auf die höchste Stufe führte?

Xhaka: Wenn man mit siebzehn in die erste Mannschaft kommt, geniesst man das. Dabei ist es bloss das Talent. Das merkt man mit der Zeit. Mit 23, 24 Jahren sah ich die Achtzehnjährigen, die hochkommen, und dachte

«Man muss arbeiten, immer mehr. Talent alleine nützt irgendwann nichts mehr.»

mir: «*Gopfertammi*, der frisst mich auf, wenn ich nicht mehr mache!» Das heisst, man muss arbeiten, immer mehr. Talent alleine nützt irgendwann nichts mehr.

Weltwoche: Wie waren Sie als Kind? Ihre Eltern kamen 1990 aus dem Kosovo in die Schweiz. Was hat Sie entscheidend geprägt?

Xhaka: Meine Eltern, sie waren immer Vorbilder für mich. Sie kamen mit vielleicht tausend Franken in die Schweiz und arbeiteten von Anfang an. Mein Vater als Gärtner, meine Mutter war Packerin in einer Thomy-Fabrik. Sie machten das alles für uns, weil sie wollten, dass es uns Kindern gutgeht.

Weltwoche: Welche Werte waren wichtig? Wie wurden Sie erzogen?

Xhaka: Ganz normal, wie jedes andere Kind auch. Wir spielten immer im Park und gingen in die Schule. Anstand und vor allem Respekt waren Schlüsselwörter bei uns und sind es bis heute. Ob dir ein älterer oder jüngerer Mensch gegenübersteht, spielt keine Rolle. Wir lernten, alle gleichzubehandeln.

Weltwoche: Wie wurden Sie Fussballer?

Xhaka: Ich wurde gezwungen. (*Lacht*) Meine Eltern schickten uns, mich und meinen Bruder, ins Fussball, damit wir keine Dummheiten anstellten. Sie arbeiteten ja von morgens bis abends. Nach der Schule gingen wir dann am Abend ins Training. Sie wollten uns nicht auf der Strasse, nicht in der Nähe von Alkohol und Drogen sehen.

Weltwoche: Sprechen wir über das Land, aus dem Ihre Eltern stammen. Wie denken Sie über Albanien und das Kosovo?

Xhaka: Nach dem Krieg brauchte alles seine Zeit. Ich durfte das Heimatland meiner Eltern erstmals mit zwölf sehen, seither besuchen wir jedes Jahr im Sommer unsere Familie. Meine Onkel, Cousins und Tanten leben alle im Kosovo. Von da kommt mein Bezug: Es ist das Land meiner Eltern, mein Blut. Das kann mir niemand wegnehmen.

Weltwoche: Wie hat der schreckliche Balkankrieg Sie und Ihre Familie geprägt?

Xhaka: Mein Vater war aus politischen Gründen dreieinhalb Jahre im Gefängnis. Je älter ich werde, desto mehr erfahre ich vom Krieg, vom Land, von der Mentalität. Selber habe ich ja nichts mitbekommen, ich war viel zu jung.

Weltwoche: An der WM 2018 in Russland waren Sie nach dem Match Schweiz gegen Serbien mittendrin in einer hitzigen politischen Debatte. Sie zeigten im Spiel den albanischen Doppeladler. Wie sehen Sie diese Episode rückblickend?

Xhaka: Ich machte mir sehr viele Gedanken, weil mich die Reaktionen beschäftigten. Meiner Ansicht nach wurde die Geste anders aufgenommen, als sie tatsächlich gemeint war. Es wurde übertrieben, wenn ich ehrlich bin. Den



Das Gehirn des Schweizer Spiels: Fussball-Held Xhaka.

Doppeladler zu zeigen, bedeutet nicht, dass man gegen die Schweiz ist oder gegen andere Länder. Das war eine Reaktion aus dem Affekt. Sie war nicht geplant. Während des Spiels waren so viele Emotionen in mir drin, das kam dann alles raus.

Weltwoche: Waren dieser Match und die unglaubliche Emotionalität die schwierigste Situation in Ihrer Profikarriere?

Xhaka: Es war eine der schwierigsten, sicher. Das schwierigste Spiel aber war an der EM 2016, als ich meinem Bruder gegenüberstand.

Weltwoche: Die Schweiz gegen Albanien, Granit gegen Taulant Xhaka. Was war an dieser Affiche spezieller?

Xhaka: Der Druck von aussen, der Druck der Schweizer, aber auch derjenige von alba-

nischer Seite. Es hagelte Meinungen und Fragen: Wieso spielt der eine hier und der andere dort? Warum nicht auf der gleichen Seite? Ich konnte es nicht mehr hören. Ich sagte zu meinem Bruder: «Hör zu, wir treten auf, wie sich das im Fussball gehört: professionell, hart – und am Schluss sind wir wieder Brüder.» Und so war es dann auch.

Weltwoche: Wenn Sie gefragt werden, woher Sie kommen, was sagen Sie?

Xhaka: Ich sage immer, mein Blut ist albanisch, aber ich bin Schweizer. Meine Heimat ist die Schweiz, und das wird immer so sein, das ist Fakt. Hier bin ich geboren, und hier bin ich aufgewachsen.

Weltwoche: Was für Vorteile haben Sie, beide Nationen, Albanien und die Schweiz, im Herzen zu tragen?

Xhaka: Vielleicht fragen Sie eher, was das für Nachteile bringt.

Weltwoche: Welche?

Xhaka: Viele Schweizer sagen, dass ich keiner von ihnen sei, wenn ich mich als Schweizer bezeichne. Und die Albaner sagen das Gleiche, wenn ich sage, ich sei Albaner.

Weltwoche: Wie antworten Sie als Captain den kritischen Schweizern?

Xhaka: Klar, wegen dem, was vor zwei Jahren gegen Serbien geschah, haben einige Leute ein anderes Bild von mir. Und das zu Recht. Aber ich kann Ihnen sagen, jeder, der dieses Leibchen mit dem Schweizer Kreuz auf der Brust trägt, ist brutal stolz – auch ich. Es ist nicht selbstverständlich, für die Schweiz zu spielen. Für dieses Land etwas zu erreichen, ihm etwas zurückzugeben, ist besonders – gerade für mich mit meiner Geschichte. Ich werde alles geben, um das falsche Bild von mir zu ändern. Das kommt natürlich nicht von heute auf morgen, aber ich bin überzeugt, es wird kommen.

Weltwoche: Sie sind einer der erfolgreichsten Schweizer Profifussballer und gleichzeitig Vater einer einjährigen Tochter. Was hat sich durch die Geburt Ihres Kindes für Sie verändert. Erzählen Sie von Ihrem Alltag.

Xhaka: Ich stehe auf jeden Fall früher auf als vorher. (Lacht) Dann esse ich mit meiner Frau und der Kleinen Frühstück, gehe ins Training und genieße danach den Nachmittag mit meiner Tochter, bis sie schläft. Eigentlich ist jeder Tag gleich. Wir gehen viel spazieren. Meine Tochter kann schon laufen, die ersten Schritte machte sie mit zehn Monaten.

Weltwoche: Und was wünschen Sie sich für die Zukunft?

Xhaka: Gesundheit für meine Familie und alle Leute, die ich kenne. Das ist das A und O. Hoffentlich sind wir bald zu viert, das ist mein Wunsch. Unserer Tochter wünsche ich, dass sie mit einem Geschwister aufwächst.

«Humor schafft Distanz»

Der deutsche Kolumnist Jan Fleischhauer über Beleidigung, Opfermentalität und Erfolg.



Weltwoche: Als konservativer Kolumnist sind Sie in der Medienlandschaft eher ein Unikum. Sehen Sie sich mit Ihrer Meinung in der Minderheit?

Jan Fleischhauer: Das kommt darauf an, von wo man draufschaut. In der Medienkulturwelt bin ich eher eine Minderheit. Aber ausserhalb des Journalismus können wahrscheinlich 50 bis 60 Prozent der Deutschen unterschreiben, was ich sage. Insofern könnte man auch sagen, ich bin einer der letzten Mainstream-Journalisten Deutschlands.

Weltwoche: Derzeit können wir eine Verengung des Meinungskorridors erleben, in dem unliebsame Ansichten immer wieder moralisch diskreditiert werden. Das Thema greifen Sie in Ihrem neuen Buch «How dare you!» auf. Lassen Sie bestimmte Themen fallen, um nicht zu viele Menschen zu triggern?

Jan Fleischhauer: Ich überlege mir, was ich schreibe, klar. Aber ich mache keinen Bogen darum, im Gegenteil. Wenn andere das Gefühl haben, da darf man nicht dran rühren, schreibe ich erst recht drüber. Dass ich Leute ärgere, gehört zu meinem Job, davon profitiere ich auch. Ich will ja nicht nur Leser erreichen, die meiner Meinung sind.

Weltwoche: Sie schreiben: «Als Stilform ist die Beleidigung etwas in Verruf geraten, zu Unrecht, wie ich meine.» Wie weit darf Beleidigung gehen?

Jan Fleischhauer: Eine Grenze setzt das Strafrecht. Darüber hinaus würde ich sagen: die Originalität. Wie jede Kunstform kann auch die Beleidigung durch Dilettantentum verhunzt werden. Die Herausforderung ist, sich eine Beleidigung einfallen zu lassen, die zutrifft und denjenigen, der beleidigt wird, schmerzt. Den Leser hingegen sollte sie erfreuen.

Weltwoche: Neulich hat sich der Fischer-Verlag von der Autorin Monika Maron getrennt, weil

sie eine bestimmte politische Meinung geäussert hat. Ist das ein Beispiel von Cancel Culture?

Jan Fleischhauer: Auf den ersten Blick, ja. Aber diese Truppen, die stets fordern, dass man irgendwelche Autoren nicht mehr verlegen dürfe, das sind im Grunde dreissig, vierzig Leute. Das wahre Problem sind nicht diese Cancel-Culture-Aktivist*innen, sondern die Verantwortungsträger in den Verlagen, die vor Feigheit gleich in die Knie gehen. Sagen wir so: Es gibt den Versuch, Bücher zu verhindern. Aber Cancel Culture funktioniert nur, wenn man es zulässt. Insofern würde etwas mehr Mut vor diesen dreissig, vierzig Schreihälsen allen guttun.

Weltwoche: Sie selbst waren auch schon dem Vorwurf der Frauenfeindlichkeit ausgesetzt ...

Jan Fleischhauer: Ja, klar! (*Lacht*)

Weltwoche: ... Auf einer Podiumsdiskussion wurden Sie «Rassist» genannt für Ihre Meinung, eine Dame aus dem Mitte-links-Spektrum hat ihre Teilnahme wegen Ihnen abgesagt. Was ist passiert?

Jan Fleischhauer: Diese Dame hat Schiss bekommen vor den eigenen Leuten. Innerhalb der Gruppe wird jedes abweichende Verhalten bestraft, das ist ein bisschen wie bei kommunistischen Sekten der siebziger Jahre. Und es ist auch komisch: In einer Welt, wo sich alle gegenseitig dafür auf die Schulter klopfen, dass sie so wahnsinnig vielfältig sind, hätte diese Frau einmal die Chance gehabt, auf jemanden zu treffen, der wirklich anders denkt als sie. Stattdessen nimmt sie vor einer Begegnung mit dem Fremden Reissaus. Der Wunsch nach mehr Vielfalt stösst im linken Milieu schnell an seine Grenzen.

Weltwoche: Männern wie Ihnen wird von Feminist*innen gerne der Startvorteil, den Sie als Mann angeblich haben, vorgeworfen. Frauen hingegen würden strukturell diskriminiert. Ihre Meinung dazu?

Jan Fleischhauer: Strukturelle Nachteile als Frau – vor zwanzig, dreissig Jahren war das wahrscheinlich so, heute würde ich das bezweifeln. Es kommt auch darauf an, wo man sich für einen Job bewirbt. Auf einer Redaktion zum Beispiel hat man als Frau und erst recht mit einem ausländisch klingenden Namen eher einen Startvorteil, weil alle Redaktionen sich mit einem schmücken wollen: Seht her, so wahnsinnig tolerant sind wir. Das ist ein sehr oberflächliches Verständnis von Toleranz.

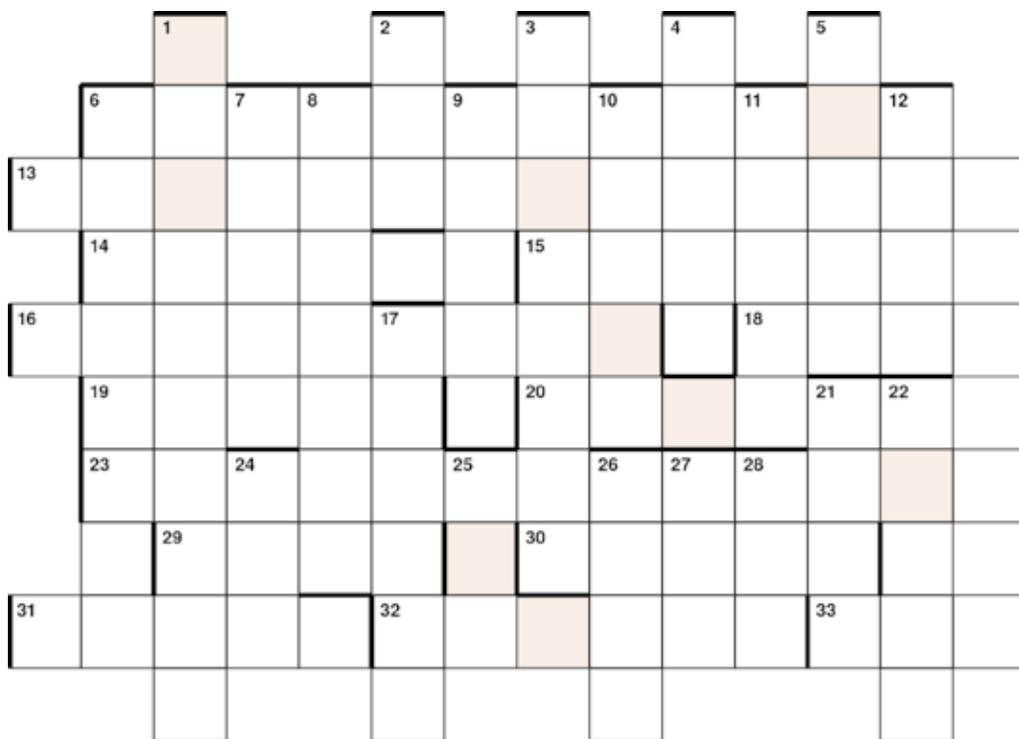
Weltwoche: Woher kommt denn die Opfermentalität unter vielen Frauen?

Jan Fleischhauer: Es ist verführerisch, das Patriarchat, das System oder den Kapitalismus dafür schuldig sprechen zu können, wenn sich eigene Lebenswünsche und Hoffnungen nicht realisieren. Dann ist man es nicht selbst gewesen, der nicht gut oder hartnäckig genug war, sondern es war das System, das einen runtergehalten hat. Diese Sicht verspricht eine starke psychologische Entlastung.

Weltwoche: Sie sind einer der bedeutendsten deutschen Kolumnisten im deutschsprachigen Raum. Welches sind die drei wichtigsten Eigenschaften, denen Sie Ihren Erfolg verdanken?

Jan Fleischhauer: Ich habe eine grosse Neugier auf andere Menschen. Ich fand es immer toll, auch Leute kennenzulernen, denen andere nicht mal die Hand geben würden. Auch ist der Widerspruchsgeist in mir stark ausgeprägt: Wenn es zu kuschelig wird, nehme ich Reissaus. Und ich bemühe mich, die Dinge nicht zu ernst zu nehmen. Humor ist Mittel der Aufklärung, weil es Distanz schafft, im Zweifel auch zu sich selbst.

Das Gespräch wurde via Skype geführt.
Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



Lösungswort — Fliesst, wenn der Funke überspringt.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Wenn die rechtsprechende Gewalt ungewollt gewaltig Unrecht spricht. **13** Wer den B-Baum im Wald, den PCI-Bus auf der Strasse und den Assembler in der Fabrik vermutet, ist vermutlich keine. **14** Zieht jeder an seinem statt alle an einem, kommt keiner von der Stelle. **15** Die Sonneninsel in der südwestlichen Ostsee. **16** Leitet einen «Nebenbeinschub» ein. **18** Da liegt das, was möglich ist. **19** An solchen Tagen wird der brolly aufgespannt oder auf den Notpenny zurückgegriffen. **20** Lolette, tototte, sucette ou cheulotte. **23** Das immaterielle Hochhaus voller Fachchinesen, Fabelwesen, Zurückgezogener und Abgehobener. **29** Ist die alouette, gentille alouette, alouette, wo la tête the head. **30** Lediglich 80% treu, dafür 100% königstreu. **31** Ein gewöhnlicher rock oder einer der erfolgreichsten Rocker. **32** Wie der Mischmasch aus der Mischmaschine. **33** Wohlan, auf, ab und voran.

Senkrecht — **1** Ein ungemein aufgeblasener Sack bis zum Kaktussss-Kontakt. **2** Familiär für Jong-un, Jong-il und Il-sung. **3** Nicht ohne an nicht über: dann und wann und ab und an. **4** Die Auslucht im Zuchthaus. **5** Er misst nicht, er ermisst. **6** Steckt hinter der Aufgabe der Anzeige. **7** Verzeihe mir, my dear! **8** Der – zugleich die passende Montur für die Tortur – bringt beruflich jedermann auf Vordermann. **9** Nicht unternehmen, sondern überdenken; nicht wagen, sondern vertagen. **10** Augenscheinliche Schwachstellen in der Klarissenklostermauer. **11** Der kleine Kose-Roosevelt zum Kuschneln und Knuddeln. **12** Keinen Goethe, keinen Schiller holt sie aus dem Schrank heraus; nein, einen superharten Thriller sucht sich diese Dame aus. **17** *Dieses Baums Blatt* vermochte, Goethe zu inspirieren, über die Einheit der Zweiheit zu sinnieren. **21** Die, die zu sich selbst addiert, in sich selbst resultiert. **22** Rechnerreaktion auf eine Division durch 21 Senkrecht. **24** Enthitzt den PC oder besitzt jede CD. **25** Luft, die schlagartig pufft. **26** Kommt mit Geschick und etwas Glück wieder der Schnur entlang zurück. **27** Im enttäuschenden Satz mit x das Wort mit x. **28** Bei der Sache: Fakt, vor Ort: in der Regel sonntags.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 690



Waagrecht — **4** HAMSTERKAEUFE **9** FOTOKOPIERER **14** [LEBE][MANN] **15** OTLAS: umgedreht «Salto», Anagramm von «Stola» **16** ZWIEBEL **20** LEAR(jet): König in Shakespeares gleichnamiger Tragödie oder Geschäftsreiseflugzeugmarke **21** TAL **22** PARASIT **24** OZ: aus «Der Zauberer von Oz» **25** IRE: Der Shamrock (Kleeblatt) ist ein Wahrzeichen der Iren. **26** ELCHKALB **29** ZEH(n) **30** RUHM **31** BOGIG **33** ROTKAEPCHEN

Senkrecht — **1** MATE(-Tee) **2** URIN **3** PAROLI **4** HOLZTIER **5** MOBILES **6** TOM: aus den Zeichentrickfilmen «Tom und Jerry» **7** KENT **8** URLAUB **10** (Bar)KEEPER: engl. Wärter / Aufseher **11** PAERCHEN **12** ETET: umgekehrt «tête» (franz. Kopf) **13** Kliby und CAROLINE **17** Andy WARHOL **18** BALU: aus «Das Dschungelbuch» **19** LAHM **23** SKIPE **27** ABC **28** LOHE **32** GE: Kanton Genf

Lösungswort — **STAHLKAPPE**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



ROLEX

DIE NEUE DATEJUST

Die Datejust war der erste automatische und wasserdichte Armbandchronometer, der das Datum in einem Sichtfenster auf dem Zifferblatt anzeigte – die klassische Rolex par excellence. Mit neuen Versionen der Datejust 31 in Rolesor weiss, die sich mit eleganten und raffinierten Zifferblättern präsentieren, ist sie auch weiterhin die Quintessenz der Armbanduhr.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 31

BUCHERER

1888

bucherer.com